Schwarz

-4

Aus Sommertagen.

Walter Schwarz'

Gesammelte Novellen.

Vierter Band.

Vorüber — Deutsche Liebe — Ewald der Förster — Beim Klange der Glocken — Ein harmloses Geschichtchen.

Breslau.
Verlag von Rud. Hoffmann.
1873.

Frau Clotilde von Schwartzkoppen,

geb. von François

gewidmet.

Vorüber.

Ein Friedhof ist mir schon oft wie ein aufgeschlagenes Buch erschienen, in dem sich der Zusammenhang ganzer Geschlechter lesen und verfolgen läßt. Großstädtisches Treiben freilich, das Alles durcheinander würfelt und die verschiedensten Extreme mit einander in Berührung bringt, mag den Eindruck weniger zur Geltung kommen lassen, indem es den Schauspieler zum Geistlichen, die Hofdame neben die Nähterin bettet. Auf dem Lande aber, besonders wo angestammter Besitz lange Zeit in denselben Händen geblieben und eine Generation der anderen gefolgt ist, da zeigt sich im Kreise der Schlummernden oft in fast ununterbrochener Reihenfolge, wie der Tod sein Recht gefordert vom Urahn auf den Enkel, nachdem das Leben gegrünt hat und gewelkt ist, nicht anders als Frühling und Herbst in den Kronen der alten Linden, die den stillen Platz beschatten.

Dies zu beobachten fand ich besonders Gelegenheit, als ich an einem grauen, kühlen Frühlingsabende über den Friedhof des gräflich Hohenburgschen Stamm- und Majoratsgutes gleichen Namens hinwandelte. Ich war dienstlich am Orte anwesend Kirche und Schulwesen

des Kreises sollte inspicirt und über mögliche Reformen darin dem neuen Minister eingehend Bericht erstattet werden. Ich mußte darauf gefaßt sein, daß meine Anwesenheit keine ganz vorübergehende sein würde; denn um mit allen Verhältnissen genau bekannt zu werden, hatte ich verschiedene Rundreisen in der Umgegend zu machen und endlich über die auf diese Weise gewonnenen Anschauungen ein längeres Memoire an Ort und Stelle auszuarbeiten. Auch lag mir ob, persönlich mit dem Grafen Hohenburg zu verhandeln, der als großer Grundbesitzer und Patron, nicht nur der eignen Kirche, sondern auch mehrerer, von ihr abhängiger Filialen, ein gewichtiges Wort in diesen Angelegenheiten mitzureden hatte. Besagter Graf war mir als eine Art von Sonderling, als kränklich und menschenscheu geschildert worden. Obgleich noch in den besten Jahren, lebte er einsam, in beinahe unnahbarer Zurückgezogenheit.

Ich war im Laufe des Vormittags angekommen und hatte im Schlosse, das sich mir als ein stattliches, weitläufiges, aber etwas unbelebtes Gebäude präsentirte, zwei Zimmer für mich bereit gefunden.

„Der Herr Graf seien unpaß,“ entschuldigte höflich ein Kammerdiener, „und bedauere mich nicht persönlich begrüßen zu können.“ Nachdem ich mir's in der fremden Umgebung einigermaßen heimisch gemacht, speiste ich mit mehreren Beamten meines Wirthes, machte dem Pfarrer einen Besuch, besichtigte die Schulräume, und

als sich dann für den Abend nichts Dringliches weiter zu thun vorfand, spazierte ich in's Freie.

Die Gegend war, ohne gerade besondere Schönheiten zu entfalten, grün und freundlich. Vor das üppige Wiesenland schoben sich in erwünschter Abwechslung dunkle Waldkoulissen. Buntgefleckte Rinder grasten auf saftiger Koppel. Unter flüsterndem Weidengebüsch rieselte der bewegliche Mühlbach. Dazwischen waren kleine, saubere Häuser, weißschimmernde Gehöfte heiter ins Grüne gestreut und es hätte dies Landschaftsbild wahrhaft anmuthig erscheinen müssen, hätte ein hellerer Himmel darüber gelächelt. Aber der Wonnemonat verdiente diesmal seinen Namen nicht. Grau und stürmisch, gönnte er dem jungen Laub nicht Rast noch Ruhe; er rauschte und ächzte in den Baumkronen, riß die Blüthen wieder herunter, die er getrieben hatte, und fuhr mir mit so eisig kalter Hand in's Gesicht, daß ich den Rock bis unter das Kinn hin zugeknöpft, den Hut so fest wie möglich in die Stirn drückte. Auch fühlte ich meine Sinne wie benommen durch das unausgesetzte Brausen und Lärmen in der Luft, das den ganzen Tag hindurch gewährt hatte und sich, wie es schien, selbst jetzt beim herannahenden Abend, noch nicht beruhigen wollte.

Vom Zufall geführt, war ich am Gottesacker angelangt. Da ich hinter demselben die Bäume des Schloßparkes ragen sah, durfte ich annehmen, hier vielleicht

kürzer und geschützter meinen Heimweg zu finden, als indem ich die Landstraße wieder hinunter ging, die ich gekommen war. So betrat ich den Kirchhof. Er war sauber gehalten. Zwischen buschigem Fliedergesträuch entfaltete hie und da eine Päonie ihre dunkel glühende Pracht. Kreuz reihte sich an Kreuz, unter schattigen Ulmen, in deren knorrig ausgehöhlten Stämmen Frühlingsvögel nisteten. Weiterhin umschloß eisernes Gitterwerk die gräfliche Begräbnißstatt. Hier erschien es mir noch stiller, noch einsamer, als vorn auf dem Bauernkirchhof. Der rauhe Abendwind erreichte dies von hohen Baumwänden umschlossene Erdenwinkelchen nicht. Regungslose Ruhe, nach dem Toben des Windes draußen doppelt fühlbar, umfing mich. Ja, ich horchte ordentlich auf nach einem Laute, der mich auch hier dem Leben wieder verbunden hätte. Aber Alles blieb still. Nur eine Nachtigall schlug fernhin im dichten Gebüsch unsagbar sehnsuchtsvoll.

Langsam ging ich meines Weges, sah mir die Denkmäler an, las die Inschriften und reimte mir so ungefähr zusammen, in welcher Verbindung die Verstorbenen zu einander gestanden haben mochten. Dies mußten die Urgroßeltern gewesen sein. Der Aschenkrug, die schleierumhangene Urne aus Sandstein fehlte nicht auf ihrer Ruhestatt. Ein Genius senkte die verlöschende Fackel, indem er sich trauernd die Augen zuhielt, wie der Zeitgeschmack es forderte, dessen Modenwechsel sich auch

auf Gräbern geltend macht. Jene sentimentalen Embleme verdrängte der nüchterne Monolith mit pathetischem, wo möglich vornehm französischem Epitaphium, bis die Neuzeit in gefälligeren Formen ihren glänzenden Marmor entfaltete.

„Egon Graf Hohenburg," las ich auf einem der letzteren Gräber und die hinzugefügten Daten ergaben, daß es ein vierzehnjähriger Knabe war, der hier bestattet lag.

„Wie viel Glück und Hoffnung mag mit ihm in die Grube gesunken sein" — dachte ich. Dicht an seine Seite schmiegten sich zwei ganz kleine Kindergräber. Comteßchen Hohenburg waren es, die so jung gestorben sein mußten, daß man ihr Alter gar nicht erst angegeben hatte. Nun erinnerte ich mich gehört zu haben, dem jetzigen Grafen seien alle Kinder gestorben und müsse er, beim eignen dereinstigen Ableben, sein ganzes reiches Besitzthum in fremde Hände übergehen sehen. Es mochte seine Nachkommenschaft sein, die hier ruhend, frühzeitig ein anderes Erbe als das der väterlichen Schlösser und Domänen angetreten hatte. Aber die Mutter dieser Kinder, die Gräfin? Sie mußte noch unter den Lebenden wandeln, wenigstens sah ich mich hier vergeblich nach ihrer Ruhestatt um.

„Wollen der Herr Rath gütigst entschuldigen, wenn ich ihm einen guten Abend zu wünschen mir erlaube?" — ließ sich jetzt unerwartet eine freundliche Stimme

vernehmen und aufblickend gewahrte ich dicht neben mir mit abgezogener Mütze den Lehrer Hartwig, dessen Bekanntschaft ich schon Nachmittags im Schulgebäude gemacht hatte.

„Da ich den Herrn Rath hier heraufspazieren sah," fuhr der höfliche, alte Mann fort, nachdem er sich auf meinen Wunsch wieder bedeckt hatte, „wollte ich doch nicht versäumen, mich noch einmal vorzustellen, um vielleicht als Führer zu dienen, oder sonst —"

Daß der Alte sich vorwiegend durch die bereitwilligste Gefälligkeit auszeichnete, dessen war ich schon beim ersten Sehen inne geworden. Die derbe Dorfjugend mochte er damit wohl nicht gerade am kräftigsten im Zaume gehalten haben; aber immerhin war durch redlichen Willen und, wie es schien, große Pflichttreue, viel Gutes von ihm erreicht worden, das Anerkennung verdiente. Da er mir auch übrigens den Eindruck einer grundehrlichen Haut machte, fühlte ich mich rasch bekannt mit ihm, und ohne mich auch jetzt weiter zu genieren, fragte ich gerade aus meinen Gedanken heraus:

„Sagen Sie doch, liebster Hartwig, wie ist das eigentlich, lebt denn Ihres Herrn Gemahlin, die Frau Gräfin noch?"

Der Alte starrte mich über diese unkundige Frage in staunender Verwunderung an: „Bei Leibe nicht," antwortete er dann ernst und wichtig, „die Frau Gräfin

ist ja todt, lange todt — und liegt hier begraben, Gott schenke ihr die ewige Ruhe!"

Dabei wies er auf eine Traueresche, deren breite, tief herabhängende Aeste den Boden fast berührten. Ich gewahrte aber noch immer keine Grabstätte. Erst als Hartwig die Zweige des Baumes ein wenig auseinanderbog, zeigte sich mir unter dem gewölbten Geäst desselben, von seinem Blätterwerk verschleiert, ein Hügel, den ein schwarzer Stein bedeckte. Ich trat näher heran. „Eveline," las ich mühsam im dunkelnden Abend, „Eveline" — weiter nichts.

Kaum hatten meine Lippen den Namen ausgesprochen, so ließ sich ein leises Lachen vernehmen, das mich hier, in dieser Umgebung, besonders überraschte; es regte sich am Boden unter dem Baume, lachte noch einmal seltsam auf und hinter dem Stamm der Esche, im Grase hingekauert, gewahrte ich eine alte Frau, dunkel eingehüllt wie mir schien. Aus ihrem Munde glänzten mir zwei Reihen blendend weißer Zähne entgegen.

„Ulle, vertrackte Creatur!" — fuhr Hartwig auf, alle gewohnte Höflichkeit bei Seite lassend. „Was hockt Ihr wieder hier im Dunkeln, wo Ihr nichts zu schaffen habt? — Untersteht Euch, den Herrn zu belästigen!"

„Nun, nun, mein kleiner Hartwig," höhnte die Alte, auf die des Lehrers drohende Anrede wenig Eindruck zu machen schien, „werde doch hier noch bei meinem Püpp-

chen sitzen können, ohne Euch erst um Erlaubniß zu fragen?“

Hartwig ballte verstohlen die Faust. „Alte Hexe,“ murrte er in sich hinein.

„Wer ist das Weib?“ erkundigte ich mich, ihn leise von dem Baume wegziehend.

„Eine Pest von einem Frauenzimmer!“ antwortete er, finster nach ihr zurückblickend.

„Ei, ei, Freund Hartwig,“ wandte ich ein, indem wir weiter schritten, „die Alte scheint nicht hoch bei Euch in Gunst zu stehen. Was hat sie denn verbrochen, Euch so zornig gegen sie zu stimmen?“

„Verbrochen? — o verbrochen gar nichts,“ entgegnete er mit einer gewissen Bitterkeit. „Sie hat weder gestohlen, noch gemordet, noch Feuer in die Häuser gelegt und doch so viel Unheil angerichtet, daß man Geschichten davon erzählen könnte. Unsre arme Frau Gräfin — mag sie sie zehnmal ihr Zuckerpüppchen nennen! — hat sie auch auf dem Gewissen.“

„Was ist es mit der Gräfin, Hartwig?“ fragte ich weiter. Das geheimnißvolle Grab unter der Esche hatte ohnedies meine Neugier geweckt.

Der gutmüthige Mann war inzwischen schon wieder ruhiger geworden. Wir schritten über den Kirchhof hinaus, dem Schloßparke zu.

„Die Alte ist ihre Amme gewesen,“ erzählte er, den Blick zu Boden gerichtet, „und hat ihr angehangen, wie

ein Fleckfieber, das die edle Dame nicht loswerden konnte, bis an ihr seliges Ende. Das heißt," fügte er etwas zögernd hinzu, „selig ist dies Ende eigentlich nicht gewesen, denn Gott sei es geklagt: die Frau Gräfin ist im hellen Wahnsinn gestorben."

Ich schrak leise zusammen. „Es hatte sich so allmählich angebahnt," fuhr Hartwig fort, „Trübsinn, Zerwürfnisse und besonders Unglück aller Art hatte es ja schon vorher genug gegeben. Sie haben die Kindergräber da hinter uns gesehen. In denen lag freilich Glück und Zukunft unsrer armen Herrschaft eingesargt auf Nimmerwiederkehren. Doch hätte immerhin noch Manches gut und schön sein können für die Beiden, die noch beisammen waren. Aber da hat sich die Ulle, die immer schon die Hände im Spiel gehabt, in einer dunklen Stunde an unsre Frau Gräfin gemacht. Was sie eigentlich mit dem armen wunden Herzen angefangen haben mag, weiß der Himmel! Aber das wissen wir Andere: als wir endlich dazu kamen, war die Frau Gräfin toll und rasend und ist nie wieder zu Verstande gekommen. Da haben Sie's Herr Rath! Es ist meiner Seel' eine traurige Geschichte."

„Mehr als traurig, Hartwig!" rief ich erschüttert. „Ein Schicksal ist es. Und der Graf? — Wie hat er so schwere Erlebnisse überstanden?"

Der Lehrer zuckte die Achseln. „Wie es innerlich um ihn steht, davon wird nichts laut. Mag auch wohl

so am besten sein. Daß aber auch seine Gesundheit einen Knacks davon weg hat — nun das ist nicht zu leugnen und das konnte ja auch nicht anders sein. So etwas geht an Keinem spurlos vorüber. Und für ihn war es zu viel — zu viel. Erst die kleinen Comteßchen, der hübsche, blühende Egon und dann auch noch die Frau Gemahlin, die er so über Alles geliebt und auf Händen getragen hat."

„Leidet der Graf an einer bestimmten Krankheit?" unterbrach ich den Lehrer.

„Es soll am Herzen sein," berichtete er. „Oft überfällt es den armen Herrn so plötzlich, daß man meint es gehe auf Tod und Leben. Dann giebt es sich auch wieder. Aber 'mal, meinen die Aerzte, könne es rasch zu Ende sein mit ihm — ganz rasch, im Nu, wie man die Hand umdreht."

„Das klingt allerdings Alles nicht Vertrauen erweckend," versetzte ich; „aber ich danke Ihnen doch, Hartwig, daß Sie mir davon erzählt haben. Es ist immer besser, man kennt das Terrain, auf dem man sich bewegen soll." —

Wir waren nicht mehr weit vom Schlosse entfernt. Hartwig blieb stehen, um sich mir zu empfehlen. Nachdem ich ihm noch einige Andeutungen über die Geschäfte gegeben hatte, bei denen ich morgen auf seinen Beistand rechnete, trennten wir uns.

Auf meinem Zimmer fand ich die Luft, im Contrast

zu der scharfen Atmosphäre draußen, schwül und beklommen. Ich öffnete ein Fenster und sah hinaus in die abendliche Landschaft, die sich weit vor meinen Blicken hinstreckte. Park und Garten umschlossen die andere Front des Gebäudes. Unter ihrem Baumschatten dunkelte es bereits, während über dem freien Lande hier noch eine gewisse Klarheit schwebte. Ich sah das breite Flußband glatt und glänzend zwischen den Wiesen hingeschlängelt; sah über dem Bruch die weißen Massen der Torfblumen sich wie schimmernde Leintücher neben dem fetten Grün ausbreiten. Jetzt wurde auf der öden Straße dort eine dunkle Gestalt sichtbar, die sich langsam von der Stelle bewegte. Im hereinbrechenden Zwielicht konnte ich Niemand erkennen, ja kaum unterscheiden, ob es ein Mann oder ein Weib war, was dort einsam hinauszog ins Dunkel der Nacht; aber eine innere Stimme sagte mir entschieden, daß jene verlorene Gestalt dort Ulle sein müsse, die alte, garstige, unheimliche Ulle. Und ich meinte mich zu erinnern, früher schon, ehe Hartwigs Aeußerungen mir die Schmerzensgeschichte andeuteten, von allerlei schweren Schicksalen gehört zu haben, die das Grafengeschlecht der Hohenburg heimgesucht. Nur recht gegenwärtig war mir von alledem nichts mehr.

Zwischen diese zusammenhanglosen Anklänge drängte sich dann wieder, wunderbar melodisch, der Name „Eveline“ — und bewegte mein Herz so eigen. Denn

es hatte mich schon einmal eine Eveline beschäftigt; aber das war lange, lange her. —

Beim Nachtessen, das ich wie die Mittagsmahlzeit mit einigen Hausoffizianten einnahm, richtete mir der Kammerdiener eine Empfehlung des Grafen aus, der anfragen ließ, ob es mir genehm sei, ihn noch heute Abend in seinen Gemächern aufzusuchen? Er befinde sich jetzt besser, nur könne er das Sopha noch nicht verlassen.

Natürlich folgte ich der Aufforderung, denn es lag mir aus vielen Gründen am Herzen, meinen Wirth persönlich kennen zu lernen. Von einem Diener geleitet, schritt ich den langen Corridor hinunter, durch verschiedene schöne, aber etwas verödete Räume, durch die die Leuchte in meines Führers Hand schattenhafte Streiflichter warf. Im letzten Zimmer endlich brannte eine große Lampe. Der Graf, in einen Schlafrock von dunklen Sammt gehüllt, ruhte auf einer Chaise-longue und hieß mich etwas ernst und haltungsvoll, aber freundlich willkommen. Er war ein Mann von feinem, vornehmem Aussehen, etwa Ende der Vierzig. Eine durchsichtige Gesichtsfarbe, ein Zug entschiedenen Leidens in dem übrigens edelschönen Antlitz, machten seine Erscheinung nicht weniger anziehend. Auch lag etwas Gewinnendes in der milden Weichheit seiner Stimme.

„Ich muß Ihnen sehr unartig erschienen sein," sagte er, nachdem wir die ersten Begrüßungen ausgetauscht

und ich ihm gegenüber Platz genommen hatte, — „daß ich Ihrem Eintreffen scheinbar so wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe. Aber die Zufälle, denen ich unterworfen bin, machen zeitweise einen ganz unbrauchbaren Menschen aus mir, an dem man Nachsicht üben muß."

Ich bat ihn, der Sache nicht weiter Erwähnung zu thun.

„Wenigstens lag mir daran, mich noch heute persönlich bei Ihnen zu entschuldigen," fuhr er verbindlich fort, „und Sie zu bitten, mein Haus als das Ihrige zu betrachten. Darum ließ ich Sie noch zu dieser späten Stunde zu mir laden und empfange Sie in so ungenierter Weise. Nehmen Sie mir auch das nicht übel. Ich bin eben ein kranker Mann."

Als reue es ihn, mit den letzten Worten etwas einer Klage Aehnliches ausgesprochen zu haben, ging er jetzt rasch auf andere Dinge über; offerierte mir Cigarren und zündete selber eine an, an der er aber nur nachlässig, wie aus Höflichkeit gegen mich, einige Züge that und bald war unser Gespräch über geschäftliche Dinge, deren wir genug mit einander abzusprechen hatten, im vollen Gange.

Ich fand meinen Wirth klar von Ansichten, in den Intentionen, die er aussprach, großmüthig, ohne alle egoistische Nebengedanken. Nur das allgemeine Wohl schien er in's Auge zu fassen. Da ich in ähnlichen Fällen eigentlich gewohnt war, sehr Entgegengesetztes zu er-

fahren, äußerte ich meine Freude über so viel hochherzige Bereitwilligkeit der guten Sache zu dienen, ohne Rücksicht auf den eignen Vortheil. Der Graf sah mich darauf still, aus dunklen, halbverschleierten Augen an, deren stumme Trauer mir zum Herzen drang.

„Welchen eignen Vortheil hätte ich zu bedenken?“ sagte er. „Ich stehe allein auf der Welt — —. Wenn ich todt sein werde, was mit dem Fehler hier —“ er deutete auf seine Brust — „nicht lange auf sich warten lassen wird, werden fremde Menschen, die ich nie gesehen habe, in diesen Räumen wohnen; fremdes Interesse, von dem ich nicht einmal weiß, ob es edler oder gemeiner Natur ist, wird sich in mein Hab und Gut theilen. Soll ich, um jenes zu bereichern, Einrichtungen hindern, die jeder gesunde Sinn als gut und nützlich anerkennen muß? — Nein, Herr Rath! Schalten und walten Sie nach bestem Ermessen. So weit mein Einfluß reicht, sollen Ihnen keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden.“

Ich zeigte mich sehr befriedigt von dieser Erklärung. Den Grafen dagegen schien die Erwähnung seines Alleinstehens, seiner Gebrechlichkeit noch nachdenklicher gestimmt zu haben, als es ohnedies in seiner Eigenthümlichkeit liegen mochte. Sein Antlitz beschattete sich tiefer; er versank in ein stilles Hinbrüten, das unsere Unterhaltung mehr und mehr in's Stocken brachte. Dabei bemächtigte sich meiner eine, wohl durch die

Reise, durch den ganzen, in freier, scharfer Luft verlebten Tag herbeigeführte, unabweisbare Schläfrigkeit. Am liebsten hätte ich dem Grafen gute Ruh gewünscht, um selber mein Lager zu suchen. Aber dieser hatte eben Wein bringen lassen. Noch standen die gefüllten Gläser unberührt vor uns. Entschieden forderte die Höflichkeit, daß ich wenigstens ein Weilchen noch auf dem Platze aushielt. Die Pausen zwischen uns wurden immer länger. Draußen hatte sich der Wind gelegt; auch dort war Alles stumm und still. Um die Lampe, die nicht übermäßig hell brannte, kräuselte sich der blaue Dampf unserer Cigarren. Der Wein vor mir duftete betäubend. Ich fühlte, wie mir die Lider sanken und doch wollte ich nicht schlafen. Gewaltsam riß ich die Augen wieder auf, rückte mich auf dem Stuhl zurecht — da fuhr mir's plötzlich wie ein electrischer Schlag durch alle Glieder — was war das? — Träumte ich, oder wachte ich — war es ein Spuk der mich neckte? In Duft und Dämmer, umwebt von eigener Traumseligkeit, schwebte auf dem dunklen Hintergrunde jener Zimmerecke dort, lautlos und unbewegt und dennoch mit voller Daseinswahrheit, eine reizende Frauengestalt, in weißen, schimmernden Gewändern. Sie lächelte aus halben Augen; prächtiges Geschmeide blitzte mir entgegen. Ich hatte das Alles schon einmal gesehen, in ferner, weit abliegender Vergangenheit. Ein alter Zauber griff über mein Herz — hingenommen von seiner

Macht, vergaß ich wo ich war, was mich umgab und wider Willen laut stammelten meine Lippen: „Eveline! Ja sie — sie ist es — Eveline!“ —

Als der Klang der eignen Stimme mein Ohr traf, fuhr ich empor und war mit einem Male der Gegenwart wiedergegeben. Zugleich suchte mein Blick den Grafen. Todtbleich starrte er mich an.

„Von wem reden Sie?“ fragte er tonlos.

Ich strich mit der Hand über die Stirn, wie um die letzte Unklarheit zu bannen. „Mein Gott, ich weiß nicht wie ich mich bei Ihnen entschuldigen soll, Herr Graf,“ stotterte ich dann, „die Frühlingsluft hat mir den Kopf eingenommen — ein Anfall von Schlafsucht — meinte ich doch wirklich —“

Mich dann wieder unterbrechend, blickte ich scheu nach der Seite hin, wo mir das Traumbild erschienen war. Und siehe! da war es wieder; aber kein Phantom noch Gespenst, wie ich einen Augenblick thöricht gewähnt hatte, sondern ganz natürlich und einfach ein großes, anscheinend vortrefflich gemaltes Bild, dem ich nur während meines Gespräches mit dem Grafen den Rücken zugekehrt, das sich mir aber, als ich den Kopf mehr und mehr wendete, um meine Müdigkeit zu verbergen, als Gesichtsobjekt aufgedrängt und meine schwindenden Sinne seltsam getäuscht hatte.

„In der That, Herr Graf,“ wiederholte ich, „Sie

müssen mich für närrisch halten; aber ich war bereits halb im Traum und dieses Bild —"

„Es ist das Portrait meiner verstorbenen Frau," unterbrach er mich sehr ernst.

„Es lag nahe das anzunehmen," versetzte ich; „auch hatte mich das Gemälde nur frappiert, weil es einer Dame gleicht, die ich früher einmal gesehen habe und die auch Eveline hieß."

„Woher wissen Sie, daß das der Name meiner Frau war?" fragte der Graf befremdet.

„Der Lehrer Hartwig hat es mir erzählt," erwiderte ich so ungeschickt wie möglich und abermals traf mich ein staunender Blick des Hausherrn, denn allerdings: was hatte der alte Cantor, dessen Schuljungen ich examinieren sollte, mir über die weiblichen Vornamen in der gräflichen Familie zu berichten? — Immer klarer wurde es mir, daß ich heute nicht unter dem Stern geboren sei, ein Versehen wieder gut zu machen und daß ich deshalb wohl kaum etwas Klügeres thun könne, als mich — mochte der Graf von mir denken was er wollte — möglichst kurz zu verabschieden. Ich schützte also noch einmal eine unüberwindliche Müdigkeit vor; nahm, mich empfehlend, den Leuchter, der zu meinen Diensten bereit stand und eilte die langen Gänge und Corridore wieder hinunter, nach meinem Zimmer, das mir besonders nach diesen letzten Eindrücken wie ein Hafen des Friedens erschien.

Aber wer hätte es nicht schon einmal an sich selber erfahren, daß gerade, wenn wir am sehnlichsten nach Alleinsein und Ruhe verlangt haben, dies endlich eroberte Gut sich uns als gänzlich nutzlos erweist? — Auch ich hatte kaum das Licht gelöscht und die Decke über die Schultern gezogen, als mir alles Bedürfniß nach Schlaf vergangen war. In bunter Lebendigkeit drängten sich die wechselndsten Bilder vor meine Seele. Bald glaubte ich Ulle unter dem Baume sitzen zu sehen und hörte sie ein närrisches Lied über das versteckte Grab hin singen. Dann kam mir wieder der Graf in den Sinn, mit seinen traurigen Augen, seinem kranken Herzen; Hartwig erzählte Geschichte auf Geschichte und brachte keine zu Ende. Am längsten aber, und immer wieder zu ihm zurückkehrend, verweilten meine Gedanken bei dem Bilde, das in des Grafen Zimmer hing. Es rief eine frühe Erinnerung in mir wach; eigentlich die meiner ersten Liebe, wenn man so den Eindruck nennen will, unter dem ein junges, seiner selbst noch unbewußtes Herz erzittert, dem in holdseliger Frauengestalt verkörpert, das Schönheitsideal zu begegnen scheint, das ihm bisher nur seine Träume in unbestimmten Umrissen gezeigt.

Ich war — Student im ersten Semester — auf einer kleinen Gebirgsreise begriffen. Meine Eltern gebrauchten die Kur in P. Da sich das hübsch gelegene Bad beinahe auf meiner Tour befand, besuchte ich

sie dort, um einige Tage bei ihnen zu verweilen. Von der großen Welt hatte ich in dem abgelegenen Städtchen, wo wir zu Hause waren, ebensowenig wie auf meiner stillen Universität bisher sonderlich viel zu sehen bekommen. In P. war der Landesherr anwesend und versammelte die glänzendste Gesellschaft um sich. Ich fühlte mich wie geblendet von dem eleganten, beweglichen Treiben auf der Promenade, in den Pavillons und Kursälen. Natürlich genoß ich dies Alles nur aus bescheidener Entfernung; aber schon der Anblick dieser farbenglänzenden Bilder beschäftigte meine Phantasie sehr angenehm.

Eines Morgens früh saß ich auf dem Bänkchen vor unserer Thür. Es war noch ganz morgenstill die Straße hinunter. Nur die grünen Bergkuppen glitzerten und blinkten im lichten Sonnengold über den Dächern der Häuser. Da wirbelte am Ende der Straße eine Staubwolke auf, verdichtete sich, kam näher und näher; ich hörte Pferdegetrampel, sah aufblitzende Hufe. Jetzt senkte und theilte sich der Staub und über seinem Goldflufte wurden, wie in Wolken schwebend, zwei Gestalten sichtbar: ein Herr und eine Dame. Ersteren sah ich mir nicht weiter an. Seine Begleiterin aber, wie sie schlank und königlich da saß, im knappen Habit von grünem Sammet, wallende Federn auf dem Hute, erschien mir ungewöhnlich reizend. Sie kamen im Schritt herangeritten. Ich sah die blühenden Rosen auf den Wangen

der Dame, hörte den hellen Silberklang ihrer Stimme. Neben dem Häuschen, in dem wir wohnten, lag ein stattliches Hotel; dort hielt das Reiterpaar. Die Kellner flogen aus der Thür, der Schönen vom Sattel zu helfen; aber gelassen wartete sie, bis ihr Cavalier vom Pferde gesprungen war, sie zu bedienen. Zierlich setzte sie darauf ihr schmales Füßchen in seine Hand, stützte sich flüchtig auf seine Schulter und glitt an ihm herab, mit einer Anmuth, einer Leichtigkeit, wie mir Aehnliches noch nie zu Gesichte gekommen war. Ich verlor mich ganz in ihren Anblick. Behend hatte sie die lange Schleppe ihres Gewandes, in dessen reichen Falten wonnige Sonnenlichter spielten, über den Arm geworfen und stand nun da, den Pferden nachblickend, die ein Stallknecht von dannen führte. Der Herr neben ihr, mußte ihr etwas Freundliches gesagt haben, denn jetzt wandte sie ihm ihr Antlitz zu. Der volle Sonnenschein lag über ihr und eine Fülle von Jugend, Liebe, Glück und Schönheit strahlte mir aus diesen Zügen entgegen, daß es mir ordentlich die Brust durchschauerte, der ich doch an alledem keinen Theil hatte.

Als ich später der wunderschönen Dame Erwähnung that, die Morgens an unsrem Hause vorübergeritten, sagte meine Mutter:

„Das wird die junge Gräfin mit ihrem Gemahl gewesen sein, die hier nebenan logiert. Sie sind eben erst verheirathet. Ja, das ist eine reizende Frau.“

Bisher war ich des festen Glaubens gewesen, daß alle Poesie aufhöre, sobald die Leute sich heiratheten. Der Morgenritt dieser Beiden aber, der Liebesblick, den ich belauscht, machte mich an meiner Ueberzeugung irre und ich fing an, dieser jungen Ehe ein Interesse zu schenken, das meine eigene Empfindung in Wallung brachte.

Tags darauf sollte des Fürsten Geburtstag durch ein glänzendes Ballfest gefeiert werden. Der Kurgarten war illuminiert; Fontänen plätscherten, bunte Wimpel wehten. Lustwandelnd konnte das Publikum dem Fest im Saale zuschauen, der sich, im Erdgeschoß gelegen, nach einer freien Halle hin öffnete. Natürlich ließ ich mir das seltene Schauspiel nicht entgehen und selig war ich, als ich mitten im Gewühl meine schöne Gräfin entdeckt hatte. Sie überstrahlte die anderen Frauen alle und schien auch mehr umringt als irgend eine Andere. In den Pausen des Tanzes drängte Alles nach der Halle, um Luft zu schöpfen, die draußen freilich kaum kühler war, als im Saale selber. Möglichst weit vorgedrungen, stand ich endlich ganz in der Nähe der schönen Frau. Ich meinte den Duft der Blumen zu athmen, die ihr reiches Haar durchwanden, meinte ihr Kleid rauschen zu hören und fühlte mich trunken vor Seligkeit. Sie war ganz weiß gekleidet, übersät mit Diamanten. Ich hätte sie einer Blüthe vergleichen mögen, aber keine war mir vornehm und köstlich genug. Ein Juwel erschien sie mir; zarter als der Diamant

an ihrer Brust, feuriger als die Perle in ihrem Ohr und dennoch licht und hell wie der Opal, in dessen mildem Weiß alle Farben des Regenbogens spielen.

Der Fürst, der mit Vorliebe in ihrer Nähe zu weilen schien, stand auch jetzt vor ihr und redete zu ihr. Sie lächelte. Der duftige Fächer in ihrer Hand schwebte auf und nieder zwischen ihr und dem hohen Herrn. Wie Viele mochten sie beneiden um der Ehre willen, die sie genoß. Sie aber blickte mit klarer Kinderunschuld fröhlich und harmlos drein. Ein Adjutant brachte dem Fürsten eine Meldung, die diesen für einige Augenblicke in Anspruch nahm. Unterdessen schweiften die Augen der Gräfin suchend durch den Saal und die Halle. „Eveline!" — hörte ich eine Stimme in meiner Nähe leise hinter ihr rufen. Da zuckte es freudig über ihr Antlitz hin; im Nu hatte sie den Rufenden entdeckt. Vergessen war Fürst und Fest und Tanz. Sie ließ Alles im Stich ohne sich zu besinnen. In seliger Hingabe an den Arm des Gatten geschmiegt, entschwand sie meinen Blicken unter den Bäumen des Gartens.

Ich habe sie nicht wieder gesehen. Schon am nächsten Tage hieß es: die gräflichen Herrschaften nebenan seien abgereist. Dann nahm auch ich wieder den Stab in die Hand und meine Wege kreuzten die Bahnen der vornehmen Frau nicht weiter, deren Familiennamen ich nicht einmal erfahren hatte. So lange ich damals noch in den Bergen schweifte, träumte ich viel von Opalen,

grünen Sammetkleidern und wallenden Straußenfedern. Auch schnitt ich den Namen Eveline, ungebürlich groß in mehrere Baumrinden ein. Dann aber drängten näher treffende Interessen das leuchtende Bild in den Hintergrund, bis es sich mit der Zeit mehr und mehr in meiner Erinnerung verflüchtigte. Ueber zwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Ich habe lange nicht mehr an Eveline gedacht. Da ruft der Name sie heute in mein Gedächtniß zurück; ich sehe ein Bild, das ihr gleicht; wieder handelt es sich um eine Gräfin — sollte dies Alles auf ein und dieselbe Person zusammentreffen und jene Unglückliche, deren Schicksale mir heute dunkel angedeutet worden sind, die Nämliche sein, die ich jung, glänzend, vor Allen bevorzugt, gekannt habe? — — Diese Frage hauptsächlich war es, die mich beschäftigte und am Einschlafen hinderte. Erst als ich sie unzählige Male mit allem nur möglichen Dafür und Dawider hin und her gedacht und schließlich doch nicht entschieden hatte, machte der Körper seine Rechte abermals geltend und von der neuen Erregung doppelt ermüdet schlief ich endlich ein. —

Der nächste Morgen weckte mich mit strahlendem Sonnengold. Kaum hatte ich mein Frühstück eingenommen, als mir Hartwig gemeldet wurde, der mit einem leichten Landwägelchen im Hofe hielt, mich zur Inspicirung einer benachbarten Schule abzuholen, bei der ich seine Begleitung gewünscht hatte. Der Brave lenkte

die Rosse selber und so fuhren wir im tête-à-tête an grünen Saaten entlang, dem Kiefernwalde zu, in dem die Sonne mit beinahe sommerlicher Gluth brannte.

„Das giebt heute noch ein Gewitter,“ sagte der Lehrer am Himmel umschauend. „Ein so launiger Mai ist mir lange nicht vorgekommen. Bald kalt zum Einheizen, dann wieder eine Sonnengluth, die sich nicht halten kann.“

„Schadet nichts, Hartwig!“ sagte ich, mich behaglich in der Sonne dehnend. „Diese Wärme ist, so lange sie dauert, doch köstlich und ehe das Wetter abermals umschlägt, sind wir ja wohl wieder an Ort und Stelle?“

„Wer weiß!“ — entgegnete der Alte bedenklich. „Aber Sie haben ganz Recht, Herr Rath, wir wollen uns nicht schon Sorgen vorher machen. Sehen Sie, ist das nicht eine hübsche Schonung?“

„Prächtig!“ — rief ich mit einem Blick auf die bereits hoch aufgeschossenen Waldwände, die jetzt beide Seiten des Weges umschlossen. Gleich Weihnachtskerzen putzten schlanke, junge Schößlinge das kräftige Tannengeäst. „Nun, und was wollen Sie denn noch, liebster Hartwig? Steht da an der Lichtung nicht ein nettes Häuschen, in dem wir zur Noth Obdach fänden, sollte uns auf dem Heimweg wirklich ein Wetterchen über den Hals kommen.“

„Um Gotteswillen," fuhr Hartwig auf, „nicht in das Unglückshaus da hinein. Da wohnt ja Ulle — und auch außerdem —"

Er stockte und sein gutmüthiges Gesicht hatte plötzlich ganz verstörte Mienen angenommen. Mir rief der bloße Name der Alten alle Eindrücke des gestrigen Tages in's Gedächtniß zurück. Die Waldstille und Einsamkeit, die uns umgab, schien mir ganz geeignet, den guten Mann an meiner Seite etwas gesprächig zu machen über eine Familie, an der ich jetzt, um meiner eigenen an sie anknüpfenden Erinnerungen willen, doppelten Antheil nahm. Waren doch ohnedies die Pferde in ein langsameres Tempo gefallen, das eine gemächliche Unterhaltung begünstigte.

„Wie kommt es denn, Hartwig," fragte ich, um überhaupt einen Anfang zu machen, „daß die Alte hier so allein für sich, so abgelegen wohnt? Ich hätte das Häuschen für ein Forsthaus gehalten."

„Das war es auch ursprünglich," bestätigte der Lehrer. „Aber die Stelle ist eingegangen, als der vorige Herr Graf die Reviere anders eintheilen ließ. Da hat das Haus lange leer gestanden und die Ulle hat immer ein Auge darauf gehabt. Sie dachte sich's so hübsch, daß ihr hier Keiner auf die Finger sehen und sie doch Alles ringsherum erspähen und erspüren könne von dem freien Eck aus. Der Herr Graf, der weichen Herzens ist und schwer einem Menschen etwas abschlägt, hat ihr denn

auch das Häuschen bewilligt und als unser Junker Egon so seine sechs, sieben Jahre zählte, ist sie herausgezogen, was sie freilich nicht verhindert hat, doch täglich auf dem Schlosse herum zu lungern, bei der Frau Gräfin im Zimmer zu sitzen und sie ihr Zuckerpüppchen, ihr Engelskindchen zu nennen, bis sie ihr endlich das große Leid angethan hat, dem die edle Dame erliegen mußte. Ulle ist hier draußen wohnen geblieben. Sie kriecht im Walde herum, sammelt am Torfmoor ihre Blüthen und Kräuter; braut Tränkchen und Elixire; denn das Quaksalbern ist nun einmal ihre Hauptpassion. Auch die Wehmutter spielt sie gar zu gern, wenn sie einmal ankommen kann, obgleich der Herr Doktor ihr das Handwerk gründlich legt, sobald er sie dabei erwischt. Ich wollte es machten Alle so kurzen Prozeß mit dir — alter Satan du!" — brummte Hartwig vor sich hin, indem er mit der Peitsche nach dem Hause zurückdrohte, das bereits wieder hinter den Tannen verschwand.

„Sie haben das Haus ein Unglückshaus genannt," forschte ich weiter. „Thaten Sie das nur weil jene Ulle darin wohnt, deren Verehrer Sie mir nun einmal nicht zu sein scheinen; oder ist noch sonst etwas mit dem Hause —"

„Ach, geschätzter Herr Rath," unterbrach mich der Alte seufzend, „das ist wiederum eine traurige Geschichte. In dem Hause ist unser junger Graf Egon gestorben, der hübsche, prächtige Knabe."

„Hier draußen?" rief ich erstaunt. „Wie ist denn das gekommen?"

Hartwig antwortete nicht gleich. „Durch ein Unglück," sagte er dann. „Als der Junker mit seinem Herrn Vater eines Abends hinausgangen war in den Wald, einen Rehbock zu schießen, hat ihn ein bösartiges Insekt gestochen. Die Leute nannten es eine Blutververgiftung. Ulle mochte schmieren, bestreichen und besprechen so viel sie wollte, sie hatte kein Kräutlein wider den Tod, der eintrat, noch ehe ein Arzt zur Stelle war. In der Eile hatte man den Kranken in das Waldhaus geschafft; bei seinen verzweifelten Schmerzen war auch später der Transport nach dem Schlosse hin unmöglich. Und so ist er denn hier gestorben."

„Ja, das ist allerdings eine schmerzliche Erinnerung, die sich an das Häuschen knüpft," versetzte ich ernst. „Ein solcher Verlust muß ja den Eltern fast das Herz gebrochen haben."

„Kein Sonnenstrahl hat seitdem wieder in unser Grafenhaus hineingeleuchtet," fuhr Hartwig fort, während die lange Schnur seiner Peitsche melancholisch über dem Rücken der Pferde hin und her wedelte, die das Gefährt mühsam durch den mahlenden Sand zogen. „Denn sehen Sie, Herr Rath, das ist auch noch das Wundersame bei der Geschichte, sonst pflegt Unglück doch, wo es gemeinsam zwei Menschen trifft, die ein=

ander lieb haben, solche noch herzlicher mit einander zu verbinden. Hier aber geschah gerade das Gegentheil. Waren der Herr Graf und die Frau Gräfin bisher in Liebe und Zärtlichkeit zu einander aufgegangen, daß man seine Lust hatte es mit anzusehen, so war es seit des Junkers Tod als sei ein finstrer Geist zwischen sie getreten. Die Gräfin gar wurde dem Gemahl vollständig abhold; sie ging ihm aus dem Wege, wohnte und speiste für sich; ja, nach Jahresfrist zog sie allein in die Stadt und kam nur vorübergehend einmal wieder hier heraus wenn es galt zu bestimmten Gedenktagen das Grab des Sohnes zu schmücken und einen Gottesdienst in der Kapelle zu hören. Das hat Manchem zu denken gegeben!" fügte der Alte kopfschüttelnd hinzu.

„Ist auch wundersam genug," bemerkte ich. „Und was that Ulle unterdessen?"

„Nun, sie trieb ihr altes Wesen hier draußen nach wie vor," berichtete Hartwig weiter. „Der Graf saß stundenlang bei ihr in dem einsamen Hause und verhandelte mit ihr ich weiß nicht was! Sie lachte und sagte den Leuten: es stände nur bei ihr, Alles wieder gut zu machen und zum richtigen Momente würde sie's schon thun. Na, was es mit dem Wiedergutmachen auf sich hatte, das haben wir gesehen! Unter die Erde ist unsere Frau Gräfin dabei gekommen."

„Ohne sich vorher mit ihrem Gemahl versöhnt zu haben?" fragte ich.

„Ohne Versöhnung, im vollen Irrsinn,“ bekräftigte Hartwig. „Das Herz im Leibe dreht sich einem um wenn man es denkt. Und immer wieder sage ich: die Ulle ist an Allem Schuld. Wie sie es angefangen, was sie gemacht hat — ich weiß es nicht! — Aber ein Netz hat sie um die Beiden gesponnen von Anfang an; dem sind sie zum Opfer gefallen. Meine Hand möcht' ich in's Feuer legen: ohne die Ulle, die Hexe, lebte unsre schöne Frau Gräfin heute noch und der Graf hätte keine Herzkrämpfe. Sie hat es alles gemacht mit ihren falschen Augen und blanken Zähnen. Wie eine Giftmischerin ist sie mir erschienen, vom ersten Tage ab da sie mit der jungen Frau hier einzog. Sie war damals noch ein Frauenzimmer von Ansehen; konnte sich ganz fein und großstädtisch haben, ein seidnes Kleid anthun und höfliche Knixe machen. Dazwischen saß sie dann freilich auch wieder in der Schenke, trank Branntwein und schrie uns Anderen in's Gesicht: Ihr seid dummes Pack — hirnverbrannt dumm! Der Hartwig mit seiner ewigen Ehrlichkeit ist der Dümmste von Allen. Ich weiß die Dinge! Ich werde Euch noch Alle unter mein Regiment bringen! — Und dabei lachte sie, daß ihr die weißen Zähne im Munde fletschten.“

„Gott bewahr' mich!“ rief ich entsetzt. „Wie konnte nur die Gräfin solch eine Kreatur in ihrer Nähe dulden?“

„O, da spielte sie die Feine," erklärte Hartwig; „da hätschelte sie, da schmeichelte sie; da war's: mein Zuckerpüppchen hier, mein Goldengelchen da. „Hat Dich doch Keiner so lieb wie ich Schatz" — hieß es — „die ich Dich auf meinen Armen getragen und mit meiner Milch gesäugt habe. Meint es Keiner so gut mit Dir wie ich." Sie verstand es, ihrer Herrin Alles bequem und genehm zu machen und ihr die Dinge aus dem Weg zu räumen. Freilich hielt sie dafür auch alle Fäden in der Hand. Nichts geschah im Hause, daß nicht erst Ulle gefragt worden wäre. In den Wochenbetten durfte Niemand der Gräfin nahen wie nur Ulle allein. Die zwei erstgebornen Comteßchen starben gleich nach der Geburt. Es war große Noth, daß bald ein Knabe folgen möchte, denn die Besitzungen sind Majorat und ohne männliche Nachkommenschaft fällt die ganze Pracht, der ganze Reichthum — wie wir's ja nun leider Gottes erleben werden! — einem Fremden zu. Als dann endlich der Junker geboren wurde, und frisch und kräftig auch am Leben blieb, da war dafür die Freude auch so groß — so groß, daß die Frau Gräfin nach gar nichts Anderem mehr fragte auf der Welt, als nach ihrem Jungen. Auch die Ulle, die ohnedies mit den Jahren nicht angenehmer geworden war, galt ihr jetzt weniger und getrost ließ sie sie hier herausziehen, wo denn das Weib seinen Techtelmechtel getrieben hat in der ganzen Umgegend, mit Kuppeln, Kuriren, Hehlen und Hexen

— was weiß ich! Niemand konnte sie leiden; aber Alle fürchteten sich vor ihr und trauten ihr etwas Besonderes zu. Ich bin ihr mein Lebtag aus dem Wege gegangen, wie dem Leibhaftigen. Ich kann solche Menschen nicht leiden, die einem gleich die Zähne zeigen. — Aber da ist die Pfarre, Herr Rath! — Wir fahren doch wohl vor? — der Herr Pastor steht schon vor der Thür; er hat uns erwartet."

Und seine Schimmel mit Peitschenhieb und Zungenschlag ermunternd, bog Hartwig in den Pfarrhof ein.

Ich war von seinen Geschichten so erfüllt, daß ich mich ordentlich besinnen mußte, dem Geistlichen nicht statt vom neuen Schulbuch und der Lehrerbestallung, von Ulle und ihren großen, weißen Zähnen zu reden.

Unser Geschäft am Ort war übrigens rascher erledigt als ich erwartet hatte. Die Frau Pastorin gedachte uns noch mit einem ausgedehnten Frühstück zu erquicken. In Anbetracht der Gewitterwolken aber, die immer drohender heraufzogen, faßten wir uns kurz dabei und als eben fernhin der erste dumpfe Donner murrte, saßen wir wieder im Wagen.

„Was meinen Sie, Hartwig?" fragte ich, „kommen wir noch darunter weg?"

„Nein," entgegnete der Alte entschieden, „das platzt gerade über uns los."

„So kehren wir am Ende doch noch bei Ulle ein?" schlug ich vor.

„Ich nicht," antwortete er felsenfest. „Ich setze keinen Fuß über die Schwelle."

Weiter verlor er mit unnützen Reden keine Zeit; vielmehr trieb er kräftig die Pferde an, daß unser Wägelchen, weder Sand noch Baumwurzeln achtend, munter von dannen rollte. Aber sputeten wir uns, so sputete sich das Wetter noch mehr. Schwarzblau hatte es sich hinter den Tannen zusammengeballt. Der Wind fuhr stoßweise auf und trieb losgerissene Blätter vorüber. Jäh zuckte ein rother Feuerschein über den Himmel, daß Alles in Flammen zu stehen schien; dann fielen die ersten, großen, einzelnen Tropfen.

„Hartwig, das wird bedenklich!" sagte ich, meinen Rockkragen in die Höhe schlagend.

„Ich will die Schimmel laufen lassen was sie können," betheuerte er eifrig.

„Hilft nichts!" rief ich dagegen während der Donner näher heranrollte; „wir werden doch naß bis auf die Haut. Es kommt zu rasch herauf."

Und ich hatte Recht. Schon ließ sich in der Luft ein Rasseln und Prasseln vernehmen als sei Hagel, oder zum Mindesten ein tüchtiger Platzregen im Anzug.

„Wäre es nicht doch vernünftiger wir warteten das Aergste ab?" bemerkte ich noch einmal, als jetzt an der Waldecke Ullens weißes Häuschen sichtbar wurde. Ich kann nicht leugnen, daß mich zu diesem meinen Vorschlag, mehr noch als Furcht vor dem Wetter, eine

gewisse Neugierde trieb. Hatte ich doch nachgerade zu viel von der Alten gehört um nicht heimliche Lust zu verspüren, mir dies seltsame Exemplar von einem Frauenzimmer einmal in der Nähe anzusehen. Hartwig zuckte die Achseln.

„Thun Sie was Sie nicht lassen können, geschätzter Herr. Ich für mein Theil, halte Donner und Blitz lieber auf offener Landstraße aus als unter dem Dache da."

Einen Augenblick noch war ich schwankend — wir kamen unterdessen dem Häuschen immer näher.

„Hartwig!" rief ich endlich — der Regen schlug mir in's Gesicht, daß ich die Augen kaum offen halten konnte — „lassen Sie mich aussteigen! Ich trete dort unter, warte das Wetter ab und komme zu Fuß nach Hause. Der kleine Spaziergang ist nicht der Rede werth."

Zu vielem Hin- und Herreden war der Moment nicht angethan. Hartwig hielt kurz an, ich sprang vom Wagen, winkte ihm rasch weiter zu fahren und unter dem Krachen eines gewaltigen Donnerschlages stürmte ich dem Hause zu, in dessen Thür die Alte stand und lachte.

„Ist doch wohl ein Bischen zu scharf dies Wetter für den verwöhnten Stadtherren?" rief sie mich an, als ich triefend ihre Stelle erreicht hatte. — „Sie können hereinkommen!" — fügte sie hinzu, die Zimmerthür öffnend, durch die sie jedoch zuerst selbst eintrat.

Es sah sauber bei ihr aus; etwas ungewöhnlich, wie bei Jemand, der in sehr verschiedenen Verhältnissen gelebt hat.

„Das Kerlchen der Hartwig, hat sich wohl nicht zu mir hereingetraut?" lachte sie dann wieder. „Er hält mich für eine Hexe. Ist das ein Dummkopf!"

Ich fand ihren Empfang nicht unbedingt einladend und half mir selber zu einem Stuhl; trocknete mir das Gesicht mit dem Tuche und richtete dann prüfend meinen Blick auf die vielbesprochene Frau. Sie war alt und grau; hatte ein dunkles Tuch um den Kopf geknüpft, ihre Füße steckten in dicken Pantoffeln, mit denen sie schwerfällig über den Boden hinlaatschte. Die großen, weißen Zähne waren allerdings auffallend an ihr; mehr aber noch frappirte mich der rasche, scharfe Blick, mit dem sie um sich fuhr, nicht anders als draußen das Wetter mit seinen Blitzen.

Wohl dachte ich daran, daß es an mir sei der Alten ein Wort über mein Erscheinen hier zu sagen und sie nachträglich gewissermaßen um das Obdach zu bitten, das ich bereits angenommen hatte. Aber ich war bald inne, daß sie sich um diese Förmlichkeit nicht kümmerte. Auch schien sie sich Alles schon selber zurecht gelegt zu haben; sie wußte wo ich mit Hartwig gewesen war, was wir dort besorgt hatten; ja, bis in mein und des Lehrers Gespräche hinein mußten ihre schlauen Gedanken gespürt haben.

„Der alberne Mensch hat Ihnen wohl nette Dinge über mich aufgebunden?" sagte sie, beide Hände tief in ihre weiten Jackenärmel vergrabend, während sie wie ein Thier im Käfig, immer vor mir auf und nieder ging.

„Hartwig hat mir von Eurer verstorbenen Herrin, der Gräfin, gesprochen," entgegnete ich, den Faden bei einem andern Ende fassend; „das interessirt mich; denn wenn ich nicht irre, habe ich die Dame vor einigen zwanzig Jahren einmal selber gesehen, im Bade P."

„Ja freilich!" rief Ulle mit aufblitzender Lebendigkeit, „da waren wir auf der Hochzeitsreise. War sie nicht ein feines Liebchen, meine Eveline? — Hei, wie ich sie zum Hofball herausgeputzt hatte! — Mit Diamanten wie gespickt. Ja, die war dazu gemacht dem Mannsvolk die Köpfe zu verdrehen."

Also wirklich! ich hatte mich nicht geirrt. Mein Jugendideal und die stille Schläferin unter dem schwarzen Grabstein im Schatten der Trauересche, waren wirklich ein und dieselbe Person!

„Ihr seid von früh an bei der Gräfin gewesen, Ulle?" fragte ich.

Sie schoß einen mißtrauischen Blick zu mir herüber. „Wenn Sie's schon wissen, brauche ich es Ihnen ja nicht erst zu erzählen," antwortete sie mürrisch.

„Ja, die Gräfin war eine schöne Dame," hub ich, ihres Einwandes nicht achtend, noch einmal an, um sie

womöglich besser zu stimmen. „Schöne Gestalt, schöne Haare —“

„Haare!“ — schrie die Alte dazwischen. „Das will ich meinen! Möchte 'mal Eine sehen, die solchen Zopf aufzuweisen hätte!“

Und plötzlich flink geworden, sprang sie in den Hintergrund des Zimmers, schlug den Deckel einer alten Truhe auf und zog einen Gegenstand hervor, den ich nicht gleich unterschied; war es doch ohnedies um uns her so dunkel geworden wie bei sinkender Nacht. Nur ab und zu zuckte ein weißer Blitz mit erschreckender Helle durch das Gemach. Ulle stellte sich dicht vor mich hin und nun erkannte ich, daß es langes, wehendes, blondes Frauenhaar war, was sie vor mir entfaltete.

„Habe es ihr selber abgeschnitten, als sie schon auf der Bahre lag, meine süße Kleine,“ grinzte die Alte, das Haar liebkosend. „Wollte doch auch ein Andenken haben an mein Zuckerpüppchen, das ich gehegt und gepflegt habe von Kindesbeinen an. Nicht wahr, das sind Haare!?“ —

Ich nickte, aber ich konnte mich eines inneren Schauers nicht erwehren. Der Donner grollte um das Haus herum. Vor mir stand die unheimliche Alte, in der Hand die Locken, die ich einst blumendurchwunden bewundert und angebetet hatte; und die Liebliche, die den Schmuck getragen, moderte längst im Grabe.

„Was hat die Gräfin um den Verstand gebracht, Ulle?“ — fragte ich plötzlich, das Weib schärfer in's Auge fassend.

„Ich weiß nicht!“ erwiderte Jene trocken, wandte sich kurz weg von mir, die Haare in eine Schleife schlingend, die sie nachlässig zurückwarf in den Kasten.

„Es ist etwas Dummes, daß die Menschen sterben,“ sagte sie nach einer Weile, die Arme wieder vor der Brust verschränkend; ihr Auge starrte durch die kleinen, überströmten Fensterscheiben hinaus in den Regen.

„Es ist Gottes Schickung,“ versetzte ich.

Sie zuckte mitleidig die Achseln. „Dummheit ist es, weiter nichts!“ sagte sie heiser. „Wenn ich die Schöpfung gemacht hätte, ich hätte es anders eingerichtet. Das alberne Pack, das nichts sieht und nichts versteht, das könnte meinethalben um die Ecke. Aber die Schönen, die Klugen — warum die in die schwarze Erde sollen, das weiß ich nicht!“

„Allerdings kann es Einem um manches junge Leben, das früh geknickt wird, unsäglich leid sein,“ entgegnete ich. „Zum Beispiel um den jungen Grafen Egon, in dem seine edlen Eltern ihr ganzes Glück, ihre ganze Hoffnung begraben haben. Er ist ja wohl hier in diesem Hause gestorben?“

„Also davon hat der Lehrer auch geschwatzt!“ fuhr Ulle auf, gleich wissend woher der Wind wehte. „Na, das wird gescheidt gewesen sein, was er da zusam-

men gefaselt hat," höhnte sie. „Natürlich wieder die alte Geschichte: der Graf habe seinen Sohn erschossen, seinen leibhaftigen Sohn — hahahaha! — Es ist zum Todtlachen was die Menschen dumm sind!" — und sie lachte, daß es mir kalt überging.

„Seinen Sohn erschossen?" — stammelte ich, — „der Graf? — Davon hat mir Hartwig kein Wort gesagt."

„Nun, das wundert mich!" fuhr sie jetzt zungengeläufig fort, „wundert mich sehr! denn das ist gewöhnlich das alte Lied, das sie immer wieder von neuem singen. Der Vater habe sein eigen Fleisch und Blut kalt gemacht — Unsinn ist es!" — schrie sie immer lauter. „Ich weiß die Dinge! — der Graf hat seinen Sohn nicht erschossen! — Wer das nicht glaubt, soll zu mir kommen. Was Keiner weiß, weiß ich und kann es beschwören mit heiligen Eiden. Hartwig soll sein Maul halten. Ich — Ulle — ich sage es: der Graf hat nicht seinen Sohn erschossen!" — und dazu schlug sie mit der Faust auf den Tisch, daß das alte Möbel unter ihr erbebte. Ihre Stimme hatte gellend durch das Haus geschallt. Im nämlichen Momente fuhr knatternd ein Donnerschlag nieder, vor dem mir Hören und Sehen verging. Es war nicht anders, als wanke der Boden unter unseren Füßen. Dann war plötzlich Alles wieder still — todtenstill.

Als ich jetzt aufsah, stand Ulle noch immer vor mir,

die Hände in den Jackenärmeln, fahl und gelb, aber ganz ruhig.

„Es ist vorüber — hat nichts gethan!" — warf sie mit hochmüthiger Sorglosigkeit hin. „Unten am Himmel wird es sogar schon wieder hell. Das hat nichts zu sagen. Wollen sie etwas frühstücken, Herr? — Ich habe guten, starken Wein —"

Ich dankte für ihr Anerbieten; mir wäre der Bissen in der Kehle stecken geblieben in dieser Gesellschaft und fast mußte ich Hartwig Recht geben, daß es nicht geheuer sei, unter dieses Dach zu flüchten. Auch machte ich keinen Versuch weiter, Ulle über gewisse Dinge zum Reden zu bringen. Fortan sprachen wir von den gleichgültigsten Sachen: von der Forst, in deren Nachbarschaft sie wohnte, vom Wetter, das in der That nach dem letzten furchtbaren Schlag, rasch vorüber zu ziehen schien. Endlich gedachte ich des Rückweges.

„Der Regen hat aufgehört," sagte ich, aus dem Fenster blickend. „Ich will Eure Gastfreundschaft nicht mißbrauchen, Ulle. Danke für das Obdach" — und dabei versuchte ich ihr ein Geldstück in die Hand zu drücken.

Sie prüfte meine Gabe ganz ungeniert und warf sie dann geringschätzend von sich, daß der blanke Thaler über den Tisch hinrollte.

„Geld?" — rief sie verächtlich, „was soll mir das? — Wenn ich danach Verlangen trüge, könnte ich haben so

viel ich wollte. — Sie brauchen sich übrigens auf dem Heimwege nicht zu übereilen," fügte sie mit einer überlegenen Kenntniß aller Verhältnisse hinzu; „der Graf speist erst um fünf Uhr. Sie haben Zeit." — Und die Thür schon hinter mir zu klinkend, warf sie mir eben noch ein kurzes „Adieu" nach. Ich stand im Freien und meinte aus bösem Traum zu erwachen, als ich in der abgeklärten Atmosphäre draußen, wieder reine Luft athmete. Köstlich erfrischt war nach dem Regen der tropfende Wald. Mit neuerwachendem Jubel scholl der Vögel Gesang durch seine duftende Stille und brachte ein Gefühl von Unschuld und Frieden über mich, das mich wahrhaft erquickte. Aber nur vorübergehend gab ich mich demselben hin; denn wie umsponnen war noch all mein Sinnen und Denken von Ulles geheimnißvollen Reden, die mich überrascht, verletzt und doch zu unabweisbarem Nachgrübeln angeregt hatten. Ich wandelte ganz in mich selbst verloren, als ich plötzlich Räder rollen hörte und siehe da! — an der nächsten Biegung des Weges wurde der treue Hartwig mit seinen Schimmeln sichtbar. Er war nur in der ersten Dorfscheune untergefahren, das Wetter abzuwarten, und kam zurück, mich heimzuholen.

„Also!" — hub er an, als wir jetzt wieder gemächlich nebeneinander im Wagen saßen — „was für ein Gesicht hat Ihnen denn die Alte gemacht?"

„Ein widerwärtiges Weib!" antwortete ich aus

vollster Ueberzeugung. „Aber etwas Anderes, Hartwig, davon ich recht erschüttert bin! — Ist es wirklich wahr, daß die Leute sich erzählen, der Graf habe seinen Sohn erschossen?"

Hartwigs ehrliches Gesicht wurde ernst und düster. „Also das hat sie Ihnen aufgetischt, die böse Sieben!" — sagte er nachdenklich vor sich hin. „Nun ja, es ist die Rede gegangen, der Graf habe Unglück auf der Jagd gehabt; das Gewehr sei ihm losgegangen, und der Schuß habe dem Junker die Schläfe durchbohrt, daß er gleich todt liegen geblieben, nicht weit vom Waldhaus. Des Knaben Antlitz hat freilich Niemand mehr gesehen, als die Leiche auf's Schloß geschafft worden war. Ein Tuch blieb darüber gebreitet; es hieß die Vergiftung habe seine Züge gräßlich entstellt. Gleich nach dem Begräbniß ist der Graf für längere Zeit verreist. Wie Alles zusammenhängt — ich weiß es nicht! — Das aber meine ich: ist dem Vater wirklich das Entsetzliche beschieden gewesen, seinem eigenen Kind eine Kugel in's Hirn zu jagen, so trägt der arme Herr wahrlich schwer genug an so furchtbarem Geschick und Niemand soll ihm durch unnützes Wiederholen und Breittreten längst vergangener Dinge die Last noch härter aufbürden. So denke ich!" —

„Und Sie haben vollkommen Recht, liebster Hartwig," sagte ich ihm beistimmend leise auf die Schulter klopfend.

Bald darauf rollte unser Gefährt in den Schloßhof. Ich trennte mich vom Lehrer, begab mich auf mein Zimmer, um mich umzukleiden und als es fünf Uhr schlug, trat ich in den Speisesaal, wo mich Graf Hohenburg bereits erwartete.

Ich fand ihn heute besser aussehend als am Abend zuvor. Meine Ungeschicklichkeit in Betreff des Portraits seiner Gemahlin, schien er mir verziehen zu haben, wenigstens begegnete er mir nach wie vor mit verbindlicher Freundlichkeit. Mir aber war noch immer so, als sei ich ihm eine Erklärung über mein thörichtes Betragen schuldig, und als wir nach dem Essen unseren Kaffee auf dem offenen Altan des Speisezimmers tranken, von dem wenige Stufen hinunter in den Garten führten, hub ich an:

„Was müssen Sie nur gestern Abend von mir gedacht haben, Herr Graf, daß ich wie ein Nachtwandler im Traum gesprochen habe? Noch dazu vor einem Gemälde, für das Sie von Jedermann die größte Pietät zu fordern, so sehr berechtigt sind."

„Ich habe gar nichts darüber gedacht," entgegnete er höflich ablehnend.

„Mich aber drängt es zu meiner Entschuldigung doch nicht unerwähnt zu lassen," fuhr ich fort, „daß das Bild nicht ohne Grund einen so besonderen Eindruck auf mich gemacht hat. Ich habe nämlich vor Jahren

das Glück gehabt, Ihrer Frau Gemahlin einmal zu begegnen."

Der Graf horchte hoch auf und unbefangen erzählte ich ihm nun, daß ich seine Frau in P. als schlanke Amazone, als Königin des Festes gesehen und bewundert habe; ja, auch das verhehlte ich nicht, wie ich in jugendlicher Schwärmerei ihr Bild lange als Ideal aller weiblichen Anmuth und Schönheit im Gedächtniß getragen.

„Das interessirt mich im höchsten Grade!" rief mein Wirth, als ich zu Ende war und der belebte Ausdruck seiner Züge bestätigte den Antheil, den er an meinem Berichte nahm.

„Natürlich muß ich auch Sie, Herr Graf, damals gesehen haben," fügte ich hinzu; „doch gestehe ich, daß mich mein Gedächtniß darüber ganz im Stich gelassen hatte und daß ich —"

„Ach," unterbrach er mich, „was hätte denn neben ihrem reizenden Erscheinen noch einen Anspruch gemacht, bemerkt zu werden! — Glauben Sie mir, es berührt mich tief, Jemandem zu begegnen, der meine Frau in ihrer ganzen, unbeschreiblichen Holdseligkeit gekannt und danach das Glück ermessen hat, das mein war — ein Glück ohne Gleichen!" — setzte er innig hinzu. „Wie vermessen ist doch der Mensch," fuhr er dann nach einer Pause, die ich nicht zu unterbrechen wagte, träumerisch fort: „daß er sich an einem so köstlichen

Besitze nicht genügen lassen kann und begehrlich die Hand noch nach anderen Gütern des Lebens ausstreckt, in unersättlichem Verlangen eins mit dem anderen zu krönen — bis die keck herausgeforderten Schicksalsmächte oft plötzlich dem Spiel ein Ende machen und den einst Reichgesegneten schließlich zum Bettler werden lassen — zum Bettler — wie mich!" —

Das Letzte hatte der Graf mehr zu sich selber als zu mir gesprochen. Ich fürchtete abermals, was ich auch erwidern mochte, ihn nur unzart zu berühren und so schwiegen wir Beide. Hinter den Kronen der Bäume röthete sich schon der Abendhimmel. Als die Luft kühler zu werden begann, erhob sich Graf Hohenburg und wir schieden mit einem herzlichen Händedruck, wie Menschen die in einem anklingenden Punkte rasch mit einander bekannt geworden sind.

Vorläufig jedoch sollte dieser sympathischen Annäherung zwischen uns nicht viel Raum gegönnt werden, sich weiter zu entwickeln. Von einer Seite her, wo ich es am wenigsten erwartet hatte, überfluthete mich eine wahre Arbeitslast und hielt mich eine Woche und darüber, so in Athem, daß ich außer für meine Amtsgeschäfte, kaum für etwas Anderes Zeit und Gedanken finden konnte. Alle Morgen unterwegs, selten zur Mittagstafel zurückgekehrt; mit Schreibereien überladen, durch fruchtlose Bemühungen und unverständiges Entgegenstreben geärgert und entmuthigt, sah ich den Grafen

in dieser Zeit nur während einer kurzen Abendstunde, in der ich mich noch obendrein müde und verstimmt fühlte. Dennoch nahmen die Beziehungen zwischen uns einen immer freundschaftlicheren Charakter an. Der Graf sah, daß ich das Gute wollte. In der Abgeschlossenheit; in der er lebte, war es ihm offenbar wohlthuend, sich überhaupt einmal mitzutheilen. Vor Allem aber hatte der Umstand, daß ich seine Gemahlin gekannt und verehrt hatte, mir sein Herz erschlossen. Er führte mich wiederholt vor ihr Bild, auf dem ich sie genau gekleidet fand wie bei jenem Ballfeste; zeigte mir die Zimmer, die sie bewohnt hatte und schien ihrer Erinnerung in jeder Beziehung einen Kultus zu widmen, der mich rührte. Von seinen Kindern dagegen sprach er nie. —

Eines Tages saßen wir nach dem Essen wieder auf dem Altan, in dessen gepflegter und geschützter Umgebung schon hie und da, an hochstämmigen Büschen, eine Rose aufbrach, deren weiterem Entfalten der Graf mit dem Antheil eines Liebhabers folgte. Besonders interessirte er sich für eine weiße, blaßroth überhauchte Rosenart; ich glaube, weil ihre zarte Färbung ihn an Eveline erinnerte.

Wir hatten viel von Geschäften gesprochen. Ich hatte dem Grafen mein Leid geklagt über alle unnützen Schwierigkeiten, die mir in den Weg gelegt würden. Er entwickelte wie immer Ansichten, die ganz mit den

meinigen stimmten. Bei allen Einrichtungen jedoch die er traf, sei es in dem mich nun gerade nahe angehenden Schuldepartement, sei es anderwärts, hatte er stets, — das war mir schon öfter aufgefallen! — einen frühen Tod im Auge und seine Maßregeln galten eigentlich immer mehr der Zeit wo er nicht mehr sein würde, als den Tagen, in denen er noch selbst ihre Resultate genießen konnte.

„Aber vorläufig leben Sie doch noch!“ fuhr es mir an jenem Abende heraus, als wieder einmal eine derartige Bestimmung zur Sprache gekommen war.

„Nicht mehr lange,“ sagte er vollkommen ruhig. „Ich fühle das selber am Besten —“

— „weil ich ein wenig Hypochonder bin,“ ergänzte ich scherzend.

Er sann einen Augenblick nach. „Die Bezeichnung ist, glaube ich, nicht ganz die richtige,“ fuhr er dann gelassen fort, „denn mich beunruhigt das nicht, was ich kommen sehe; im Gegentheil: ich sehne mich danach! — Mein Leben hat Verwicklungen mit sich geführt, die wieder zu lösen, das Leben keine Macht hat. Der Tod denke ich, wird barmherziger sein. Ich vertraue seiner schlichtenden Hand.“

Sehr ernst, aber durchaus einfach waren diese Worte gesprochen worden; auch war mir des Grafen schönes, feines Gesicht nie edler und geistiger im Ausdruck erschienen, als gerade in diesem Moment.

„Zwar habe ich viel vor Gott zu verantworten," hub er nach kurzem Innehalten noch einmal an, „aber Seine Barmherzigkeit, die selbst den Schächer am Kreuz in Gnaden aufgenommen hat —"

„Welch ein Vergleich!" — warf ich dazwischen.

„Er ist nicht übertrieben," fuhr der Graf feierlich fort. „Schwere Schuld lastet auf meinem Gewissen. Vielleicht kennen Sie mein Schicksal noch nicht; es haftet Blut an dieser Hand. Sie erschrecken? — ja, theurer Freund, dem ist so: ich habe Egon, den Erben dieses Hauses, erschossen."

Ich fühlte, daß ich die Farbe wechselte. Des Grafen kurzes, aber entschieden gegebenes Selbstbekenntniß überraschte, überwältigte mich.

„Man hatte mir davon gesprochen, erwiderte ich zögernd, „aber ich wußte nicht —"

„Ich selbst mache kein Hehl aus meinem Unglück," fuhr er fort; „ich habe mich zur Zeit den Richtern gestellt und eine Strafe abgebüßt, die allerdings eigentlich keine war. In milder Schonung hat man Schweigen über ein Ereigniß gebreitet, von dem ich freilich selbst am schwersten getroffen war. Auch in meiner nächsten Umgebung ist um die Gemüther nicht zu erregen, ich weiß nicht welche Fabel erfunden worden, die den Tod des Knaben anders motivirte. Damit war äußerlich Alles abgethan. Was aber meine Seele gelitten hat — —"

Er konnte nicht weiter sprechen, sein Athem flog.

Ich sah wie innere Bewegung ihm das Wort abschnitt. Als läse er die Besorgniß um ihn in meinen Zügen: „Kommen Sie, mein Freund," sagte er sich fassend, „wir wollen einen Gang durch den Park machen. Der Abend ist wunderschön!" — damit hing er seinen Arm in den meinen und wir gingen.

Köstlich war im Garten der abendliche Frieden, der Blumenduft, der Vogelsang. Die Schönheit und Stille ringsumher wirkte sichtlich wohlthuend auf die peinliche Erregung meines Begleiters. Unter den Bäumen auf- und niederwandelnd, behielten wir die Front des Schlosses, mit dem Altan auf dem wir gesessen hatten, im Auge. Als sich allmählich längere Schatten über den sammtigen Rasenplatz streckten, kam hinter einem Bosquet hervor Jemand den Kiesweg nach der Schloßrampe herauf gegangen und nicht ohne Verwunderung erkannte ich Ulle. Geraden, langsamen Schrittes näherte sie sich dem Altan, nicht als beträte sie dort unbefugt eine ihr untersagte Umgebung, sondern vielmehr mit aller Gemächlichkeit des hier Zuhauseseins schritt sie heran. Am ersten Rosenbusche blieb sie stehen und bog seine Zweige ein wenig zurück, um die eben erschlossene Blüthe besser in Augenschein zu nehmen, deren mildes Weiß bis zu uns herüber leuchtete. Es überfiel mich eine förmliche Angst so viel zarte Reinheit von diesen Händen betastet zu sehen. Im nämlichen Momente aber faßte Ulle schon den Stengel, ein kurzer

Ruck und herunter gerissen war die herrliche Blume. Sie nun bald in der Nähe betrachtend, bald ihren Duft einathmend, schlenderte die Alte weiter, gerade auf uns zu, die wir ihr von der anderen Seite her entgegenkamen.

„Welche Frechheit!“ — konnte ich mich nicht enthalten auszurufen. Der Graf mußte, eben so gut wie ich, gesehen haben was geschehen war. Ich fühlte das Zucken seines Armes in dem meinen. Doch sagte er nichts. Jetzt trafen wir mit Ulle zusammen. Sie versuchte es gar nicht ihren Raub zu verbergen. Die Rose offen in der Hand, wie Jemand der voll berechtigt ist sich dies und noch viel mehr zu erlauben, streifte sie, ohne Schritt und Haltung zu ändern, nachlässig an uns vorüber, mir mehr als dem Grafen ein kurzes: „Guten Abend“ zuwerfend, dessen hochmüthige Dreistigkeit mich sehr unangenehm berührte.

„Die schöne Rose!“ — rief ich voll Entrüstung, als wir uns dem beraubten Strauche näherten. „Warum dulden Sie das, Herr Graf? Einen tüchtigen Verweis hätte die Alte doch wohl verdient. Es ist gerade einer Ihrer Lieblinge, den sie sich angeeignet hat.“

„Lassen Sie es gut sein,“ versetzte der Graf mit etwas erzwungener Ruhe; „es hat mir Jene dort schon mehr im Leben zerstört, als die Freude an einer Blume. — Kennen Sie die Frau?“

„Ich bin neulich, während eines heftigen Gewitterregens, unter ihr Dach getreten —“

„Im Waldhaus?“ unterbrach mich der Graf voll Spannung.

„Ja,“ entgegnete ich, „und da —“

„Hat sie Ihnen von Egon und meinem Unglück erzählt,“ — ergänzte er rasch.

„Allerdings!“ bestätigte ich, so peinlich es mir auch war diese Dinge noch einmal berührt zu sehen. „Aber gerade die Alte war es, die mich versicherte, es sei Alles nur leeres Geschwätz. Ihr Sohn sei nun und nimmermehr von Ihrer Hand gefallen.“

Der Graf war sehr blaß geworden.

„Sie ist der Dämon meines Lebens gewesen,“ sagte er und seine Stimme schien bei diesen Worten allen Klang zu verlieren. „O mein Freund,“ wandte er sich schmerzlich zu mir, „es ist furchtbar in allem Jammer, der uns aufgebürdet wird, nur die Folge eigner Vergehen zu erkennen und jede Klage, die namenlose Qual uns auspreßt, immer nur zu richten gegen das eigne Herz — furchtbar — furchtbar!“

Es that mir wahrhaft wehe den Unglücklichen auf's Neue so tief erschüttert zu sehen.

„Sie dürfen in Ihrer Selbstanklage nicht zu weit gehen, theurer Graf,“ versuchte ich ihn zu beruhigen. „Am Ende hat ja doch nur ein Unglück, keine Schuld gewaltet; ein böser Zufall, nicht Ihr Wille leitete Ihre Hand.“

Er sah mich starr an. „Was meinen Sie?“ — fragte er verwundert.

„Ich meine, daß Sie absichtslos Blut vergossen haben und daß Ihr Bewußtsein Sie deshalb —“

„Ja so!“ erwiderte er einlenkend. „Sie reden von Egon's Tod! Freilich, freilich, das war ein böser Zufall. Aber hat Ihnen denn Ulle nur von Egon's Tod erzählt?“

Jetzt war es an mir ihn verwundert anzublicken. „Wovon sollte sie mir sonst noch erzählen? Hoch und theuer hat sie mir geschworen, daß der junge Graf nicht von Ihrer Hand gestorben sei.“

„Der junge Graf — —“ wiederholte er mit einem wehmüthigen, abwesenden Lächeln.

Wir standen jetzt wieder auf dem Altan. Die Gegenwart eines Dieners, der dort etwas zu schaffen hatte, verhinderte uns, unser Gespräch fortzusetzen. Als wir endlich allein waren, legte der Graf die Hand auf meinen Arm.

„Wenn sich einmal die geeignete Stunde dazu findet,“ sagte er ernst, „will ich Ihnen meine Geschichte erzählen. Dann werden Sie selber urtheilen, ob mir auf Erden noch viel Anderes zu wünschen übrig bleibt, als der Tod, und werden Mitleid haben mit Einem, der viel gefehlt, aber auch viel geliebt hat.“ —

Am anderen Morgen hörte ich mit schmerzlichem Bedauern, daß der Graf in der Nacht ernstlich erkrankt

sei. Ich durfte dies wohl mit Recht auf die Erregung des vorangegangenen Abends schieben und war sehr besorgt um ihn. Zwei Tage hindurch sah ich ihn nicht. Auch Hartwig, der mir noch immer bei meinen Geschäften treulich zur Hand ging, sah bekümmert aus.

„Ich fürchte, ich fürchte das wird nicht gut," wiederholte er ein Paar Mal.

Am dritten Tage aber ließ der Graf mich wieder zu sich bitten.

„Es scheint noch einmal vorübergehen zu wollen," sagte er, ohne sonderlich viel Freude über diese Aussicht in seinen Zügen zu verrathen.

Die hochstämmigen Büsche im Garten mußten übrigens neue Knospen aufgethan haben, denn eine zarte, weiße Rose duftete in einem venezianischen Glase neben der Lagerstätte des Grafen.

„Sieht sie ihr nicht ähnlich?" — fragte er mich und sein Blick ging auf und nieder zwischen der Blume und Evelinens Bild. —

Tags darauf spazierten wir wieder durch den Park.

„Ich werde Ihre Gastfreundschaft nun nicht lange mehr unbescheiden in Anspruch nehmen," theilte ich meinem Wirthe mit. „Meine Geschäfte hier sind so gut wie beendet. Auf Anfang der nächsten Woche hat mich mein Chef nach G. beordert."

„So bald schon wollen Sie mich verlassen?" — rief

er sichtlich betrübt. „Ich werde Ihre Gesellschaft schmerzlich vermissen, Bester.“

Dann war es als überlege er etwas mit sich selber; doch schien er zu keinem Entschluß kommen zu können. Erst am Tage vor meiner Abreise sagte er mir nach dem Essen:

„Besuchen Sie mich doch bitte, heute Abend auf meinem Zimmer. Ich möchte gern noch einmal ungestört mit Ihnen reden.“

Und ich kam zu der Stunde, die er mir bestimmt hatte. Die Lampe brannte auf dem Tische, wie an dem Abend, da ich ihn zum ersten Male hier besucht hatte.

„Haben Sie Geduld es Alles von Anfang an zu hören?“ — fragte er mich.

Ich bejahte; bat ihn aber sich durch Berühren alter Wunden nicht neue Schmerzen zu bereiten.

„Davon kann keine Rede sein,“ erwiderte er. „Wohlthun muß es mir ja mein Herz einmal aufzuschließen, wo ich der Nachsicht, des treuen Mitempfindens sicher sein darf. Setzen Sie sich, lieber Freund — mir gegenüber — so ist es recht!“ — Und den Kopf im Sessel zurücklehnend, den Blick träumerisch empor gerichtet, hub er zu erzählen an:

„Wenn ich zurückblicke auf die tragische Verkettung, die, eins aus dem anderen entwickelnd, mein Leben schließlich so schmerzlich düster gefärbt hat, muß ich mir sagen: daß der Anfang zu alledem sich an ein kleines, rosafar-

benes Briefchen heftete, das ich, jung und unerfahren, in Hände legte, die den Bau meiner Geschicke nie hätten berühren sollen. — Ich liebte Eveline, die junge Freiin von H. und durfte auch ihrer Neigung zu mir gewiß sein. Ihre Eltern aber wollten von einer Verbindung zwischen uns nichts wissen, an der sie, um religiöser Differenzen willen, Anstoß nahmen. Durchdrungen von der Wahrheit und Tiefe unserer Empfindungen hielten wir dem unerachtet an unserer Liebe fest. Hier und da ein heimlich bestellter Gruß versicherte uns der gegenseitigen Treue. Jene Briefe zu besorgen, hatte sich Ulle, die Amme und Pflegerin des Fräulein, bereit gefunden. Sie war damals — Eveline selbst zählte erst sechszehn — noch eine Person in frischen Jahren, von großer Schärfe der Beobachtung, ungewöhnlich gewandt Verhältnisse und Charaktere zu durchschauen und — indem sie ihnen diente — dieselben abhängig von sich zu machen. Ueber ihren Bildungsgrad bin ich nie recht im Klaren gewesen. Ursprünglich wurzelte sie wohl in elendem Boden. Aber da sie, mit allerlei Geschicklichkeiten begabt, es verstanden hatte, sich in der Familie zu behaupten, deren vielgeliebten Sprößling sie genährt und behütet hatte — so nahm sie in gepflegter Umgebung selbst ein gepflegtes Wesen an und spielte mit vielem Geschick und durchaus nicht ohne Hochmuth, die Rolle der Kammerfrau und Begleiterin des schönen, jungen

Mädchen, zu dem sie eine unverständige Affenliebe wohl nicht ganz erheuchelte.

Diese Ulle nun wußte sehr bald, wie es um mich und Evelinen stand, und mit heimlicher Lust, wie sie sich jedem komplicirten Verhältniß gegenüber, das ihrem unruhig spürenden Geiste Einmischung und Thätigkeit in Aussicht stellte, in ihr regte, erbot sie sich unsrer Liebe beizustehen, Briefe hin und her zu besorgen. Ich hätte mich nie auf den Handel einlassen sollen, denn wie zierlich sie sich auch gewöhnt hatte, in Ulles innerster Natur lag etwas dem nicht zu trauen war. Auch sollen wir für das was edel ist und rein in sich, nur edle Wege wählen. Die Schürze einer Kammerzofe war jedenfalls nicht der rechte Schild, meine Werbung zu beschützen. Aber die Empfindung riß mich hin; ich ahnte nicht, daß ich mir auf diese Weise selbst den ersten Ring an einer Kette schmiedete, die ich geschleppt habe und schleppen werde — bis an's Ende.

Als übrigens Evelinens Eltern sahen, daß ihre Weigerung unsre Herzen nicht abzukühlen vermochte, besannen sie sich eines Anderen und nach Jahresfrist war sie mein, die Geliebte, deren Besitz ich in Wirklichkeit noch tausendmal seliger empfand, als meine süßesten Träume es mir jemals vorgespiegelt hatten. Ich will Ihnen von unsrem jungen Glücke nichts erzählen. Sie haben es mit eignen Augen gesehen. Worte vermöchten ohnedies nicht zu schildern, welchen Schatz ich besaß.

Ulle war mit in unsre junge Ehe übergegangen. Natürlich hatte sie erklärt sich nun und nimmermehr von ihrem Liebling trennen zu können. Auch bedurfte Evelinens Jugend noch einer Stütze und ich — hatte Dienste angenommen, die es mir schwer machten Nein zu sagen. Denn auch das gehörte zu Ullens Talenten: einen nie vergessen zu lassen, daß man ihr verpflichtet war.

Nach einer schönen, genußreichen Reise zogen wir hierher auf meine Güter. In dem jungen Hauswesen erwies sich Rath und Hülfe der erfahrenen Dienerin oft als recht willkommen, obgleich uns dabei freilich einige Tyrannei nicht erlassen blieb. Als jedoch Eveline zu kränkeln begann, war es mir wiederum eine große Beruhigung, die Pflegerin, an die sie von klein auf gewöhnt war, in ihrer Nähe zu wissen. Meine Frau gebar ein Töchterchen und wurde schwer krank. Das Kind starb nach wenigen Tagen. Das war freilich eine freundliche Hoffnung, die uns zerstört wurde; aber als Eveline allmählich dem Leben, der Gesundheit wieder entgegenblühte, erschien uns das eigene Glück wie neu geschenkt und half uns den Verlust verwinden.

Ulle hatte sich bei der Krankenpflege umsichtig und überaus brauchbar gezeigt. Sie war sich dessen aber auch bewußt und fühlte sich nun erst recht sicher im Sattel. Nebenbei hatte sie Geschmack am Doktorn und Kuriren gefunden. Sie setzte das Geschäft fort und gab

sich damit ein Ansehen vor den Leuten, die ihr bald besondere Wissenschaften zutrauten und sich allerlei Rath bei ihr holten. Mit um so hochmüthigerem Selbstgefühl ertheilte sie denselben, als sie für ihre Bemühungen niemals Geld annahm. Um den bloßen Mammon überhaupt war es ihr nicht zu thun. Sie forderte natürlich ihr bequemes Leben bei uns im Hause, aber im Ganzen galt ihr Herrschen mehr als Besitzen. Die Dinge in der Hand zu haben und nach ihrem Sinne zu gestalten, mit den Menschen zu machen was sie wollte, jeden entgegenstrebenden Willen schließlich doch ihren Absichten zu beugen — das war ihr eigentliches Element. Glühend hassen konnte sie Jeden, der ihr darin Widerstand leistete und wundersamer Weise waren dies gewöhnlich Naturen, denen man denselben am wenigsten zugetraut hätte. So hatte ich z. B. damals einen neuen Cantor — Hartwig — engagiert. In seiner schlichten, etwas beschränkten Geradheit war der ehrliche Mann Ullens Welt- und Menschenkenntniß wahrlich nicht gewachsen. Aber wie seine Treuherzigkeit instinktiv ein Element in ihr ahnte, dem er mißtraute, so war ihr der unverrückbar treue Sinn des Mannes, dem sie nichts vormachen konnte, ein Dorn im Auge. Es hat Feindschaft zwischen den Beiden gewaltet, vom ersten Sehen an bis auf den heutigen Tag.

Inzwischen war Evelinen die Hoffnung geworden, das verlorene Kindchen ersetzt zu sehen. Meiner Frau

ganze Sehnsucht ging dahin mir einen Knaben zu schenken. Allerdings machten die Bestimmungen in meiner Familie es wünschenswerth, daß mir dereinst ein Sohn nachfolgen möchte. Aber wie es schien, hatte der Himmel es anders mit uns im Sinne. Auch dieses zweite Kind war ein Mädchen, das zu unsrer tiefsten Bekümmerniß, wie das erste, starb, bald nachdem es die Nothtaufe erhalten. Eveline hatte abermals Schweres durchzumachen. Die zwiefach getäuschte Hoffnung, auf einen Sohn sowohl, wie überhaupt auf ein lebendes Kind, wirkte sehr nachtheilig auf sie und die ganze Katastrophe war endlich nur eine traurige, in ihrem Schmerzgefühl gesteigerte Wiederholung unsres ersten Verlustes Auch gingen diesmal Monate vorüber ehe ich mein süßes Weib in langsamer Genesung wieder durch den Garten führen konnte. Sie blieb bleich und schmal und in ihr liebes Angesicht hatte sich ein stiller Schmerzenszug geschlichen, der eigentlich nicht dahin gehörte.

„Tröste Dich, mein Liebchen," versuchte Ulle sie zu beruhigen. „Aller guten Dinge sind drei. Im dritten Kindbett bringst Du einen Knaben. Verlaß Dich drauf, ich habe es in den Karten gesehen. Und der bleibt leben und wird regierender Graf und dann blühen neue Rosen auf Deinen Bäckchen, Herz. Das glaube Deiner Ulle, die Dich nie belogen hat."

Eveline sprach keinen Wunsch mehr aus. Aber als sie zum dritten Male einer Entscheidung entgegenging,

sagte mir gerade ihr Schweigen, die erregte Spannung in ihrem ganzen Wesen, wie sehr ihr vor einer abermaligen Enttäuschung bangte. Was ich selber wünschen mochte, trat ganz in den Hintergrund vor der Angst, die ich um sie litt. Noch entsinne ich mich wie heute der nebelgrauen, unheimlichen Septembernacht, die uns das Ereigniß brachte.

Eveline war schon in der ganzen letzten Zeit wiederholt leidend gewesen. Ich hätte längst Jemand zu Rathe ziehen mögen, aber Ulle hatte dictatorisch erklärt: „das sei nicht von Nöthen, sie verstehe sich darauf" und Eveline vertraute ihr so unbedingt, daß ihr Wille entschied. Nun entwickelte sich mit einem Male Alles überraschend schnell. Ich ließ vier Pferde einspannen, um den Doktor zu holen; es sollte nach der Wehmutter geschickt werden — „Nur nicht das dumme Weib!" — wehrte Ulle ab; „ich bin auch das vorige Mal mit der Frau Gräfin allein gewesen, wir brauchen keine Hülfe."

Eveline litt fürchterlich. Ich war wie zerrissen von ihren Qualen. Der Doktor ließ noch immer auf sich warten. Da hörte ich endlich das Kind schreien — gelobt sei Gott, das Schwerste schien überstanden! — Aber meine arme Frau war wie von Sinnen; ich fragte nach nichts als ihr beizustehen. Meine Leute hatten sämmtlich den Kopf verloren; nur Ulle und ich, wir blieben auf dem Posten. Eveline phantasirte laut, jubelte über den Sohn, den sie geboren zu haben glaubte, lachte,

sang — das Fieber raste in ihren Pulsen; es waren schaurige, fürchterliche Stunden.

Endlich schien in tiefster Erschöpfung, einige Ruhe über die Kranke zu kommen. Sie schloß die Augen und schlummerte ein. Da stahl ich mich leise von ihrem Lager fort, um nach dem Kinde zu fragen, mit dem Ulle im Nebenzimmer verschwunden war. Als ich die Thür, die nur angelehnt war, behutsam öffnete, sah ich Ulle drinnen auf einem niedrigen Schemel sitzen, die Hände im Schooß herabhängend, wie Jemand der ganz in seine Gedanken verloren ist.

„Ulle," rief ich sie leise an, „was sitzest Du so müßig da? — Ist denn schon Alles für das Kind besorgt?"

„Für das Kind?" — blitzte sie mich an, mit plötzlich belebtem Blick. „Mein Gräfchen, das Kind ist todt; dem haben wir nichts weiter zu besorgen als ein Grab."

„Barmherziger Gott!" rief ich, in einen Stuhl sinkend.

„Nun, so sehr zu jammern ist darüber gerade nicht," versetzte sie herzlos. „Es war ja wieder ein Mädchen."

„Ulle!" — rief ich empört.

„Sie werden die Gräfin wecken," entgegnete sie mit kühler Schlagfertigkeit.

„O das bricht ihr das Herz — meine arme, arme Eveline!" klagte ich verzweiflungsvoll. — Ich bin mir klar bewußt, daß ich an meinen eignen Verlust nicht

dachte, daß es nur ihr Schmerz war, der mir die Seele zerriß.

Ulle sagte nichts. Sie stand die Arme auf der Brust verschränkt und starrte in das Licht, das düster vor ihr schwälte. Doch war sie schattenhaft bleich, ihre Züge straff und gespannt.

„Gräfchen —" hub sie nach einer Weile flüsternd an — „ich wüßte wohl etwas — wenn Sie schweigen könnten und Muth hätten —"

„Was willst Du?" fragte ich stumpf, ohne auch nur zu ahnen was sie wollen könnte.

„Sie sagen selbst," fuhr sie fort wie vorhin, „unserem Evelinchen bricht es das Herz, wenn sie wieder statt an einer Wiege, an einem Sarge stehen soll. Auch will ich Ihnen ganz unter uns, noch etwas anvertrauen: sie wird kein Kind mehr gebären! — sie hat Schaden genommen, die drei schweren Wochenbetten, das war zu zu viel für ihre Jugend — still, still — ich weiß das," fügte sie mit der Hand abwinkend hinzu.

Im nämlichen Momente murmelte die Kranke neben an im Schlaf ein Paar unverständliche Worte. Namenlos war das Mitleid das ich für sie empfand. Hier schnitt fremde Einsicht ihr jede Hoffnung auch für die Zukunft ab und dort träumte sie vielleicht von dem Sohne, den sie beseligt in die Arme schloß! —

„In der verlassenen Scheune am Erlendamm," fuhr Ulle jetzt fort und der bleierne Klang mit dem sie die

Worte hastig und tonlos herausstieß, dünkte mich seltsam unheimlich — „ist gestern Morgen ein herumziehendes Frauenzimmer mit einem hübschen, drallen Jungen niedergekommen. Ich habe ihr Beistand geleistet. Niemand weiß, daß sie dort untergekrochen ist. Sie wollte vor Sonnenaufgang wieder fort. Bleib' nur noch! hab ich ihr gesagt. Ich dachte: man kann nicht wissen — Für ein Paar Goldstücke glaube ich — aber Sie müssen sich rasch entschließen. — So antworten Sie doch!" — unterbrach sie sich selbst fast athemlos, mit einer ungeduldigen Geberde, als ich wie versteinert vor ihr sitzen blieb.

„Ulle," — starrte ich sie an, „weißt Du was Du mir vorschlägst?"

„Eveline zu retten, weiter nichts!" antwortete sie kurz. „Mein Gott, was ist denn so Großes dabei? So viele reiche Leute, die keine Kinder haben, nehmen ein fremdes an, warum nicht auch Sie? — Daß es heimlich geschieht, geschieht Ihrer Frau zu Liebe, der die kleine Lüge das Leben erhält. Denn daß mein Evelinchen, mein Engelskind, an der Wahrheit zu Grunde geht, das wissen Sie eben so gut wie ich."

Ich war eiskalt geworden. Ja Eveline — Eveline allein lag mir im Sinn. Ich wußte allerdings nicht wie ihr das neue Unglück beibringen — — aber, vor Ulles Anerbieten ekelte mir. — Als sähe sie mit ihren blitzen-

den Augen bis in meine Gedanken hinein, begann sie jetzt spöttisch

„Oder Herr Graf, steht es Ihnen nicht an, die Brut des Armen in Ihr vornehmes Nest hineinzunehmen? — Schade nur, daß der Arme gesunde Kinder in die Welt setzt und daß der Grafenbrut die Lebensader versagt.“

Mir sank der Kopf in die Hände.

„Ulle!“ — rief nebenan Evelinens weiche Stimme. „Ulle, warum bringst Du mir meinen Knaben nicht? — Ich will meinen Sohn noch einmal küssen.“

Rasch eilten wir beide zu ihr herein.

„Lothar, mein Geliebter!“ rief sie mir zärtlich entgegen, als sie mich erblickte. „Bist Du denn nun recht glücklich, recht stolz auf Deinen Sohn? — Umarme mich! — Ich habe schwer um ihn gelitten, aber seliger als ich ist nun auch kein Mensch auf Erden. Diesmal, Du sollst es sehen, werde ich rasch wieder gesund.“

Das Fieber warf ihr Traum und Wirklichkeit durcheinander und mir fehlte der Muth sie zu enttäuschen, auch als sie wiederholt ihr Kind von Ulle forderte.

„Es schläft sanft und süß,“ schmeichelte die Kluge, der Kranken das Kissen rückend und die Decke glattstreichend. „Darf ihn jetzt nicht stören, mein Liebchen. Wenn es Tag ist, sollst Du ihn haben. Jetzt sei Du selbst fein ruhig, Evelinchen. Schlaf! — Wir lassen

Dich wieder allein, damit nichts Dich stören kann. So ist es recht — thu Deine Aeuglein zu — —" und wie sie mit lullenden Worten mein armes Weib weiter beruhigt hatte, winkte sie mir, ihr jetzt wieder ins Nebenzimmer zu folgen.

„Jetzt kurz entschieden: ja oder nein!" — herrschte sie mich an. „Wenn es nicht rasch geschieht, wenn erst ein Dritter in die Wiege dort hineingeblickt und die kleine Leiche darinnen gesehen hat — dann ist's zu spät. Das verstehen Sie so gut wie ich. Zwischen uns Beiden muß es bleiben. Also, ja oder nein?"

„Ich kann nicht — ich kann nicht!" rang ich die Hände. „Es ist Lüge und Betrug, nicht nur gegen Evelinen, auch gegen —"

„Den Herrn Lehnsvetter, von dem Sie nicht einmal wissen, welchen es treffen wird," fiel Ulle mir in's Wort. „Ja, das ließ sich erwarten, daß Ihnen das Kopfschmerzen machen würde!" fügte sie verächtlich hinzu. „Als ob das einen Unterschied machte. Wildfremd ist Ihnen Der doch, der künftig Graf Hohenburg heißen wird; sei es nun der Junge aus der Scheune oder ein anderer, der etwa noch Gott weiß wo oder wie geboren werden könnte."

„Schweig," rief ich, schweig. „Ich sage Dir — ich kann nicht."

„Gut," entschied sie kaltblütig, „aber Eins sage ich Ihnen auch: ich bringe es der Gräfin nicht bei, daß sie

abermals ein Todtes geboren hat. Den Dolch stoßen Sie ihr in das Herz und wenn sie dabei bleibt — nun, dann können Sie ja recht stolz darauf sein die Wahrheit gesagt zu haben. O es ist ein köstliches, ein herrliches Ding um die Wahrheit!" — und dabei lachte sie kurz und höhnisch auf, daß mir ordentlich vor ihr zu grauen begann.

„Entsetzliches Weib!" rief ich, mich abwendend.

Jetzt wurden auf der Treppe draußen Schritte laut, es kam Jemand eilig den Corridor herauf, es klopfte.

„Da haben wir's!" murmelte Ulle zornig vor sich hin. „Das ist der Doktor der kommt. Das Spiel ist verloren. Nun können wir sie gleich Beide auf einen Tag begraben, die Mutter und das Kind!"

Es klopfte wieder. Ich faltete die Hände in athemloser Spannung. Ulle öffnete nur eine Spalte der Thür.

„Ach Mamsell Ulle," klagte die Stimme meines Kammerdieners draußen, „ist das ein Malheur! Kutscher und Knecht kommen mit dem leeren Wagen zurück. Der Doktor ist über Land geholt, weit weg, zu einem Verunglückten, ganz nach der andren Seite hin. Unsre Leute haben ein Weilchen gewartet, haben dann die Botschaft für ihn hinterlassen, aber vor morgen früh ist kaum zu hoffen daß —"

„Geh Er zum Teufel mit Seinem Verunglückten und Seinen langen Geschichten!" — rief Ulle heraus. „Wir

brauchen gar keinen Doktor. Es ist schon Alles vorüber."

„Was Sie sagen!" staunte Jener und ich hörte ihn die Hände zusammenschlagen. „Na, ist es denn nun wirklich ein kleiner Graf?"

„Esel!" — schrie ihm Ulle in's Gesicht, warf die Thür wieder in's Schloß und verriegelte sie von innen. Dann kehrte sie in fliegender Hast, mit funkelnden Augen zu mir zurück.

„Das Glück spielt uns in die Hände — ist's nicht als sollte es sein? — Bis morgen früh haben wir Frist! — Ein Wort, ein Ja, Herr Graf, und unser Liebling ist gerettet und die Sonne scheint wieder in dieses Haus der Trauer. Sagen Sie ja, — ich hole das Kind, lege ihr den Sohn an's Herz — —"

„Mein Gott, mein Gott!" — stammelte ich rathlos

Sie hatte es im Nu gefaßt, daß ich zu wanken begann. „Nein, — sagen Sie lieber nichts!" rief sie immer rascher, immer feuriger. „Da hinein, zu Ihrer Frau! — Knien Sie an ihrem Bett, träumen Sie, beten Sie, oder was derlei schöne Dinge mehr sind! — handeln will ich. Sie brauchen gar nicht darum zu wissen. Nur still — kein Wort, keine Bewegung! Stören Sie mein Herzenskind nicht, der Schlaf thut ihr so Noth, so Noth — —"

Es war wie ein Schwindel der mich faßte. Ulle, deren Stimme und Hände bebten, drängte und schob

mich, immer leiser flüsternd, mit fiebernder Gewalt in das andere Zimmer hinein. Mein schwacher Widerstand erstarb als ich mich Evelinen näher fühlte, die nicht erwachen durfte. Hastig drückte Ulle die Thür hinter mir in's Schloß. Alles um mich her war dunkel. Ich wagte nicht zu rufen; angstvoll tappte ich ein Paar Schritte vorwärts, bis ich wirklich an Evelinens Bett niedersank und wirklich betete: „Vergieb, mein Gott, vergieb, daß ich um ihretwillen die Sünde geschehen lasse!"

Bald darauf hörte ich leise Thüren gehen, es huschte draußen etwas die Wand entlang den Corridor hinunter der Treppe zu — dunkle Schleier über dem Geheimniß der nächsten Stunde. — —

Am anderen Morgen kam der Doktor und wünschte meiner Frau Glück zu dem prächtigen Sohne, den sie geboren.

„Es ist ein ungewöhnlich starkes, schönes Kind!" sagte er bewundernd, als Ulle jetzt stolz, auf prächtig gesticktem Kissen, flatternde blaue Atlasschleifen an allen Enden, den Erben von Hohenburg in seiner Mutter Arme legte.

Ich konnte das Kind nicht ansehen Ja, einen Augenblick war mir, als müsse ich mit kurzem, entscheidenden Wort das ganze Lügengewebe zerreißen. Aber der Schimmer unaussprechlicher Glückseligkeit, der endlich einmal wieder Evelinens blasses Gesicht verklärte,

schloß mir die Lippen und da ich damals schwieg, war überhaupt die Zeit zum Reden vorüber. Ulle hatte gesiegt. —

In mein Herz schaute Niemand, und so mochte es denn nach außen hin den Anschein haben, als sei nun wirklich jedes Erdenglück eingezogen in mein Haus. Der kleine Egon gedieh und war ein schönes, wonniges Kind, an dem ein Mutterherz wohl seine Freude haben konnte. Der Lehrer Hartwig hatte zwar einmal zu Ulle's nicht geringer Wuth, harmlos geäußert: „den Eltern beiden sähe der Knabe eigentlich nicht ähnlich" — Andere dagegen wollten in ihm um so mehr verwandte Züge wieder erkennen und jedenfalls war Eveline eine Mutter, wie sie stolzer, glücklicher nicht gedacht werden konnte. Mich berührte ihr Entzücken an dem Kinde unsagbar wehmüthig. Ihre arme betrogene Liebe, auf Trug und Lüge begründet, jammerte mich tief und doch, je mehr dieselbe mit den Jahren in ihr Herz hineinwuchs, desto unmöglicher wäre es gewesen, sie jemals wieder da herauszureißen. Welche Macht schon die Gewohnheit, selbst in diesem Falle, auf den Menschen ausübt, fühlte ich an mir selber. Da ich Jahre und Jahre hindurch den fremden Knaben auf dieser Stelle sah, war mir zuletzt auch nicht mehr anders als gehöre er dorthin. Nur die rechte, frische, frohe Freude, die Eltern am eignen Kinde finden, die konnte ich nie an ihm haben. Es war nicht seine Schuld, denn er ent-

wickelte sich wie gesagt, in jeder Beziehung glücklich. Aus meinem eignen Bewußtsein stieg der Schatten auf, der mir jedes Gefallen an Egon umdüsterte. Oft fürchtete ich Eveline müsse dessen gewahr werden. Aber ihr Herz war so ganz durch das Kind ausgefüllt, daß sie übersah was des Gatten Seele bewegte.

Ulle hatte inzwischen das Waldhaus bezogen, das sie, wie Sie wissen, noch heute bewohnt. Als Egon über die ersten Kinderjahre hinaus war und hier im Hause Alles seinen klaren, festen Gang ging, wobei ihr nicht mehr viel einzuleiten und zu vermitteln übrig blieb, ward sie des geregelten Lebens müde. Ihr kecker, abenteuernder Sinn verlangte nach neuen Unternehmungen. In der Umgegend, obzwar sich alle Welt vor ihrem harten, herrischen Wesen fürchtete, hatte sie sich dennoch den Ruf beinahe wunderthätiger Kräfte erworben. Allerlei Volk strömte ihr zu. Die Selbstständigkeit im Waldhause, wo sie frei und unbehindert ihr Wesen treiben konnte, lockte sie und ich gab ihrem Wunsche, dort wohnen zu dürfen, nach, wie ich denn überhaupt das Recht ihr etwas zu versagen, längst verscherzt hatte. Was ich selbst später Entsetzliches da draußen erleben sollte, ahnte mir damals freilich nicht." —

Der Graf hielt einen Augenblick inne, strich mit der Hand über die Augen hin und seine Blässe verrieth, wie tief bewegt er war.

„Die Sache selbst," fuhr er dann fort, „wissen Sie

mein Freund. Denn mag Ulle spitzfindig die Worte drehen wie sie will: „mein Sohn sei nicht von meiner Hand gefallen“ — den Knaben Egon habe ich doch erschossen, das bleibt unabänderlich wahr. — Lassen Sie mich über die Einzelnheiten dieses schrecklichen Ereignisses kurz hinweggehen. Es sind Erinnerungen, die mich noch heute bis in's tiefste Mark hinein erschüttern.

Frisch und fröhlich war der Knabe mit mir hinausgezogen in den Wald. Er hatte seine Lust daran mich auf der Jagd zu begleiten. Wie hatte ihn Eveline, die für zwei Tage eine Freundin in der Nachbarschaft besuchte, noch beim Abschiede zärtlich geküßt, ihn meiner Obhut anempfehlend! — Die goldene Klarheit eines Sommerabends lag über unserem stillen Waldrevier, daß es mir selbst einmal wie Frieden durch die Brust zog. Heiter schwatzte das glückliche Kind an meiner Seite.

Wir sprachen im Waldhause vor, wo Ulle duftende Erdbeeren für ihren Pflegling bereit hatte, dem sie lachend mit der Hand über die üppig wallenden Locken hinfuhr. Dann machten wir uns wieder auf den Weg. Noch stand Ulle in der Thür uns nachzusehen. Egon grüßte zurück, schwenkte den Hut; ich weiß nicht welch eine unselige Bewegung ich machte — mein Fuß glitt aus; im nämlichen Momente knallte der Schuß. Ich sah den heißen Blitz hinfliegen — ein dumpfer Schmerzenslaut — und neben mir, schwimmend im Blute, lag Egon mit zerschmettertem Gesicht.

Ich kann nicht weiter davon reden. — — Wir schleppten ihn in das Haus, schickten Ulle's Magd nach Hülfe aus, obgleich wir Beide wohl sahen, daß hier keine mehr zu leisten war. Die Nacht brach herein. Wieder saß ich in ihrem Dunkel, vor einer gewaltsamen Wendung meines Lebens, allein mit dem Weibe, das nun einmal immer die Hand im Spiele haben mußte, wenn sich ein Schicksal für mich entschied.

„Eveline darf es nicht wissen!" — sagte sie, ein Tuch über das schmählich entstellte Todtenantlitz breitend; „wenigstens nicht wie es gekommen ist. Ich werde ihr eine Geschichte erzählen, die auch die Anderen glauben mögen. Es ist nicht gut so etwas an die große Glocke zu schlagen. Im Uebrigen, Gräfchen, machen Sie nicht zu viel daraus. Er war ja doch nicht Ihr Sohn!"

Entsetzlich! — Mit dem Abscheu, den diese teuflische Kälte mir einflößte, dennoch Ulle's Hülfe, besonders Evelinen gegenüber, annehmen zu müssen! — Am Morgen wurde die Leiche auf's Schloß geschafft. Ich vertraute mich dem Doktor an, der mich tief beklagte und auch der Ansicht war, daß es gerathen sei, nicht öffentlich mit der Wahrheit hervorzutreten. Ulle leitete geschickt das Uebrige ein; freilich nicht ohne, daß hie und da doch ein Einzelner die Wahrheit ahnte und erzählte. Nur an der Mutterliebe wurde ihre Klugheit schließlich zu Schanden. Als Eveline heimgekehrt, den

Jammer erfuhr, begehrte sie ihr Kind noch einmal zu sehen. Ihr wehrte kein Wort, keine Macht; sie riß das Tuch von Egon's Antlitz und in ihrem ganzen Zusammenhange stand plötzlich die Wahrheit entschleiert vor ihr.

„Du — sein eigner Vater hast es vollbracht!“ — schrie sie jäh auf und ich senkte das Haupt vor ihr. Ich hatte nicht den Muth zum zweiten Male durch eine Lüge ihren Schmerz zu lindern.

Sie schwieg. Als es einmal ausgesprochen war, haben ihre Lippen mich nie wieder angeklagt. Aber von dem Augenblicke an hatte sich ihr Herz von mir gewendet für immer. Ein zu seliges Glück war ihr durch mich zerstört worden — sie konnte mir nicht verzeihen. — Ich hoffte die Trennung, während ich mich den Gerichten stellte meine Strafe abzubüßen, würde sie beruhigen. Aber ich kam zurück, und nichts war besser geworden. Ja, ihr Widerwille gegen mich steigerte sich von Woche zu Woche. Sie theilte nicht mehr dieselben Räume mit mir; ein Schauder faßte sie, wo sie mich erblickte. Zuletzt verließ sie mein Haus — das war das Ende der schönen Liebe, die einst — ach, Sie wissen es — wie selig begonnen hatte! —

Was soll ich Ihnen von mir selbst sagen? — Im Wohlleben äußerlich bevorzugter Verhältnisse, hat tiefstes Elend vielleicht selten schwerer auf einem Haupte gelastet, als auf dem meinen. Die härtesten Fügungen

mögen sich ertragen lassen, so lange der Mensch sich sagen darf, daß sie ihm von Gott gesandt sind. Meinen Jammer hatte ich mir selbst bereitet. Das Elternglück, mit dem ich eigenmächtig mein und Evelinens Dasein zu krönen gedachte, einem höheren Willen entgegen, der uns solches versagte, hatte ich mit eigner Hand wieder in Trümmer geschlagen. Was willkürlich von mir eingesetzt worden, ohne natürliche, noch göttliche Begründung, zerstörte auch der Zufall wieder. Das war im Grunde nur gerecht; wir erndten wie wir gesäet haben. Wäre ich allein getroffen gewesen, stumm und mannhaft hätte ich dies Schicksal auf mich genommen, als etwas das mir zukam. Aber zwei reine, rührende Gestalten, die an all' dem Vergehen keinen Theil hatten, drängten sich vor mein Gewissen und fragten und klagten: warum hast Du uns das gethan? — Der unschuldige Knabe, der eine Liebe genossen, die ihm nicht galt; das süße, vielgeliebte Weib, das in ihrer heiligsten Empfindung von mir erst betrogen, dann beraubt worden war — immer wieder meinte ich ihre Augen auf mich gerichtet, ihre Hände nach mir hin gerungen zu sehen. O, warum hatte die unselige Kugel nicht meine Stirn durchbohrt? — Ich hätte die Wahrheit mit mir in's Grab genommen und, ob auch in einem Irrthum, sie wären doch glücklich gewesen, der arme Egon, die arme Eveline! —

In meinem verödeten Hause litt es mich oft nicht

mehr. Ich streifte durch Wald und Flur, wie Einer, der nirgends Ruhe finden kann. Manchmal zog es mich mit drängender Macht in's Waldhaus zu Ulle. So schrecklich in vieler Beziehung der Ort mit seinen Erinnerungen für mich war, so hörte ich dort doch wenigstens Evelinens Namen nennen. Ulle sprach von der alten Zeit, von unsrem Glücke — stundenlang konnte ich sitzen und ihr zuhören.

„Eigentlich ist es recht thöricht, Gräfchen," sagte sie eines Tages zu mir, „daß Sie nicht 'mal ein ehrliches Wort mit meinem Herzenkinde reden. Es will mir gar nicht in den Sinn, daß sie sich um den aufgelesenen Jungen, der gar nicht ihr Fleisch und Blut war, die besten Lebensjahre verkümmert. Wüßte sie die Wahrheit — wer weiß ob nicht Alles noch einmal in's Gleiche kommen könnte."

„Um Gotteswillen Ulle," rief ich dagegen, „hege nie den vermessenen Gedanken Evelinen darüber aufklären zu wollen."

Ulle lachte und kam wiederholt gegen mich auf ihren Vorschlag zurück. Ich sagte immer wieder nein, obgleich ich sonst wohl nichts unversucht gelassen hätte, Evelinens Schmerz zu lindern, ihre Liebe wieder zu gewinnen. Ulle dagegen reizte es in besonderer Weise, noch einmal Schicksal zu spielen und noch einen letzten, kühnen Griff zu wagen.

Es war um die heiße Sommerzeit, zwei Jahre nach

Egons Tod. Eveline, die jetzt ganz in der Stadt lebte, war Abends zuvor auf dem Schlosse eingetroffen, um an dem Todestage ihres Lieblings sein Grab zu schmücken. Sie bewohnte zwei abgelegene Zimmer hier im Hause. Ich war ihr scheu aus dem Wege gegangen, denn ich wußte wie peinlich sie mein Anblick berührte. Nur von fern hatte ich sie an dem Grabe sitzen, in der Kirche beten sehen. Am nächsten Morgen wollte sie das Schloß wieder verlassen. Abends, als Alles im Hause und auf dem Hofe still geworden war und schon einzelne Sterne an dem noch hellen Himmel erwachten, faßte mich eine unbeschreibliche Sehnsucht, nur noch einmal ihre liebe Gestalt an mir vorüberschweben zu sehen, den Klang ihrer Stimme noch einmal zu vernehmen. Ich durfte sicher annehmen, daß sie jetzt oben in ihren Gemächern war und stieg bebenden Herzens die dunkelnde Treppe hinauf. Die Thür des ersten Zimmers stand nach dem Gange hin offen, wohl um Abendkühle herein zu lassen; der Tag war drückend heiß gewesen. Eine eigene Bangigkeit beschlich mich, als ich die Schwelle betrat und nebenan reden hörte, denn auch die zweite Thür war nur angelehnt. Nicht ohne Schrecken erkannte ich Ullens Stimme; mir ahnte nichts Gutes.

„Du mußt nicht um ihn weinen, Schätzchen!" — konnte ich jetzt deutlich verstehen. „Er war ein Wechselbalg; ich selbst habe ihn seiner Mutter abgehandelt für blankes Gold und Dein Kind — das nur einmal auf-

geschrien hat, — in's Grab gelegt. Wäre er am Leben geblieben, hättest Du Dich immerhin an ihm freuen mögen. Nun es aber so gekommen ist, da schlag Dir's aus dem Sinn, Kleine, hörst Du? — Mußt wieder lustig werden —"

„Ulle" — hörte ich ihre Stimme ganz leise, ganz tonlos seufzen, beinahe stöhnen — „Ulle" — — und weiter nichts.

Mich packte die Angst, eine heiße, überwältigende Angst. Ich stieß die Thür ein wenig weiter auf, daß ich in's Zimmer hineinsehen konnte. Da saß sie auf dem Sopha, bleich, regungslos, in ihrem schwarzen Trauerkleide. Die weichen, blonden Locken hingen an ihren Wangen herab, wie naß von ihren Thränen. „Ulle" — wiederholte sie noch einmal. Ein blasser Mondenstrahl streifte sie nur eben.

„Du mußt mich nicht so stier ansehen, Püppchen," sagte jetzt Ulle, die mir den Rücken zuwendete, ihre beiden Hände fassend. „Was Du kalt bist, Eveline, mein Herzchen! — Hörst Du denn nicht was ich Dir sage? — Du sollst wieder fröhlich werden, darum deck' ich die Wahrheit vor Dir auf. Das schwarze Kleid hier sollst Du ausziehen — hast gar keinen Grund es zu tragen! — und Dich wieder mit schönen Sachen putzen, wie ehedem. Wir wollen noch einmal wieder jung werden und uns unseres Lebens freuen, mein Mäuschen,

nicht wahr? — Hast ja immer gethan, wie Dir Deine Ulle gesagt hat und jetzt siehst Du —"

„Mein Kind!" — — gellte plötzlich herzzerreißend ein Schrei durch das stille Haus — „mein Kind — gieb mir mein Kind zurück — Du hast mir's gestohlen, mein eigenes. Wo hast Du's verscharrt — wo hingelegt? — O das böse Spiel mit meinem Herzen, mit meiner Liebe — Egon vergeblich so lieb gehabt, so lieb — und dann das Kleine — Er war so schön, als er mit dem Vater in den Wald ging — ich will die scheußliche Wunde nicht sehen — gebt mir mein Kind zurück, an meine Brust — und Egon, mein Sohn, mein Glück — — war er wirklich nicht mein? — Ich will mein eigenes haben, mein eigenes — —"

Schon bei den ersten Worten war sie, einer Feder gleich, von ihrem Sitz emporgeschnellt, Ulle an den Hals. Sie krampfte sich an der Alten fest und zerrte sie hin und her, daß die stämmige Frau ihr kaum zu widerstehen vermochte. Dazu rangen sich Töne sinnverwirrter Verzweiflung aus ihrer Brust. Auf ihr Schreien, auf Ulles Hülferuf war die Dienerschaft herbeigeeilt. Ich hatte mich längst in's Mittel geworfen; in's Zimmer stürzend, hatte ich Eveline mit beiden Armen zu umschlingen, mit tausend zärtlichen Namen sie zum Bewußtsein zurückzurufen versucht — alles vergeblich! Sie erkannte mich nicht und keinen Anderen — sie hatte den Verstand verloren!" —

Der Graf schwieg. Ich bedeckte die Augen mit der Hand. Es waren allerdings schreckliche Dinge, die er erlebt hatte.

„Ihr zarter Körper," fuhr er endlich fort, „widerstand den Anfällen, die sich häufig wiederholten, nicht lange. Lichte Momente waren ihr nicht beschieden. So hat sie es wohl nie ganz gefaßt, daß die große Liebe, in der ihr Herz gelebt hatte und gebrochen war, nur ein Wahn gewesen sein sollte. Als auf die Gräber ihrer Kinder — ich zähle auch Egon dazu, denn nicht das Blut allein, auch die Liebe entscheidet — als auf die geschwisterlich aneinandergereihten Hügel, herbstliches Laub fiel, hatte sie vollendet.

Nach der Bestattung, stand ich allein mit Ulle an dem frischen Grabe. „Diesmal hattest Du es mit all' Deiner Klugheit doch verfehlt," sagte ich zu dem Weibe, dem ich kaum noch ohne inneren Schauder begegnen konnte. Sie sah mich finster an.

„Es ist etwas Garstiges, daß in das hübsche, bunte Leben immer wieder der dumme Tod hineinspukt," sagte sie voll Unbehagen; zog die dunkle Einhüllung fester um sich und ohne Gruß, ohne Abschied, schritt sie von mir, hinaus in den Wald. Seit jenem Abend haben wir kein Wort wieder mit einander gewechselt. Ab und zu läßt sie sich wohl noch auf dem Friedhofe blicken, oder sie schleicht um das Schloß herum, mir zu keck zeigen daß sie sich noch immer hier zu Hause fühlt. Was sie

wünscht und bedarf bekommt sie, ohne daß Rechenschaft von ihr gefordert wird. Nur gesprochen haben wir nicht wieder mit einander." —

„Ich selbst," hub der Graf später noch einmal an, „bin seit Evelinens Tod ruhiger geworden. Mir ist als müsse sie jetzt klareren Blickes in mein Herz schauen und erkennen, daß all mein Fehlen gegen sie, nur übergroßes, menschlich irrendes Lieben war, das ihr gern schon hier auf Erden den Himmel bereitet hätte. Und weil ich glaube, daß sie mir jetzt verziehen hat, darum sehne ich mich nach dem eigenen Tod, der mich ihrer Liebe wieder vereint." — —

Der Schwergeprüfte sollte nicht lange mehr vergeblich warten. Wenige Wochen nachdem ich das Schloß verlassen hatte, erfuhr ich, daß Graf Hohenburg plötzlich verschieden sei. — Ich gönnte ihm die ewige Ruhe.

Zwei Jahre darauf führte mein Weg mich abermals, wenn auch nur vorübergehend, nach Hohenburg. Auf dem Schlosse fand ich Alles verändert; mir begegneten lauter fremde Gesichter. Ein beweglich geselliges Treiben hatte die frühere Stille verdrängt. Das neu eingezogene Geschlecht schwelgte im vollen Genusse eines reichen, anererbten Besitzes.

Auch in der Schule waltete ein andrer Lehrer. Den alten Hartwig hatte die Gicht krumm gezogen; er ging

am Stock und war pensioniert. Freudig von meiner Wiederkehr überrascht, ließ er es sich demunerachtet nicht nehmen, mich hinaus nach dem Gottesacker zu begleiten. Vornan auf dem Bauernkirchhof war noch Alles wie ehedem, nur ein paar neue Kreuze hatten sich hinzugesellt und aus dem Birkenschößling am Mauerpfeiler war beinahe ein Baum geworden.

„Lebt Ulle noch?" fragte ich den Alten, als wir langsam im Sonnenschein den Weg hinaufwandelten, der nach der gräflichen Begräbnißstatt führt.

„Ja," erwiderte Hartwig. „In zäher Kraft hat sie all' die frische Jugend überdauert an der sie nicht gut gethan hat. Es ist als wolle der liebe Gott sie nicht haben. Wunderlicher, widriger denn je, haust sie draußen im Waldhause und kommt auch hier nicht mehr her, denn sie meint: es sei gar zu albern von den Menschen, daß sie sterben; sie wolle mit den Todten nichts mehr zu schaffen haben. Der große Querstrich durch alle menschliche Berechnung hat ihr nie gefallen." —

Wir waren am Eisengitter angelangt. Ich sah die Kindergräber wieder; sah Egons Marmordenkmal in der Mitte, daneben die Trauereſche mit den tief herabhängenden Zweigen. Wieder bog Hartwig die Aeste auseinander; jetzt waren es unter dem schwarzen Stein der Gräber zwei.

„Setzen wir uns ein wenig," sagte ich, zu einem beschatteten Bänkchen tretend.

Während wir rasteten, erzählte mir der Lehrer wie früher hier die Gräfin zu sitzen pflegte, erst nach der kleinen Mädchen, dann nach Egon's Tod. Wie dann später der Graf stundenlang an dieser Stelle geweilt, den Stein betrachtend, auf dem ihr Name stand.

„Nun sind sie Alle dahin und vorüber," — sagte der alte Mann — „in's Grab gesunken das ganze blühende Geschlecht. Wie lange wird es sein, dann legt man selbst die müden Glieder hin und dann sitzen wieder Andere hier — vorüber — vorüber!" —

Ich nickte stumm zu seinen ernsten Worten. Die Linden dufteten so süß über den stillen Gräbern. In ihrem goldgrünen Schatten, schwebte am Rande des Grabsteins, mit zartschillernden Flügeln lautlos eine Libelle. — —

Nicht immer ist des Lebens Flüchtigkeit zu beklagen. Wo finstre Mächte Hand anlegen, auch an die Edelsten, erscheint der Tod oft als ein Freund. Die Schönheit aber und der Friede, mit dem die gütige Natur seine Stätte umwebt, giebt uns ein Bild der Versöhnung, die dort sein wird, wo in hellerem Erkennen, nichts Irdisches mehr die Herzen trennt.

Während wir ruhten, erzählte mir der Lehrer wie früher hier die Straße zu legen pflegte, erst nach der kleinen [illegible], dann nach [illegible] Dorf. Wie dann später der Graf [illegible] an dieser Stelle [illegible], den Stein [illegible], auf dem ihr Name steht.

„Nun ziehe sie Alle dahin und vorüber,“ — sagte der alte Mann — „und [illegible] zu Füßen das ganze blühende Geschlecht. Wie lange wird es sein, dann sitzt man selbst hier [illegible] bis und dann ziehen wieder Andere hier — dahin — vorüber!“

Ich sah [illegible] stumm zu seinen [illegible] Worten. Die Blätter [illegible] so still über den stillen Gräbern. In ihrem [illegible] Schatten, [illegible] am Rande des Grabsteins, [illegible] eine Blume. —

Nicht immer ist die [illegible] Flüchtigkeit zu beklagen. Wie unsere [illegible] Hand [illegible] auch an die Zeiten, erscheint der Tod oft als ein Freund. Die [illegible] aber und der Friede, mit dem die [illegible] Natur [illegible], giebt uns ein Bild der Versöhnung, die noch [illegible], wo in [illegible] Erinnern, [illegible] mehr die Herzen trennt.

Deutsche Liebe.

1.

Es war am vierten September des großen Kriegsjahres 1870. Der Herbst kündete sich mit kühler, unfreundlicher Witterung an. Darum auch hatte die alte Barbara im Kamin des Speisezimmers Feuer angemacht, während ihre Herrin — bejahrt und weißlockig wie sie selber — am Fenster stand und auf die Straße hinunterschaute.

Das Haus, in dem die Beiden wohnten, lag am Marktplatz von W. und war ein großes, stattliches Gebäude, mit allem verjährten Zierrath geschmückt, wie er Ende des vorigen Jahrhunderts Mode gewesen. Zwischen niedrigen Pfeilern hingen eiserne Ketten die Front entlang. Ueber der Hausthür und den Mittelfenstern waren sandsteinerne Medaillons angebracht, weder beziehungsvoll noch schön; dennoch putzen sie das Haus und die rankenden Rosen endlich, die bis zum Dache hinaufklimmend, das letzte Fenster des oberen Stockwerkes dicht umrahmen, leihen ihm ein gemüthlich poetisches Ansehen. So blickt es freundlich und vornehm zugleich, den weiten Marktplatz hinunter, über dessen kleinstädtischer Oede mit der Nachmittagssonne

auch meistens ein gut Theil Langeweile zu lagern pflegt. Heute indessen sind Markt und Straßen von ungewohnt regem Treiben belebt

Die alte Dame am Fenster die Besitzerin des Hauses, Fräulein Braun, oder auch „Röschen Braun", wie sie noch heute genannt wird, obgleich drei und siebzig Sommer eine lange Blüthezeit ist, die auch an dieser Rose nicht spurlos vorübergegangen. Silberweiß schimmert des Fräuleins Haar. Ihre Stirn und Wangen sind mit einem feinen Netze unzähliger, kleiner Falten überzogen. Dennoch steckt noch immer etwas von der Rose, ja vom „Röschen" in ihr, so daß die Benennung natürlich erscheint. Jahr aus, Jahr ein, trägt das Fräulein ein nämliches Kleid von gutem, schwarzen Seidenstoff; ein sauber getolltes Häubchen, dessen weiße Taftbänder von tadelloser Frische, zierlich unter dem Kinn gebunden sind. Noch hat sich ihre kleine, feine Hand blendend weiß erhalten und über das freundliche Gesicht fliegt heute noch, wenn es lächelt, oder einen Gruß erwidert, zartes, mädchenhaftes Erröthen hin. Dazu blicken zwei große, blaue Augen dich an, so klar und hell, als hätten sie nie das Dunkel des Lebens geschaut und doch hat auch in dieses Dasein das Schicksal hineingegriffen mit harter, schonungsloser Hand. Aber es giebt klar Geartetes, das den Stoff nicht ändert aus dem es geschaffen ist und das, licht in sich selber, alle Finsterniß irdischer Geschicke durchdringt.

Röschen Braun gehört zu den Honoratioren der Stadt. Auf der Straße zieht Jedermann den Hut vor ihr. Soll bei einer Hochzeit, Taufe, oder sonstiger Feierlichkeit, der Glanzgipfel bezeichnet werden, so heißt es: „Röschen Braun wird auch erscheinen, Röschen Braun hat ihre Gegenwart zugesagt.“ — Während ihr gastfreies Haus täglich den guten Freunden offen steht, versammelt sie noch außerdem zweimal im Jahre alle gesellschaftsfähigen Elemente der Stadt und Umgegend zu einer besonderen Festlichkeit bei sich. Dann sind — bis auf das eine Zimmer, um dessen Fenster die Rosen ranken — alle Räume des Hauses geöffnet, erleuchtet, von zartem Räucherwerk durchduftet. Feines Gebäck, süße Weine, treffliche Speisen werden herumgereicht. Das Fräulein trägt ihr schwarzes Kleid, ihr weißes Mützchen wie immer, aber auf der Brust ein blitzendes Kreuz von Diamanten. Und die jungen Mädchen, die die Tage gezählt haben, bis zu diesem Freudenfeste, knixen erröthend vor ihr. Heitre Spiele werden gespielt, es wird gesungen, zuweilen getanzt, und noch lange hinterher zehrt die Jugend an der Erinnerung der dort genossenen Freuden.

Nur einen Tag im Jahre giebt es, da mag die Thürglocke im Braunschen Hause noch so hell ertönen, es mögen noch so gern gesehene Gäste vorsprechen, da hat die alte Barbara — die während einer langjährigen Dienstzeit fast zum Spiegelbild ihrer Herrin ge-

worden ist — wenn sie hinter dem Gitterverschlag oben an der Treppe erscheint, nur ein ablehnendes Achselzucken und den unwiderruflichen Bescheid: „ihr Fräulein sei für Niemand, wirklich für Niemand zu sprechen.“ — Wenn dann etwa besorglich gefragt wird: „Fräulein Braun sei doch nicht krank, oder sonst von einem Unfall betroffen?“ — so bedeutet die Alte gelassen: „O nein! — es sei nur heute ihr stiller Tag“ — und als sei damit Alles erklärt, zieht sie sich höflich grüßend wieder zurück und der Gitterverschlag bleibt verschlossen, mag draußen stehen wer da will.

Des Fräuleins „stiller Tag“ aber fiel auf den vierten September. Deshalb lag auch heute tiefste Ruhe über den Räumen des alten Hauses; man konnte im Kamine das Feuer knattern hören, das behagliche Wärme durch das Zimmer hauchte.

„Barbe,“ rief jetzt das Fräulein vom Fenster her ihrer Dienerin zu, die in nie rastender Geschäftigkeit leise ab und zu ging, „Du mußt noch einmal hinüber schicken nach der Post. Ich sehe die Leute auf dem Platze kommen und gehen. Vor dem Posthause stehen sie, sieben—acht und stecken die Köpfe zusammen. Es muß wieder etwas gekommen sein, eine neue Depesche. Siehst du, sie reichen ein Zeitungsblatt herum. Jeder will es zuerst haben! Das muß eine besondere Nachricht sein. Geh, Barbara, ich bitte dich, geh schnell! Sieht es doch aus, als hätte sich etwas Besonderes ereignet.“

„Gleich, Fräulein, gleich!“ rief die Alte, die inzwischen auch hinausgeblickt hatte; „ich will die kleine Marie hinüberschicken, die hat flinkere Beine als ich.“ Und damit eilte sie aus dem Zimmer.

Röschen Braun aber blieb am Fenster stehen und schaute mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Bewegung draußen. Sie sah die kleine Marie aus dem Hause kommen und über den Marktplatz eilen. Im nämlichen Momente stürzte wieder Jemand aus dem Posthause heraus, mit schallendem Jubelruf ein Blatt Papier hoch über dem Kopfe schwenkend. Im Nu hatten sich Zuhörer um ihn versammelt, er las laut vor; das Fräulein konnte natürlich nicht verstehen, was. Aber sie sah die Knaben ihre Mützen in die Luft werfen, Frauen sich weinend in die Arme sinken. Dichter schaarten die verschiedenen Gruppen zusammen. Das Blatt wanderte von Hand zu Hand. Jetzt kam Marie in vollem Lauf zurück. Summende Stimmen, lautes Rufen ging verworren durcheinander. Fräulein Braun öffnete das Fenster. „Laßt die Glocken läuten — Fahnen heraus!“ — klang es unten — „Napoleon gefangen — gefangen! Hoch lebe unser König, unser tapfres Herr!“ — Jetzt brachte Barbe, bleich und athemlos, das Blatt herein.

„Lesen Sie doch nur, Fräulein, lesen Sie! Ist es denn wahr, was die da draußen schreien?“

Ja — da stand es, in einfach schlichten Worten,

vor Sedan von eines Königs Hand verzeichnet: „Die ganze Armee ist kriegsgefangen. Der Kaiser hat sich mir übergeben. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ —

„Barbara,“ rief das Fräulein und die Depesche zitterte in ihrer Hand, „Barbara, es ist wahr! — Dies ist Deutschlands größter Tag! Wenn Erwin das erlebt hätte!!“ —

Sie bedeckte die Augen mit der Hand, es war als schwanke sie auf ihren Füßen. Die alte Dienerin mußte sie stützen, halten, zu einem Sessel führen. „Und das heute — heute!“ — murmelte das Fräulein vor sich hin. „Welch eine Erfüllung!“ — —

Eine Stunde später klang feierliches Glockenläuten durch den Straßenlärm: des Volkes Dankesstimme für ein gerettetes Vaterland. Durch die sonst stillen Gassen der kleinen Stadt wogte eine bunte Menschenmenge und ließ jauchzend und singend ihrer jubelnden Freude Ausdruck.

„Denke noch an keine Ruhe, Barbara,“ sagte Röschen Braun zu ihrer alten Gefährtin. Wir haben heute noch viel zu thun. Alle Fenster will ich hell haben, wenn es Abend wird. Steck' Lichter auf, so viel du hast; laß die Mägde Kränze winden. Das ganze Haus soll geschmückt sein. Spute dich, Alte, du hast keine Zeit zu verlieren.“

„Lichter? — Kränze? — Hell machen?“ — stam-

melte die Alte in starrer Verwunderung. „Aber du Gerechter! — Haben denn das Fräulein ganz vergessen, daß heute der vierte September ist und daß an dem Tage seit Menschengedenken kein ander Licht mehr hier im Hause gebrannt hat, als Abends die kleine Lampe im Rosenstübchen dort nebenan?"

„Eben weil es der vierte September ist," antwortete Röschen Braun, mit fester, beinahe feierlicher Betonung, — „der Tag an dem das Schwerste über mich gekommen — und weil den Opfern, die damals gefordert wurden, das Heute eine Vergeltung bringt, wie wir sie umfassender, freudiger nicht erwarten konnten — deshalb wollen wir Alten gerade, die wir die alte Zeit erlebt haben, den Tag ganz besonders feiern. Es ist auch Erwins Ehrentag! — Zünde die Lichter an, Alte. Mach Alles hell und festlich, wie ich dir gesagt habe."

Barbara schüttelte den Kopf, zuckte die Achseln; that aber endlich wie ihr geheißen war. Und als es Abend geworden, strahlte das Braunsche Haus von zahllosen, zierlich aneinander gereihten Lichtern flimmernd, wie eines Königs Schloß, über den Marktplatz hin. Mit frischem Grün bekränzt, flatterten zwei mächtige, preußische Fahnen vom Dachfirst herab.

Im rauschenden Seidengewande war das Fräulein noch einmal durch die erleuchteten Gemächer geschritten, um zu prüfen ob Alles in Ordnung sei.

„Du hast es gut gemacht, Barbe," sagte sie. „Nun

setze mir die Lampe in das Rosenstübchen; nun will ich allein sein. Marie kann nach den Lichtern sehen. Geh, du schlafen; es braucht Niemand auf mich zu warten." —

Als Barbe die Lampe hereingetragen hatte, nickte ihre Herrin ihr noch eine „gute Nacht" zu: dann schlossen sich die Thüren und nun war Röschen Braun allein in dem kleinen Gemach, in dem sich ihres Daseins Erwachen, sein Glück, sein Kampf, sein tiefster Schmerz herunter gespielt hatte, in rasch auf einander folgenden Akten, vor langen, langen Jahren. Die Lampe brannte auf dem Tische, über dem aufgestellten Miniaturbild eines jungen schönen Offiziers, dessen edle Züge Feuer und Begeisterung zu athmen schienen. Röschen Braun schloß einen großen, sandelholz-duftenden Kasten auf und kramte Papiere, Briefschaften, Andenken heraus; auch eine Locke von dunklem Haar, die sie lange betrachtete. Auferstanden vor ihrem inneren Auge war die Vergangenheit.

Vergangenheit! — Wem hat dies Wort nicht einen besonderen, an's Herz greifenden Klang? Wem riefe es nicht ein Glück zurück, das unser war, irgend einen holden Besitz den wir verloren haben, sei es auch nur das Vollgefühl der Jugend, dem die Zeit allmählich Blüthe um Blüthe, Blatt um Blatt herunter gestreift hat, oft ohne daß wir selber dessen recht gewahr geworden sind, bis dann endlich auch für uns einmal ein „stiller Tag"

kommt, an dem wir das Alte herauskramend, uns bewußt werden, wie anders die Welt um uns herum geworden ist und wir in ihr. Glücklich wer dann dem Dahingegangenen ein klares Gefühl erhalten hat und wem der Rückblick zur heiligenden Feier wird, wie unsrem Röschen Braun.

Auch ihr weißes Haar hatte einst in schimmernden Goldtönen geleuchtet. Auch ihr Fuß war leichbeschwingt die breite Treppe des Hauses hinauf und hinuntergeflogen, die er jetzt nur langsam Stufe um Stufe erklomm. Erlebte sie doch das Ungewöhnliche mit siebzig Jahren noch dieselben Räume zu bewohnen, in denen sie geboren und jung gewesen war.

Ihr Vater, der reiche Kaufherr Braun, war seiner Zeit der angesehenste Mann der Stadt gewesen. Scherzweis nannte man ihn sogar „den König von W.“ Weitverzweigte Handelsverbindungen ließen für den damaligen Maßstab, fast unerhörte Summen durch seine Hände gehen. Aber er nutzte seinen Reichthum in edelster Weise. Ohne Verschwendung, gewährte er sich und den Seinen ein reichliches Behagen, übte Gastfreundschaft und Wohlthun im weitesten Sinne des Wortes und war ein treuer Rathgeber, ein unermüdlicher Helfer gerade in einer Zeit wo Viele des Beistandes bedurften. Es war nach den Unglücksjahren 1806 und 1807. Deutschland, Preußen besonders, hatte seine tiefste Demüthigung erfahren. Der Herbst des Jahres 1812

kam heran. Nach schwindelnden Erfolgen, denen die aufgeschreckte Welt in starrem Entsetzen zusah, wagte der kühne Eroberer im Westen sein Letztes, Ungeheuerlichstes: die russische Campagne, die seinen hohlen Uebermuth auf den Schneefeldern von Smolensk, unter den Flammen Moskau's begraben sollte. Scheiternd an den eignen, weltstürmenden Unternehmungen, war der stürzende Erdengott bereits unerkannt, in schützende Pelze gehüllt, durch das geknechtete Deutschland zurück nach Frankreich geflohen. Zerstückt, führerlos, dem tiefsten Jammer Preis gegeben, folgten ihm die vereinzelten Reste seiner großen Armee. Schwankende, blaubleiche Gestalten, den Tod im Herzen, bettelten sie frierend an der Landstraße. In den Trümmern der deutschen Legion kehrte auch manch eigenes Landeskind elend und gebrochen in die Heimat zurück. Eine Fülle unsäglichen Jammers trat an den Tag. Aus Kurland rückten unter Yorks und Massenbachs Führung, die preußischen Hülfstruppen den heimischen Marken wieder zu. Bedeutende militärische Durchzüge gesellten sich zu den Fliehenden und erhielten die östlichen Provinzen in andauernder Unruhe. Ortschaften besonders, die wie W. an der großen Straße lagen, konnten den mannigfach an sie gestellten Anforderungen kaum genügen.

Kaufherr Braun hatte glänzende Beweise seiner Vaterlandsliebe gegeben. Der namhaften Summen nicht zu gedenken, die er freudig zum Opfer brachte,

schuf er endlich auch noch das eigene Haus zum Spitale um. Mit seiner Familie auf das Unentbehrlichste beschränkt, ließ er aus den anderen Räumen die kostbaren Geräthschaften entfernen und statt ihrer Feldbetten aufschlagen um Kranke, Verwundete, Sterbende bei sich aufzunehmen. Seine Frau, von drei jungen, schönen Töchtern unterstützt, leitete die Pflege und Versorgung der Unglücklichen, die dort ein Asyl gefunden hatten.

Vorzugsweise ging Röschen, die Jüngste der Schwestern, in einer Thätigkeit auf, für die ihr besondere Naturanlagen verliehen schienen. Gerade wo das Leben eine so bitter ernste Seite wies, wirkte ihr heitrer Sinn doppelt erfrischend. In vollkommenster Unbefangenheit, beweglich und warmherzig zugleich, fand sie Wege des Verkehrs auch dem Fremdesten gegenüber. Immer wußte sie das Wort zu treffen, das ihr die Herzen erschloß und wo die ernsthaftesten, bestgemeintesten Versuche der Anderen scheiterten, gewann sie spielend das Feld, ein reizendes Kind, dem man nichts abschlagen konnte. Auch äußerlich schien ihr Zauber kaum der Knospe entsprossen. Noch nicht sechzehn Jahre alt, trug sie ihr prächtiges Blondhaar noch in zwei langen Zöpfen heruntergeflochten, deren lockige Enden bis tief unter den Gürtel reichten. Ihr Lachen klang mit hellem Silberton durch das Haus; sie war bald hier, bald dort; aber wo sie erschien wurde es hell, als habe ein Sonnenstrahl hereingegrüßt. —

Ein finstrer Dezembermorgen war herangebrochen. Noch ehe der Tag recht graute, hatte sich neue Unruhe in den Straßen von W. geregt. Ein Infanterieregiment, zum Yorkschen Corps gehörig, war eingerückt. Von den Strapatzen eines beschwerlichen Marsches ermüdet, am Nothwendigsten Mangel leidend, von Krankheit heimgesucht, erschienen die neuen Ankömmlinge einer gastlichen Aufnahme besonders bedürftig. Die Stadt aber bereits mit Soldaten überfüllt, ihre Vorräthe ziemlich aufgezehrt, Quartiere und Lebensmittel kaum noch zu beschaffen. Da war guter Rath theuer. Kaufherr Braun hatte sich sogleich nach dem Stadthause begeben, um die nöthigsten Einrichtungen möglichst practisch organisieren zu helfen. Im Laufe des Vormittags schickte er seiner Frau eine tüchtige Einquartierung in's Haus, die, da auch hier schon Alles voll lag, nur mit Noth und Mühe in einem alten Wagenschuppen untergebracht wurde. Auf dem Marktplatz wimmelte unterdessen Alles bunt durcheinander: Pferde, Gepäckwagen, Soldaten. Die Stadt hatte sich in ein Feldlager verwandelt; es wußte Keiner recht wo ihm der Kopf stand.

Verspätet, müde und erschöpft, kehrte Herr Braun endlich zu den Seinen zurück, die mit dem Essen schon auf ihn gewartet hatten. Nach kurz gesprochenem Gebet, setzte sich die Familie zu Tisch. Des Vaters Gedanken waren von seinen Geschäften erfüllt; auch die Mahlzeit

wurde mit Hast und Unruhe eingenommen. Schon wollte Herr Braun sich wieder zu neuer Thätigkeit erheben, als zur allgemeinen Ueberraschung, als Nachtisch eine große, festliche Torte aufgetragen wurde, zierlich mit süßen Früchten belegt.

„Aber, Frau, was hat das zu bedeuten?“ — fragte der Kaufherr verwundert. Die Mutter lächelte; Röschen war roth geworden bis an den Scheitel.

„Es hat zu bedeuten,“ erklärte Frau Braun, „daß du ein ganz liebloser Vater bist, der am Ende gar vergessen hat, daß sein Röschen heute sechzehn Jahre alt wird und daß so etwas doch wohl irgend einer kleinen Feier werth sein dürfte.“

„Röschens Geburtstag!“ — rief der Vater, die Hände zusammenschlagend, „und das konnte ich vergessen! Meiner Seel', diese verwirrende Zeit bringt einem um die besten Empfindungen. Meines Goldkindes Geburtstag! Wird sechzehn Jahre alt und nichts habe ich für sie in Bereitschaft gehalten, nicht das kleinste Angebinde; keinen Glückwunsch, nicht einmal einen herzhaft, warmen Kuß.“

„O den hol' ich mir schon selber!“ — rief fröhlich das Geburtstagskind und im Nu saß Röschen auf des Vaters Schooß; beide Arme um seinen Hals schlingend, schmiegte sie ihr frisches Blüthengesichtchen dicht an seine volle braune Wange. Und nun gab es ein zärtliches Tuscheln und Flüstern zwischen ihnen; Röschen

lachte und warf übermüthig die langen Zöpfe weit über die Schultern zurück. Unterdessen hatte die Mutter den Festkuchen angeschnitten und ausgetheilt; der Vater ließ sich ein großes Glas funkelnden Weines bringen, und nachdem Röschen mit spitzen Lippen wie ein Vögelchen davon genippt, leerte er es frischweg mit einem kräftigen Zuge, auf seines sechzehnjährigen Lieblings Gesundheit.

„Und dabei bleibt es," wiederholte er, zärtlich über Röschens schillernden Scheitel hinstreichend, „fährt dir noch etwas durch den Sinn das du gern haben möchtest, kleine Hexe, dann heraus mit dem Wunsche! So leicht schlage ich dir heute nichts ab, schon um mein Unrecht an dir wieder gut zu machen. Solch eines Kindes Geburtstag zu vergessen!" —

So war die Stimmung am Familientische doch noch eine heiter gemüthliche geworden, als Kilian, der alte Kassendiener, eintrat und meldete: unten vor der Thür ständen fünf Grenadiere, die brächten einen verwundeten, kranken Offizier, ob er Aufnahme finden könne, im Hause des Herrn Braun?

Die Hausfrau schaute etwas bedenklich drein.

„Wo kommen die Leute jetzt noch her, da das Regiment schon am Morgen eingetroffen ist?" — fragte der Kaufherr und Kilian berichtete:

„Sie sagen, ihr Kranker habe es bei grundlosen Wegen, vor Schmerzen auf dem Wagen nicht mehr

aushalten können. Sie haben ihn auf eine Bahre betten und die letzte Strecke Wegs tragen müssen; dabei sind sie denn natürlich nur langsam vom Fleck gekommen."

Herr Braun sann nach. „Mein Haus ist übervoll," versetzte er dann. „Ich kann beim besten Willen auch keine Katze mehr darin unterbringen. Heiß' sie zum Bürgermeister gehen, Kilian" —

„Von dem kommen sie schon," unterbrach ihn der Alte; „da sei gar nicht anzukommen gewesen. Der Herr Bürgermeister habe gesagt, wenn w i r nicht noch Platz schafften, so möchten sie nur weiter gehen auf's nächste Dorf. Der arme kranke Mensch aber sieht so übel aus —"

Dem Kaufmann ging die Sache nahe. „Es thut mir herzlich leid," hub er noch einmal an; „aber das Unmögliche kann ich auch nicht möglich machen. Für einen Schwerkranken habe ich weder Quartier noch Pflege übrig. Nicht wahr, Mutter, es geht über unsre Kräfte?"

Frau Braun zuckte schweigend die Achseln.

„Nein," fuhr ihr Gatte fort, „es ist unmöglich — ganz unmöglich. Sag' ihnen, Kilian, so leid mir's thäte — sie müßten weiter gehen."

„Wollen der Herr nicht selber mit den Leuten sprechen?" — wandte der Alte ein, der wie es schien, an die abschlägige Antwort nicht recht heran wollte. Aber der Kaufherr lehnte es ab.

„Das macht mir nur unnütz das Herz weich," sagte er, und bei meiner Entscheidung muß es doch bleiben. „Gieb ihnen etwas zu essen," fügte er hinzu, über die Reste der eignen Mittagstafel hinblickend, „das ist Alles was ich für sie thun kann."

Dagegen konnte Kilian nichts weiter einwenden. Röschen hatte unterdessen, auf des Vaters Gebot hin, schon hurtig Schüsseln und Näpfe zusammengerafft, das feine Brot, den angeschenkten Wein. Sie packte Kilian auf, was er tragen konnte, nahm das Uebrige selbst in den Arm und dann, wie sie ging und stand, zur Thür hinaus, die Treppe hinunter.

Auf den steinernen Stufen vor dem Hause saßen die erschöpften Träger; etwas zur Seite stand die Bahre mit dem Kranken. Röschen theilte aus was sie mitgebracht hatte und fand dankbare Abnehmer; die Leute waren todtmüde und halb verhungert. Darauf fragte sie was man dem Kranken zu seiner Erquickung reichen könne und der eine der Grenadiere erwiderte:

„Um Den bemühen Sie sich nicht, Fräulein, der rührt doch nichts an. Er schlummert so hin, weiß weder von Essen und Trinken, noch von Leben und Sterben etwas. Nur auf dem Wagen hatten ihn die Schmerzen so wild gemacht, daß wir's vor seinem Schreien nicht mehr aushalten konnten. Sonst aber rührt er sich nicht."

„Er ist verwundet?" — fragte Röschen weiter.

„Ja," antwortete der Grenadier. „Ein Säbelhieb

quer über den Kopf. Eine schlechte Geschichte! — Ich denke immer er stirbt uns so unter den Händen weg."

Röschen fühlte mehr und mehr Theilnahme im Herzen erwachen. „Wann hat er die Wunde bekommen?" — fragte sie.

„Schon bei Riga," fuhr ihr Berichterstatter fort. „Da hat er auch auf einem Dorfe in Pflege gelegen; aber etwas Rechtes ist nicht für ihn geschehen. Auf dem Durchmarsche haben wir ihn gefunden, denn er gehört gar nicht zu unserm Regimente; er hat bei den Deutschen in Rußland gefochten. Sein Corps ist aufgelöst worden. Durchaus wollte er mit uns zurück in die Heimat, womöglich wieder Dienste nehmen. Er ist mit seiner schlechtverheilten Wunde viel zu früh aufgebrochen. Die schweren Märsche haben ihm den Rest gegeben. Das Fieber ist hinzu gekommen. Nirgends hat er ein bischen Ruhe gekostet. Es ist hart für ihn, daß er jetzt auch wieder weiter soll."

Damit war der bärtige Gesell aufgestanden und an die Trage getreten. Mit beinahe zarter Sorgfalt zog er die alte, zerrissene Decke, die den Kranken umhüllte, höher hinauf und befühlte seine regungslosen Hände. Ein rauher Wind fuhr auf. Die klamme Dezemberluft schien sich zu empfindlicherer Kälte verschärfen zu wollen. Röschens Blick ruhte auf dem Kranken, der bewußtlos dalag. Ein schwarzes Tuch war ihm, einer breiten Binde gleich, um die Stirn geschlungen.

Ab und zu ruckte das Fieber durch seine Glieder; dann rang sich ein mattes Stöhnen über seine fahlen Lippen. Röschen sah dickes Schneegewölk hinter dem Kirchthum heraufziehen, verfrühte Dämmerung auf die finstren Straßen herunterdrückend. Mit heiserem Geschrei flog ein Schwarm Krähen über dem Dache auf. Sie dachte an die dunkle, kalte Winternacht die im Anzug war, und wie der Unglückliche hier, vom Fieber gerüttelt, mit brennender Wunde, auf Stroh gebettet, elend zugedeckt, sie obdachlos, unerquickt und ungetröstet durchwandern solle —; ein Schauer lief ihr über den Leib. Auf ihr klares Antlitz war ein Ausdruck getreten, der sonst nicht darauf zu wohnen pflegte; ein kummervolles Nachdenken, eine Spannung, wie von innerem Kampfe. Dann plötzlich leuchtete es wieder hell auf ihren Zügen. Sie besann sich nicht länger; ohne ein Wort zu sagen wandte sie sich kurz in's Haus zurück, mit hastigen Sprüngen die Treppe hinauf — da stand sie wieder vor den Eltern.

„Lieber Vater, beste Mutter,“ hub sie ohne jede Einleitung an, „den armen, kranken Offizier da unten, den können wir unmöglich weiter schicken — der muß hier bleiben.“

Der Vater, der eine Zeitung durchsah, hub den Blick auf zu ihr und entgegnete gelassen:

„Du kennst meine Entscheidung, Röschen. Spare dir unnütze Einwendungen.“

„Der Mensch ist aber todtkrank," rief sie unerschrocken, „den kann man doch nicht so auf der Landstraße liegen und sterben lassen, so lange man noch einen Winkel im Hause übrig hat, der ihm zum Obdach werden könnte."

„Aber diesen Winkel eben habe ich nicht mehr übrig," versetzte der Kaufherr, schärfer betonend, mit leiser Verstimmung.

Statt der Erwiderung hatte Röschen rasch eine Tapetenthür geöffnet, die in ein kleines, nebenanliegendes Zimmer führte.

„Hier!" — rief das junge Mädchen mit aufglühenden Wangen, „mein eigenes Gemach! Sehr klein allerdings, aber daß sich ein müdes Haupt darin niederlege, um Ruhe zu finden — doch noch groß genug!"

„Röschen!" wandte die Mutter beinahe vorwurfsvoll ein.

„Sehen Sie mich nicht so streng an, liebe Mutter," rief die Kleine, ihr schmeichelnd an den Hals springend. „Was brauche ich ein eigenes Zimmer? Habe ich nicht in jeder Ecke dieses Hauses eine Heimat? — Ich kann den Raum da so gut entbehren."

„Aber irgendwo mußt Du am Ende denn doch auch bleiben," hub nun der Vater wieder an. „Du weißt, Mutter und Schwestern theilen bereits ein Gemach, in dem unmöglich noch eine Lagerstätte für Dich auf-

geschlagen werden kann. Wenn also der fremde Offizier hier herein zieht, willst Du etwa auf die Straße?"

„O, durchaus nicht!" lachte Röschen unverdrossen. „Ich habe mir Alles überlegt. Es hat die Mutter für das kleine Wäschermädchen, das sie kürzlich noch zur Aushülfe ins Haus genommen, die schiefe Dachkammer oben einrichten lassen. Zu der Barbara quartier' ich mich hinauf. Ihre Kammer ist ganz sauber. Daß sie nur eine Wand hat und daß an der anderen Seite das Dach schräg auf den Fußboden herabfällt, geniert mich gar nicht. Ich werde mir die Nase schon nicht stoßen."

„Röschen," begann jetzt die Mutter ernsthaft, „ich bitte Dich, fordere nichts Unverständiges. Angenommen selbst, Du richtetest Dich oben mit Barbara ein — sollen wir, die wir wirklich schon so eng wie möglich an einander gerückt sind, den Kranken bei unausweichbarer Nähe, in unsre engste Mitte nehmen? Einen Menschen, der uns ganz fremd ist?"

„Fremd, Mutter?" — rief Röschen lebhaft, „kann ein preußischer Soldat, dessen Blut für unser gemeinsames Vaterland geflossen ist, kann uns der fremd sein?"

Kaufherr Braun hatte die Zeitung bei Seite gelegt. Es zuckte seltsam um seine Lippen bei Röschens letzten Worten. Dennoch erwiderte er nach einer kurzen Pause in festem, wenn auch milderem Tone als vorhin: „Es

geht nicht, mein Kind, gieb Dich darein, — es geht wirklich nicht."

Keine gekränkte Entäuschung, kein verdrossenes Aufgeben einer lieben Hoffnung trat auf das freundliche Kindergesicht. Aber der leuchtende Blick senkte sich auch nicht zu Boden in gehorsamer Ergebung. Ruhig, leise ging das Mädchen auf den Vater zu; dicht an seinem Sessel kniete sie nieder, und zutraulich beide Arme über seine Knie legend, sagte sie:

„Väterchen — goldnes, liebes Väterchen, ich möchte Sie an etwas erinnern! Es ist noch keine Stunde her, hier in diesem Zimmer, an diesem Tische, haben Sie mir's gesagt: fährt Dir noch etwas durch den Sinn, das Du gern haben möchtest, dann heraus mit dem Wunsche! So leicht schlage ich Dir heute nichts ab. — Nun ist mir etwas durch den Sinn gefahren, nun nenne ich den Wunsch: schenken Sie mir den armen, kranken Menschen zum Geburtstag!"

Sie schwieg. Auch der Vater antwortete nicht gleich. Er sah sie nur an, tief und innig, während ihre klaren Augen stumm und beredt zu ihm aufgeschlagen blieben in festem, kindlichen Vertrauen. Endlich zuckte seine Wimper, es leuchtete feucht auf in seinem Blick. „Ja," sagte er dann lächelnd, „wenn Du mir so das Messer an die Kehle setzest, dann muß ich wohl Ja sagen, ich mag wollen oder nicht. Geh, laß den Kranken auf Dein Zimmer schaffen. Dir widerstehe ein Anderer!" —

Und Röschen sanft von sich schiebend, wollte Herr Braun jetzt aufstehen; aber wieder lagen des Mädchens Arme, zwei festen Klammern gleich, um seinen Hals. Sie küßte ihn hörbar laut, drei, vier Mal. Dann, ohne ein Wort zu sagen, war sie auf und davon. Den alten Kilian rannte sie im Hausflur beinahe über den Haufen.

„Rasch," rief sie ihm zu, „den Verwundeten heraufgeschafft! Er soll nicht weiter geschleppt werden. Er bleibt bei uns, in meinem Zimmer!"

„Dacht ich's doch," murmelte der Alte schmunzelnd vor sich hin, „wenn Die sich erst hineinmischt — —"

Bewußtlos, ohne zu ahnen, was mit ihm geschah, wurde Lieutenant von Werden erst in ein Vorzimmer, dann in das kleine, rosenblumige Mädchenstübchen getragen, wo eilends die nöthigen Einrichtungen zu seiner Aufnahme getroffen worden. Kilian erklärte sich bereit, Fräulein Röschen in der Krankenpflege, die sie natürlich für ihren Schützling übernommen hatte, unterstützen und gleich die erste Nacht bei ihm wachen zu wollen.

Der Arzt, der zu Rathe gezogen wurde, fand den Zustand des Patienten allerdings gefahrvoll. Die schon an sich schwere Wunde war gänzlich vernachläßigt; das Fieber in bedenklicher Weise gesteigert. Einige rasch angewendete Mittel indessen wirkten für den Moment besänftigend und mit einbrechender Nacht schien der Kranke ruhiger zu werden.

Eltern und Schwestern waren bereits schlafen ge-

gangen; nur Röschen weilte noch in dem verödeten Speisezimmer, hinlauschend nach ihrem Pflegebefohlenen. Sie hatte sich tief in des Vaters Lehnstuhl hineingekauert. Der Schein der Kerze, die trübe vor ihr brannte, streifte nur eben ihr liebliches Gesicht, in dem die frischen Augen allmählich schlaftrunken zu blinzeln begannen. Vor dem Fenster draußen wirbelten dichte weiße Flocken; um den alten Kirchthurm ächzte und stöhnte der Sturmwind. Drinnen aber war es warm und still. Traulich tickte die Wanduhr. Röschen meinte nebenan die Athemzüge eines Schlafenden zu hören. Zwischen Traum und Wachen glitt seliges Behagen über ihr Herz hin, den Unglücklichen dort geborgen zu wissen vor den Schauern dieser Nacht. Immer tiefer sanken ihr die Augen. Endlich griff sie nach dem Leuchter, um auf ihre Dachkammer zu gehen und neben dem Wäschermädchen zu schlafen, sie, des reichen Kaufherrn Braun verwöhntes Töchterlein.

2.

Als Röschen warmherzig Erwin von Werdens Sache gewissermaßen zu der ihrigen machte, war sie seiner selbst eigentlich kaum ansichtig geworden; noch weniger wußte sie von ihm Namen und Stand, oder irgend Etwas, das ein persönliches Interesse an ihm zu wecken, im Stande gewesen wäre. In rein menschlicher Weise war ihr Herz von seinem Unglück bewegt worden.

Ohne zu fragen wen sie rette und ob ihre Opferfreudigkeit sich jemals Dank erwerben würde, hatte sie muthig eine Fürsorge übernommen, die durchzuführen ihr nicht leicht gemacht werden sollte. Hatte der Vater ihr die Aufnahme des Unglücklichen bewilligt, so blieb ihr damit auch alle Arbeit, alle Sorge für denselben überlassen und Erwin war schwer krank. Das Verschleppte seines Zustandes schien auch der besseren Pflege die er jetzt genoß, hartnäckig trotzen zu wollen. Seine Sinne blieben verwirrt, theils vom Fieber erhitzt, theils umnachtet durch die tiefste Erschöpfung. Von dem Wo und Wie seiner Umgebung wußte er nichts. Noch weniger achtete er der freundlichen Mädchengestalt, die unabläßig an seinem Lager beschäftigt war, seine brennende Stirn zu kühlen, den lechzenden Lippen Labung zu reichen, seine Augen vor schmerzender Helle zu schützen und beschwichtigend jeden Laut abzuwehren, der seinen seltenen Schlummer stören konnte. Kein Wort des Dankes lohnte Röschens Liebesmüh. Im Gegentheil, Erwin konnte in wilden Phantasien oft vor ihr erschrecken, sie angstvoll abwehren; oder, von Leid ermüdet, mißmuthig in ihrer Annäherung den Anlaß neuer Qualen erblicken. Es gab manch schwere Stunde an seinem Bett, manch peinlicher Eindruck war zu verwinden; aber Röschen blieb unverdrossen. Sie verlor weder Lust und Liebe zu ihrem Werk, noch die Zuversicht, daß ein glücklicher Erfolg es endlich krönen müsse. Ist es doch das goldene

Vorrecht der Jugend, weder an den Tod, noch an das Unglück zu glauben. Nur ganz so sorglos und heiter wie ehedem war diese Mädchenexistenz nicht mehr. Sie hatte eine Verantwortung in sich aufgenommen. Die Sorge um Erwin füllte nicht nur Röschens Tag aus, sie nahm auch ihr Herz und ihre Gedanken hin. Immer ausschließlicher wob sich ihr Interesse um den Kranken, den sie endlich wirklich wie ein ihr persönlich überwiesenes Eigenthum zu betrachten begann.

Eine schmerzhafte Operation, die indessen als unerläßlich befunden worden, hatte dem Unglücklichen leider wenig genutzt. Der Zustand der Wunde war zwar sichtlich durch dieselbe gebessert worden, doch fingen die allgemeinen Körperkräfte an abzunehmen; an die Stelle des Fiebers trat gänzliche Erschöpfung und der Arzt selber wußte nicht welchen Hoffnungen da noch Raum zu geben war.

So war Weihnachten herangekommen. Die Braunsche Familie hatte sich am Nachmittage in die Christmette begeben. Nur Röschen hatte zu Gunsten Kilians verzichtet, der ihr treuer Beistand in der Krankenpflege, das Zimmer während beinahe drei langer Wochen kaum verlassen hatte. Dafür gönnte sie ihm nun die Feier, an der sein altes Herz hing und übernahm es allein bei dem Kranken zu bleiben, der fast immer schlummernd, ohnedies wenig bedurfte. Auch die Mägde waren zur Kirche gegangen; nur die kleine Barbara hütete das

Feuer in der Küche. Er war unendlich still in dem verlassenen Hause.

Röschen hatte in des Vaters alter Postille gelesen: Da es aber zu dunkeln begann, konnte sie den engen, schnörklichen Druck nicht mehr erkennen. Das Buch lag offen auf ihren Knien und darüber hinweg, träumte sie in den dämmernden Abend hinaus. Die Weihnachtsglocken hatten zu läuten aufgehört. Von der nahgelegenen Kirche ließ sich durch die Stille der Orgel Ton vernehmen und das Singen der Gemeinde, ein dumpfes, ineinandergehendes Gesumme. Jetzt verstummte auch das — Schweigen und Dämmerung rings umher. Röschen war es so eigen feierlich und erwartungsvoll zu Muthe; sie hätte beten mögen und fand doch keine Worte.

Da streifte ihr Blick zufällig über den Schlummernden hin — was war das? — Träumte sie selber, oder war es Wirklichkeit? — Zwei Augen blickten sie an, fest und ruhig; nicht mehr vom Fieber durchlodert, nicht mehr in stumpfem Gleichmuth, zwei dunkle, ernste, rührende Augen. Der Eindruck überwältigte sie fast; etwas ganz Neues trat ihr entgegen. Dies Leben, um das sie angstvoll gesorgt, wie um ein kostbares, ihr anvertrautes Gut, es war ihr immer nur ein Leben gewesen; zum ersten Male fühlte sie sich jetzt dem Menschen gegenüber. Das verwirrte sie. Sie hätte ent-

fliehen mögen und doch hielt dieser Blick sie fest mit schweigender Gewalt.

Nun huben die Glocken wieder an zu läuten, so voll, so weihnachtlich. Da griff etwas, das sie noch nie empfunden hatte, über Röschens Herz hin; sie wußte nicht sollte sie jubeln oder weinen? Sie faltete stumm die Hände und sah ihn wieder an, der den Blick nicht von ihr wendete. So fand der Vater sie, als er heimkehrend in das Zimmer trat.

Mit einem raschen Blick erkannte der Kaufherr wie glücklich es sich mit dem Patienten gewendet hatte. Er ließ Licht bringen. Als sich milde Helle durch das Zimmer breitete, wanderten Erwins Augen in stummer Verwunderung von Einem zum Anderen. Langsam führte er die Hand zur Stirn, wie aus tiefem Traum erwachend: „Gütiger Gott,“ hauchten seine Lippen, „was ist mit mir geschehen?“

Nun nannte ihn der Kaufherr beim Namen. Zum ersten Male hörte Erwin darauf und gab auf die Fragen, die an ihn gerichtet wurden, klare zusammenhängende Antwort. Herr Braun erklärte ihm kurz wo er sich befand, was mit ihm geschehen war. Ein Händedruck, ein sanftes: „danke, danke,“ war Erwins Erwiderung. Ohne von den empfangenen Eindrücken erregt zu scheinen, schlief er bald darauf wieder ein. Der Arzt erklärte auch das für ein gutes Zeichen und zweifelte nicht länger, daß die rettende Krisis eingetreten sei.

Für Röschen war es ein Weihnachten, wie sie es seliger, fröhlicher noch nie erlebt hatte. Die Lichter am Baume strahlten nicht heller, als ihre Augen.

„Ja, Kleine," scherzte der Vater, „das Geburtstagsgeschenk, — des Kranken Aufnahme im Hause — das hast Du Dir von mir erbettelt; Deinen Weihnachten aber hat Dir der liebe Gott selber bescheert; denn daß Der dadrinnen am Leben bleiben sollte, das konnte kein Mensch machen."

Und die frohen Hoffnungen wurden nicht wieder zu Schanden. Erwin besserte sich sichtlich. Das Bewußtsein verließ ihn nicht wieder; seine Kräfte kehrten rascher zurück, als man erwartet hatte. Wenn schon bei umschleierten Sinnen sein Unglück nicht minder als etwas Edles, Anziehendes in seiner Erscheinung, Sympathie geweckt hatten, wie viel berechtigter trat diese jetzt an den Tag, wo alle liebenswerthen Eigenschaften eines bevorzugten Naturells — das warme, dankbare Gemüth, ein fester, klar gezeichneter Charakter, hohe Geistesgaben, von umfassender Bildung unterstützt — sich wirklich in ihm zu erkennen gaben. Dem Falter gleich, der sich aus dunkler, beengender Verpuppung mit befreitem Flügelschlage dem Lichte entgegenregt, entschleierte sich, da er die Fesseln der Krankheit von sich streifte, Erwins eigentlicher Mensch, um sich Liebe, Interesse, Anerkennung von allen Seiten zu verdienen. Die Familie, die ihn gastlich aufgenommen hatte, empfand seine Anwesenheit sehr

bald als eine Bereicherung, die sie ungern wieder entbehrt hätte. Vornehmlich war es der Vater, der sich näher an Erwin anschloß. Herr Braun hatte sich die Kriegs-Schicksale des jungen Helden erzählen lassen. Einfach und offen legte Erwin dabei auch seine persönlichen Verhältnisse dar. Frühzeitig beider Eltern beraubt, stand er allein in der Welt. Sein Herz und sein Leben gehörte dem Vaterland. Mitten aus idealen Studien, zu denen ihn seine innerste Geistesrichtung bestimmte, hatte er sich herausgerissen, um in den Kampf zu ziehen. Schmach und Erniedrigung brach damals die letzte Hoffnung preußischer Patrioten. Mit dreihundert anderen Offizieren war Erwin nach Rußland gegangen, um in der deutschen Legion auf fremdem Boden gegen den Unterdrücker Europas zu kämpfen.

Kaufherr Braun theilte die Empfindung einer sich unbegrenzt hingebenden Vaterlandsliebe auf's Wärmste. Durch sie vermittelt, entwickelte sich, dem Unterschiede der Jahre unerachtet, eine rasche Freundschaft zwischen ihm und seinem Pflegebefohlenen. Stundenlang saß er an des Reconvalescenten Bett, diesem berichtend was sich in der Welt begeben und ereignet hatte, während Erwins langem Geistesschlaf. Alte Zeitungen wurden nachgelesen, die neuen mit brennender Spannung verschlungen. Napoleons Niederlage im Osten hatte Deutschland mit neuer Hoffnung belebt. Zwar dämmerte sie vorläufig noch unsicher in weiter Ferne; aber muthigen

Seelen wurde sie doch zur Leuchte und im Verborgenen regten sich schon damals die Elemente jener großartigen Erhebung, die wenige Monate darauf, dem Vaterlande einen Frühling ohne Gleichen bringen sollte. —

Wie hingenommen indessen Erwin auch von den Ereignissen des Tages, wie beglückt durch des Kaufherrn edle Freundschaft er war, es gab noch einen Punkt, der unabhängig von jenen, in seiner Seele immer tiefere Bedeutung gewann. Wo und wie er ihrer ansichtig wurde, ob sie ging oder kam, ruhte oder sich um ihn bewegte, nicht lösen konnte er den Blick von jener lieblichen Mädchengestalt, die damals, als die Nebel zerrannen vor seinen umnachteten Sinnen, das erste Menschliche gewesen war, das ihn wieder begrüßte an der Schwelle eines neuen Daseins. Licht, Leben, das Wohlgefühl wiederkehrender Gesundheit, waren ihm unzertrennbar mit Röschens Anblick verwoben. Wo dieser ihm fehlte, meinte er nicht anders, als das Dunkel der Krankheit müsse noch einmal über ihn kommen. Sein Augentrost war sie, sein Bewußtsein von Leben und Dasein, sein Sonnenschein, sein Glück. Und sie? — Stiller ging sie durch das Haus. Sie lachte nicht mehr so laut wie sonst; aber ein Lächeln innerster Verklärung lag über ihrem lichten Angesicht. Was in ihrem Herzen vorging, davon gab sie sich selber keine Rechenschaft. Sie saß bei Erwin, sah seine bleichen Wangen sich wieder frischer färben, sah seine Augen strahlen in

neubelebtem Glanz; sie fühlte seinen Blick in ihrer Seele und war glücklich.

Auch nach außen hin hatte sich unterdessen Manches anders gestaltet. In W. und seiner Umgebung war es ruhiger geworden. Die übermäßigen Einquartierungen hatten nachgelassen; der jammervoll heimwärts Fliehenden waren es mit der Zeit weniger geworden. Man konnte sich im Hause wieder bequemer einrichten; deshalb war auch Röschen von ihrer schiefen Dachkammer bereits hinuntergezogen in ein schicklicheres Gemach. Das Rosenstübchen aber hatte Erwin noch immer inne, weil dort nun einmal Alles für ihn eingerichtet war. Er verließ jetzt schon stundenweis das Bett; saß mit seinen Gastfreunden zu Tisch und sah vom Fenster aus den Schnee von den Dächern schmelzen, als ein erstes, milderes Frühlingswehen die starre, graue Winterluft bewegte.

Da klang Anfang Februar des Königs Aufruf durch die preußischen Lande. Noch war derselbe nicht vom Monarchen selber, nur vom Staatskanzler unterzeichnet; auch nannte er den Feind nicht, gegen den es gehen sollte. Aber das Volk verstand seinen König und eilte zu den Fahnen. Es war eine Bewegung, deren ernste Freudigkeit in allen deutschen Herzen wiederklang.

Auch in Erwins Brust fand sie ein Echo. Sein Herz brannte den Ereignissen entgegen, die sich ankündigten. Aber sich persönlich an ihnen zu betheiligen, durfte er noch nicht wagen. Ob auch auf sichrem Wege der Besserung,

forderte seine tieferschütterte Gesundheit doch noch ernste Rücksichten. Noch immer in ärztlicher Behandlung, hatte er das Braun'sche Haus noch nicht wieder verlassen können, wo man auch freilich von seiner Entfernung nichts wissen wollte.

Der Frühling sandte Boten. Rascher trieb am Himmel das flatternde Gewölk und gönnte schon goldneren Lichtern Raum. Aus dunkler Erde brach das erste Grün hervor; der dürre Ast trieb schwellende Knospen. Erwin hatte gegen Abend am Fenster des Speisezimmers über einer Zeitung gesessen, als Röschen eintrat. Sie war im Garten gewesen; trug ein dunkles Tuch sorglos über Kopf und Schultern geworfen und in der Hand die ersten Schneeglöckchen des Jahres. Abendliche Frühjahrsluft hatte ihr herb in das Gesicht geweht, das im Schmuck der goldenen Flechten, leuchtend hervorblühte aus seiner dunklen Umhüllung. Wie die Blumen in ihrer Hand, erschien sie selber jung, frisch und rein. Sogar die kältere Luft, die sie in den Falten ihres Kleides mit hereinführte, war von belebendem Hauche, der eigenthümlich zu ihr paßte. Nie war sie Erwin reizender erschienen.

„Schneeglöckchen, Fräulein Röschen?“ — sagte er mit einem Blick auf die Blumen, der diese jedoch nur streifte, um zu ihrer Trägerin selbst zurückzukehren.

Diese aber, stolz auf ihren Fund, liebkoste den Strauß gleichsam mit den Augen.

„Ist es nicht ein Entzücken, diese ersten Frühlingskinder?" — erwiderte sie, sich flüchtig auf den Rand des Stuhles Erwin gegenüber, niederlassend. „O, ich hätte niederknieen mögen, als ich das silberne Weiß, die zarten Glöckchen, unter welkem, vorjährigem Laub hervorsprossen sah wie ein Wunder." — Und sie ordnete den Strauß, selig drein schauend, während ein Paar von der Luft gelöste Haarstrehnchen neckisch um ihre Stirn spielten.

„Es freut zu sehen, wie Sie sich freuen," sagte er, ohne den Blick von ihr zu wenden, mit etwas wie Wehmuth im Klange der Stimme.

Sie schlug die Augen groß zu ihm empor. „Und Sie, dünkt mich," sagte sie unbefangen, „sind in der letzten Zeit gar nicht mehr recht heiter gewesen. Was hat das zu bedeuten? — Das Leben ist Ihnen wiedergeschenkt; ich denke Sie sollten fröhlich sein."

„Das Leben allein thut es nicht," erwiderte er ernst; „es kommt auf den Inhalt an, den man ihm zu geben vermag. Mich drückt der Gedanke, daß ich hier müßig sitze, während das Vaterland unser Aller Kräfte bedarf, in dem heiligen Streite, der sich jetzt vorbereitet."

„Die Zeit wird auch für Sie wieder kommen," entgegnete Röschen zaghafter als vorhin.

„Und dann wird es vielleicht zu spät sein," fuhr er fort. „Meine Kraft wird mir wiederkehren, wenn der große Kampf ausgefochten ist und ich nichts mehr nützen

kann. Wie ein ewiger Trauerflor bleibt dann dunkel über meinem Leben das Bewußtsein hängen: ich war nicht mit dabei. Es ist etwas Unglückseliges den Moment verpaßt zu haben und zu wissen, daß man ihn nicht verpaßt."

Die Worte drangen ihm tief aus der Seele. Es nagte längst an ihm, daß er still halten mußte, wo sein Herz ihn so mächtig vorwärts trieb. Das war der Schatten, der ihm seine Genesung verdunkelte. Röschen, die sich, sie wußte selbst kaum wie sehr, in sein eigenstes Wesen hineingelebt hatte, war nicht überrascht von seiner Mittheilung.

„Ich wollte ich könnte Ihnen helfen," sagte sie nach einer kleinen Pause treuherzig, und der liebe, gute, stillbetrübte Ausdruck ihres Gesichtes zeugte wie ehrlich sie es meinte.

Reizend war sie anzuschauen in diesem kindlich unverhohlenen Mitgefühl. Die Blumen, an denen sie sich eben noch gefreut, ruhten ihr lose in der Hand; sie schien ihrer nicht mehr zu gedenken. Das Tuch war auf ihre Schultern herabgeglitten und ließ das feine, blonde Köpfchen frei. An ihrer Wange spielte der Wiederschein einer rosigen Abendwolke. Nicht satt konnte sich Erwin an ihr sehen. Und wie er Aug' und Seele ganz in den lieblichen Anblick versenkte, da wich das Andere aus seinen Gedanken; um was hätte er noch trauern können? — Eine Welt des Glückes strahlte ihm entgegen.

„Röschen,“ sagte er leise und seine Hand ruhte auf der ihrigen. Es durchzuckte sie wie ein elektrischer Funke; sie wußte nicht, war es Freude oder Schreck.

Er neigte sich näher zu ihr und sprach zu ihr, lange, innig. Vor seinen Worten senkte sie die Stirn, die von brennender Röthe übergossen war. Schonend hüllte der Abend es Alles in seinen sanften Dämmerschein. Und Erwin sprach wieder zu ihr. Jetzt hielt er ihre beiden Hände. Jetzt fand auch sie ein flüsterndes, stammelndes Wort der Erwiderung. Ach, es hätte dessen kaum bedurft! Ihr Blick, der endlich schüchtern den seinen suchte, sagte Alles, in halb verwirrter, halb lächelnder Glückseligkeit. Vergessen lagen die Schneeglöckchen am Boden; in den Herzen aber war junger, jubelnder Frühling aufgegangen. — —

Dunkel hatte sich der Abend herabgesenkt. Die alte Wanduhr schlug zur gewohnten Theestunde; Röschens Schwester kam mit Licht herein. Da mußte sich das blonde Kind endlich doch auf die Wirklichkeit besinnen, der sie entrückt war in eine andre Welt. Als jetzt auch der Vater eintrat, flog sie ihm entgegen und das Gesicht an seiner Brust bergend, flüsterte sie ihm hastige Worte zu. Er wußte kaum, weinte sie, oder lachte sie, die junge Gestalt, die sich bebend an ihn schmiegte. Was sich begeben hatte indessen, blieb ihm nicht lange ein Geheimniß und er segnete den Bund, der sich recht nach seinem Herzen geschlossen hatte. So war Röschen Braun

aus Erwins Retterin, seine kleine, glückselige Braut geworden.

3.

Es war ein Glücksjubel, wie er schrankenlos wonniger nicht gedacht werden konnte. Alles bot den Liebenden die Hand ihres Lebens Mai zu schmücken; neben der eignen beseligenden Empfindung, das freudige Zustimmen der Nächsten, die glücklichsten, äußern Verhältnisse, Erwins fortschreitende Genesung, der junge Lenz, der Blüthen und Blätter trieb — Alles schien sich zu vereinen, ihnen die Welt in rosigem Lichte zu zeigen. Auch ist niemals ein Brautstand ungetrübter gewesen. Dazu waren sie ein schön gewähltes Paar: er dunkel, feurig, sie licht und zart, eine aufgehende Knospe, emporrankend an seiner sichern Kraft.

Es war entschieden worden, daß Erwin, nach einer nur noch kurzen Erholung, wieder in seine ursprüngliche Laufbahn einlenken sollte, um binnen Kurzem mit Röschen den eignen Heerd zu begründen. Die Zukunft lächelte ihnen wie ein Sonnentag. Nur eine Wolke gab es, die hin und wieder leise heranziehend, sein junges Glück umflorte. In Erwins Seele war eine Sehnsucht wach geblieben. Wie warm ihn auch die Arme der Liebe umfingen, wie freundlich die kleine trauliche Welt ihn anheimelte, die fortan seine Heimat werden

sollte, er konnte, für eine große Sache entzündet, seinen Gedanken nicht wehren, daß sie Weiteres suchten. Der Hinblick auf das Vaterland aber mußte, gerade in diesem Momente, mehr denn je, den Wunsch in ihm anfachen abermals mit Leib und Leben für Deutschlands Befreiung einzutreten. Drohte doch der langverhaltene Grimm der schmählich Geknechteten, aller Orten in Feuer und Flammen loszubrechen.

Napoleons Stern war im Sinken. Schon hatten die Franzosen Warschau geräumt. Kaiser Alexander näherte sich mit seinem argzerstückelten Heere der schlesischen Hauptstadt, die alte Freundschaft mit Friedrich Wilhelm III. zu erneuern, der von Königsberg nach Breslau geeilt war, wo die deutsche Jugend sich in steigender Begeisterung um ihn schaarte. Das erwachende Frühjahr brachte des Königs Aufruf: „An mein Volk", die ewig denkwürdigen Worte: „Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen, für unsre Existenz, unsre Unabhängigkeit, unsren Wohlstand. Gott und unser fester Wille werden unsrer gerechten Sache den Sieg verleihen; mit ihm einen sichren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer bessren Zeit." —

Nicht umsonst sollte sich, zum ersten Male in der deutschen Geschichte, ein König in dieser Weise an sein Volk wenden. Indem er es zur Mitwirkung an seinem großen Werke aufforderte, sprach er es mündig. Jeder weiß, wie das Volk dieses Vertrauen beantwortet hat.

Die Universitäten schlossen ihre Hörsäle, die oberen Klassen der Gymnasien entvölkerten sich; aus den Turnplätzen wurden Waffenplätze. Fiebernde Erregung ging durch alle Schichten der Gesellschaft, durch alle Theile des Landes. In allen öffentlichen Blättern war davon zu lesen; es athmete alles den einen Geist, die eine Hoffnung. —

Da war's an einem Frühlingsabend. Röschens Vater hatte aus den Zeitungen von der Ausrüstung des Lützowschen Freicorps vorgelesen. Es waren Freunde zum Besuch gekommen, die noch neuere Nachrichten mitbrachten. Der Antheil in dem kleinen Kreise belebte sich immer feuriger. Eine Weile hatte Erwin still mit dabei gesessen, vor sich niederblickend, dunkle Falten auf der Stirn. Dann verließ er unbemerkt das Zimmer. Das heißt: Eine ward seines Fortgehens doch gewahr und wußte auch, warum es ihn nicht länger als stummen Zuhörer bei diesen erregenden Gesprächen litt. Nicht lange, so folgte ihm seine Braut in das Rosenstübchen. Sie fand ihn mit verschränkten Armen am Fenster stehend, wo er finstren Blickes hinausstarrte in eine unbestimmte Ferne. Der lichte Frühlingsabend dämmerte noch im Zimmer, während schon ein Mondenstrahl hineinfiel, die verschobenen Schattenlinien des Fensters zart über den Boden hinzeichnend.

„Erwin —" sagte Röschen, zu ihm herantretend, indem sie leise ihre Hand auf seine Schulter legte.

Er schrak zusammen bei ihrer Berührung, nahm dann aber rasch ihre beiden Hände und versuchte zu lächeln. Sie wußte dennoch, daß seine Seele voll Leid war; ihm zu helfen war sie gekommen.

„Mir liegt etwas auf dem Herzen“, sagte sie, „davon ich mit dir reden möchte.“

Nun zog er sie dicht zu sich heran, zärtlich forschend, was es sein könne? Sie lehnte ihr blondes Köpfchen an seine Brust und hinauf schauend nach dem Mond, der, ein luftiges Silberschiffchen, über den Himmel hinzog, sagte sie ruhig, aber entschlossen: „Liebster, ich glaube, es ist am besten du wirst wieder Soldat und ziehst mit hinaus in den Krieg. Die Sehnsucht nagt dir am Herzen und ich kann es nicht ertragen dich traurig zu sehen.“

Er war so überrascht von ihrer Rede, daß er nicht gleich eine Erwiderung fand. Gelassen sprach sie nun weiter, wie es ihr um's Herz war und ihre klaren, einfachen Worte, von keinem schwankenden Kleinmuth verwirrt, bekundeten wie ernst sie es meinte, wie es die höchste, selbstloseste Liebe war, die sie reden hieß. Anfangs schüttelte Erwin den Kopf zu alle dem; er wollte nichts hören von dem Opfer, zu dem sie sich bereit erklärte. Aber ihre weiche Stimme schmeichelte sich immer tiefer in sein Herz hinein; auch sah er wohl: es war nicht eine vorübergehend auftauchende Regung, sondern ein längst überdachter, in ihr gereifter Ent-

schluß, der aus ihr sprach. Da wichen allmählig die Schatten von seiner Stirn, die Bedenken aus seiner Seele; sein Antlitz hellte sich auf; ja, es giebt ein Anerbieten der Liebe, das die Liebe nicht zurückzuweisen braucht. Erwin fühlte es: Röschen hatte sein innerstes Wesen richtig erkannt und verstanden und bot ihm nur, was er nicht entbehren konnte. Innerer Jubel erfaßte ihn; er galt der Wonne sich so geliebt zu sehen, mehr noch als der Freiheit, die dies treue Herz ihm großmüthig wieder gab. In steigender Bewegung war Erwin vor Röschen zurückgetreten, sie dennoch wieder bei den Händen haltend. Lichtbeglänzt stand sie vor ihm, die kindlich schlichte, reizende Gestalt. Bewundern mußte er sie, und hatte sie doch noch nie so lieb gehabt. Er kniete nieder vor ihr; begeistert strahlte sein Auge zu ihr empor.

„Ja", rief er, „ja! Zwiefach hast du mich gerettet: vom leiblichen Tode, als ich verschmachtend vor deiner Thüre lag und nun, im höchsten, heiligsten Verständniß des Besten das ich in mir trage, rettest du mir die geistige Existenz, ein freies Bewußtsein meiner selbst, mein deutsches Mädchen — meine deutsche Braut!"

Er schloß sie in die Arme; Aug' schien in Auge, Seele in Seele hinzuschmelzen und die Stunde, in der Röschen ihr Herz zum Opfer gebracht, wurde die schönste, die reichste ihres Lebens. —

Was der Vater, was die Angehörigen sagten, als

sie Erwins Entscheidung erfuhren und mit einem Mal einen Strich gemacht sahen durch all' die schönen Zukunftsplane? — Ach, die nächste Zeit warf wie ein brausendes Meer alles durcheinander: Nachrichten, Hoffnungen, Aengste, Thränen und dennoch wieder Freude — Eins verdrängte das Andere. Der Kaufherr litt um sein Kind und konnte wiederum Erwins Thun nur gut heißen. Mutter und Schwestern weinten. Ueber Röschen lag eine stumme Benommenheit, der natürliche Rückschlag des mächtigen Entschlusses, den sie über sich gewonnen. Sie sah bleich und ernst aus, aber sie wurde nicht irre an dem was sie wollte und keine Klage kam über ihre Lippen.

Erwin dagegen war dem Aare vergleichbar, dem die Flügel gelöst sind, dem Lichte wieder entgegenzustreben. Eine Heldengestalt, wie sie edler, schwungvoller kein Dichter ersinnen kann, schien der begeisterte Impuls jener großen Zeit in ihm seinen vollendeten Ausdruck zu finden. Und so sieghaft war die Macht, die ihn trieb, daß sie endlich auch das junge, entsagende Herz, dem mit ihm doch alles Licht aus dem Dasein schwand, auf feurigen Armen über den eignen Schmerz hinweg trug. Als tiefbewegt der Augenblick des Scheidens gekommen war, wußte auch Röschen nicht mehr: war der Schmerz Erwin zu verlieren größer, oder seliger die Wonne, ihn hin zu geben an eine große Sache, für die auch ihr Herz zu glühen begonnen hatte. —

Er ging. — Einsam saß sie nun wieder in dem Rosenstübchen, in dem ihre Erinnerungen mit ihr lebten. Auf dem Tische hatte sie Erwins Bild aufgestellt, umgeben von allerlei Andenken, die er zurückgelassen. Sie schmückte die kleine Welt dort mit Frühlingsblumen, wie einen Tempel. Es war ihre Andacht, von aller Welt abgetrennt, dort zu sitzen und sein zu gedenken.

Fast jede Post brachte ihr einen Brief von ihm. Erwin war nach Berlin gegangen und schrieb von dort aus, über die Einweihung des Yorkschen Corps unter freiem Himmel, vor dem königlichen Schlosse; wie gerade, während der Prediger den Segen gesprochen, über den schwarzen Kuppeln des Domes die Sonne glorreich aus finsterem Gewölk hervorgebrochen sei. Er hatte Theodor Körner, seinen geliebten Studiengenossen, wiedergetroffen. Bei Möckern stand er zum ersten Male vor dem Feind. Mit wechselndem Glücke folgten die Gefechte bei Merseburg und Groß-Görschen. Ueberaus herrlich bewährte sich aller Orten die preußische Armee. Dennoch schwankten die Geschicke noch in banger Ungewißheit auf und nieder. Ja, manche Frühlingshoffnung war schon wieder ins Grab gesunken. Aber unerschüttert blieb das Gottvertrauen, der gefaßte Muth, die Siegesgewißheit des deutschen Volkes. Und es sang die Sängerstimme jener großen Zeit:

Herz, laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott;

Gott wird es wohl verwalten,
Er ist der Freiheit Gott! —

Nur vorübergehend beruhigte während der Sommermonate der Waffenstillstand die erregten Gemüther. Die Sorge, er könne den Frieden, dieser aber eine nur halbgebrochene Knechtschaft bringen, rief neue Spannung hervor. Krieg! — schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, vom Niemen bis zur Elbe. „O daß wir Krieg, nur wieder Krieg hätten!“ — war der brennende Wunsch, den auch Erwins Briefe athmeten. Und er sollte ihm erfüllt werden. —

Die Linden im Braunschen Garten hatten abgeblüht; ihre kleinen runden Früchte bedeckten die Wege und knackten unter Röschens leichten Tritten, wenn sie in tausend Gedanken dort auf und nieder ging. Da rückten abermals mächtige Heeresmassen gegen einander los; große Ereignisse kündigten sich an.

„Wir gehen nach Berlin zur Nordarmee des Kronprinzen von Schweden,“ schrieb Erwin, „um gegen Reynier und Oudinot zu kämpfen. Die nächsten Tage schon können große Entscheidungen bringen. Gott verleihe uns den Sieg!“ —

Da war's an einem stillen, grauen Abend, daß Röschen im Garten saß, eine Arbeit in der Hand, die ihr in den Schooß gesunken war, weil Anderes ihre Gedanken beschäftigte. Seit beinahe vierzehn Tagen hatte sie keine Nachricht mehr von Erwin erhalten. Da sie

ihn auf dem Marsche wußte, durfte sie das kaum befremden. Nun waren aber Gerüchte laut geworden von einem bedeutenden Zusammentreffen der Bülowschen Truppen mit dem Reynierschen Corps in der Umgegend von Berlin. Nähere Nachrichten fehlten noch. War es wirklich zum Treffen gekommen, so mußte Erwin dabei gewesen sein. Dies Bewußtsein erhielt Röschens Gemüth in ängstlicher Spannung. Dazu erschien der herbstliche Duft in der Atmosphäre, die lautlose Stille des lauen Abends ihr so bang, so traurig. — — Plötzlich rief es vom Hause her: „Röschen! Ein Brief! ein Brief!" — Sie fuhr empor, sie flog dem Hause zu; sie meinte keinen Boden mehr unter den Füßen zu fühlen. Schon in der Thür sprang ihr die Schwester entgegen, ihr das Couvert hinreichend. In der freudigen Erregung überhaupt einen Brief kommen zu sehen, hatte Niemand bemerkt, daß die Adresse von fremder Hand geschrieben war. Röschen sah es gleich; es fuhr ihr wie ein Schwert durch das Herz. In bebender Hast riß sie das Siegel auf — ward bleich und taumelte zurück. Todt war er — todt; weggemäht von des Daseins blumigen Feldern — todt und dahin; Alles vorüber. — —

Einer seiner Kameraden hatte geschrieben: „In der Schlacht bei Großbeeren, im heißesten Gefechte, ist Leutnant Erwin von Werden, von drei Kugeln getroffen, an meiner Seite gefallen. Mit brechender Stimme

noch, hat er mir Grüße für seine Braut aufgetragen, deren Medaillonbild er mit Küssen bedeckte. Noch konnte sein Fähnrich, ehe das Bewußtsein ihn verließ, ihm die Nachricht bringen, daß die Schlacht gewonnen, die Hauptstadt gerettet sei. „Soldatentod — schönster Tod!“ — rief er, als schon Verklärung auf seine Züge trat — und war nicht mehr!“ —

Sie las es und las es wieder, bis sie selber blaß und starr wurde und ihre Gedanken sich verwirrten. Eine schwere Krankheit warf sie auf ein langes Schmerzenslager. Aber sie erlag ihr nicht. Ihre sechzehn Jahre gewannen die Oberhand und als ein harter, finstrer Winter überstanden war, richtete auch diese geknickte Blume sich wieder auf. Nur ein rechter Frühling freilich war es nicht mehr, der für sie anbrach, — der hatte sich für sie mit Erwin in's Grab gelegt. Doch trug sie edel und still was ihr beschieden war.

Bräutlich verwittwet, hat sie das schwarze Kleid nicht wieder abgelegt, obgleich es über sie geworfen worden, fast noch ehe die Rosen der Jugend ihre Stirn bekränzt hatten. Gute Freunde, theilnehmende Nachbarn haben mitleidig die Hände zusammengelegt und theilnahmsvoll gerufen: „Warum gerade ihr das? ihr, die sie doch nie ein Menschenkind gekränkt hat? — Warum gerade Den abberufen, in der Blüthe seines Daseins, der so auserlesen war, so berechtigt zum Leben?!“ — — Als ob das Schicksal sich nicht immer die Besten

wählte, wie das Mädchen im Garten nur die schönsten Rosen bricht, die in ihrem Strauße am lieblichsten duften! —

Schön, reich, liebenswerth, ist Röschen umworben und begehrt worden wie Wenige. Aber nach dem Glücke, das sie gekostet hat, konnte nichts Anderes sie versuchen. Sie blieb treu und einsam. —

Allmählich ist es stiller geworden in dem stattlichen Hause am Markt. Die Schwestern haben sich vermählt, die Eltern sich in's Grab gelegt. Mit Barbara, die ihre glücklichen Tage noch gekannt hat, lebt Röschen in den alten Räumen und hütet die Erinnerungen ihrer Jugend. Alljährlich, wenn die ersten Septembertage, die damals ihren kurzen Sommer begraben haben, wiederkehren, pflegt sie in dem kleinen Zimmer, der Vergangenheit eine besondere Feier zu widmen. Noch tragen die Wände jenes Gemachs das alte verschossene Blumenmuster. An dem Tische, an dem er oft gesessen hat, entfaltet Röschen Erwins Briefe. Die Tinte ist vergilbt auf dem morschen Papier, aber das Auge der Liebe liest sich noch heute das alte Glück heraus.

Jahr ist auf Jahr gefolgt. Das Haar ist bleich geworden an Röschens Stirn; ihr Auge aber blickt hell und klar. Mit der hinschwindenden Zeit fühlt sie sich dem Freunde immer näher gerückt, von dem sie eigentlich niemals getrennt war. Das giebt ihrem Alter einen heitern Frieden.

Als sie längst zur Greisin geworden, sollte ein freudiges Interesse noch einmal ihre stille Abgeschiedenheit beleben. Ueber den kleinen Kreis hinaus, der sich immer enger um sie geschlossen, hatte Röschen sich rege Theilnahme an den Schicksalen ihres Vaterlandes erhalten. Es war eine Hinterlassenschaft Erwins, daß Deutschlands Größe der Traum ihrer Seele blieb. Jahre hindurch sollte sie mit Schmerz und Trauer diese Liebe im Herzen tragen; dann aber kam eine bessre Zeit Ruhmreiche Kriege erwarben den preußischen Fahnen neue Lorbeern. Zu hellerem Bewußtsein erwacht, schaarte das deutsche Volk sich um einen Heldenkönig, der es glorreich führte gegen Frankreichs Uebermuth, der Freiheit, der Größe, der Einigkeit entgegen. Wieder sah Röschen Braun mit grüngeschmücktem Hute, freiwillige Schaaren todesmuthig hinausziehen in einen heiligen Kampf. Begeisterte Lieder klangen an ihr Ohr:

Lieb Vaterland kannst ruhig sein,
Fest steht die Wacht, die Wacht am Rhein! —

Ihr war, als grüße die eigene Jugend sie noch einmal.

Und sie erlebte die Erfüllung. Der Tag von Sedan traf wundersam zusammen mit ihrem eigenen Erinnerungstage. Einsam saß sie Abends in dem Rosenstübchen, die Hände auf dem Tische gefaltet, vor Erwins Bild. Von erhebender Freude war ihr Herz erschüttert worden, wie lange nicht. Nun wob sich nächtliche Stille um sie her und gab ihr Ruhe. Die Fahnen rauschten

vor dem Fenster; es tickte die alte Wanduhr, wie vor Jahren. Das Feuer im Kamin sank leise zusammen — — dann ging noch eine andere Stille durch das kleine Gemach. — —

Als Barbara am nächsten Morgen das Schlafgemach des Fräuleins öffnete, fand sie die Lagerstätte unberührt. Erschreckt riß sie die Thür nach dem anderen Zimmer auf. Da saß Röschen Braun unter ihren Briefen und Erinnerungen, den Kopf leicht im Sessel zurückgelehnt, himmlische Verklärung in den Zügen und athmete nicht mehr. Friedlicher, seliger hat selten der Tod eines Menschen Stirn geküßt.

„Sie sind vereint!" — sagte die alte Barbe und rückte Erwins feuriges Jugendbild dicht neben die schlummerde Hülle seiner Braut.

Ewald der Förster.

Ein brausender Herbststurm durchwühlt die Kronen der Bäume! — Es knarrt der Tannenstamm bis hinauf in sein verzweigtes Geäst. Gigantische Wolkenbilder jagen über dem Gebirge hin. Dazwischen rauscht in mächtigen Güssen der Regen herab, als wolle er mein einsames Häuschen hier oben wegspülen mit seiner strömenden Fluth. Wieder ein Windstoß — wüthender, heulender, pfeifender noch als die vorigen. Er splittert die Zweige der Eiche. Die hohe Fichte neigt sich und beugt sich unter seinem gewaltsamen Griff, bis er mit verhallendem Donner hinabgerollt in das Thal. Dann Alles still! — Mondenflimmer zwischen kämpfendem Gewölk. Am Berge stürzen die schwellenden Bäche herab.

Welch ein Tag war das! — Was habe ich erleben müssen, nach außen hin und an mir selber! — Ich glaubte meiner so sicher zu sein! — Nun mein Kopf grau und meine Hand schwielig geworden ist, dachte ich, müsse auch das Herz endlich zur Ruhe kommen. Meine Einsamkeit hier oben, mein grünes Revier, das flüchtige Wild, das ich zu hüten habe, und meine stummen Ge-

danken, die nichts mehr fordern, nichts mehr erwarten — da hinein, glaubte ich, reiche die Vergangenheit nicht mehr. Aber es scheint, als solle der Mensch mit sich selber niemals fertig werden. Wie der knorrige Stamm da draußen — dem ich das auch nicht mehr zugetraut hätte — sich gekrümmt und gewunden hat in des Sturmes Hand, so hat das eigene, thörichte Herz, das ich längst still gewähnt, auch noch einmal gezuckt unter der Macht der Erinnerungen, als diese Züge mich angeblickt — deine Züge Leonore — —!

Das kleine Haus scheint zu beben unter den erneuten Stößen des Sturmes. Die Gardiene am Fenster geht hin und her; bang flackert das Licht vor mir auf dem Tische. Nur wenn es zwischendurch wieder still wird, höre ich die Athemzüge des Unglücklichen. Er schläft; — doch ruht sein Antlitz so bleich in den Kissen, die noch von seinem Blute befleckt sind. Wenig hat gefehlt, so hätte die Kugel, die ihn gerettet, seine Brust durchbohrt und ich — ich hätte ihn getödtet. Dies Schicksal wenigstens ist an mir vorübergegangen. Gott führt uns immer noch gnädig, auch da, wo er uns hart anzufassen scheint. —

Gestern Abend wurde noch spät vom Schlosse heraufgeschickt: es sei Besuch eingetroffen, die jungen Herren wünschten heute Morgen hier oben eine Jagd zu haben, ich solle das Nöthige besorgen. Wahrscheinlich habe ich dem alten Johann, der im Dunkeln die halbe

Meile den steilen Bergpfad hinaufgekeucht kam, nicht gerade das freundlichste Gesicht gemacht, als er mir den Auftrag ausrichtete. Mag Graf Eberhard, mein Herr, selber jagen kommen, so viel er will, das ist mir allezeit recht. Der versteht sich darauf und fängt nicht gleich von vorn herein mit der hellen Unvernunft an. Aber die jungen Herren aus der großen Stadt, vor denen mach' ich drei Kreuze! denen ist nicht Wald, nicht Wild heilig. Das knallt querfeldein, fragt nicht woher, noch wohin? — schießt sich womöglich unter einander an und verwüstet mir das Gehege. Da ich jedoch nicht der Herr bin, sondern zu gehorchen habe, so sagte ich auch diesmal weiter nichts als: gut, es soll Alles in Ordnung sein, und der Johann ging wieder seiner Wege.

Darauf hat Kati, meine alte Haushälterin, noch in der Nacht einen prächtigen Topfkuchen gebacken; ich wies den Burschen an, was seines Amtes sei, und mit Tagesanbruch waren sie da; fünf frische, laute, übermüthige Gesellen, unser junger Graf Edwin an der Spitze. Sie ließen sich das Frühstück trefflich schmecken und waren der Heldenthaten voll, die sie zu verüben gedachten. Ich sagte ihnen wohl, daß mit den Hirschen um diese Zeit nicht zu spaßen sei, sie möchten ein wenig auf der Hut sein, ein Unglück sei bald geschehen. Aber das war tauben Ohren gepredigt; meine jungen Helden fühlten sich als erprobte Männer, denen jede Gefahr vertraut ist, und gingen in's Zeug, daß es mir den Athem ver-

setzte. Einer war unter ihnen, fast noch ein Knabe von Gestalt, schön wie ein junger Gott. Braune Locken umwallten in schillernden Goldtönen ein blühendes Antlitz, aus dem zwei dunkle Augen blitzten, wie das Leben selber. Von kecker Laune sprudelnd, zeigte er sich waghalsiger, unvernünftiger noch als seine Gefährten, denen er nicht ohne Uebermuth begegnete. Dennoch schien er der Liebling Aller zu sein. Es war auch wirklich eine Lust ihn nur anzusehen. Mich dünkte immer, als sähe er Jemand ähnlich, den ich früher gekannt hatte; aber ich konnte nicht recht entwirren wer es gewesen sei, und zum Nachdenken ließ mir meine junge Gesellschaft wenig Zeit. Hetzten wir doch wie die Unsinnigen durch den Wald; planlose Schüsse knallten hin und her, die Hirsche brachen durch's tiefste Dickicht. Ich hätte an allen Ecken und Enden zugleich sein mögen. Besonders war mir's um unsern Junker Edwin zu thun, den ich als einen gar schwachen Schützen kenne. Als ich mich eben, weiter unten am Erlenkamm, ein wenig nach ihm umthun will, hör' ich es plötzlich hinter mir dahinsausen, daß mir der Boden unter den Füßen bebt; das morsche Geäst knickt rechts und links; der laute Schrei eines Hirsches, dann ein anderer, herzzerreißender Ton trifft mein Ohr — ich wende mich im Nu, dränge mich durch's dichteste Unterholz, um die Lichtung zu gewinnen, nach der sich der Wald dorthin öffnet; das letzte Gestrüpp theilt sich vor mir — barmherziger Gott, welch

ein Anblick! — Auf der kleinen Wiese, die der Waldbach umschlängelt, gewahr' ich unsern stärksten Sechzehnender, wie er eben zornschnaufend auf den schönen Knaben losgegangen ist, der machtlose Arme gegen die zackige Waffe seines Gegners emporringt. Brust an Brust kämpfen sie; aber schon taumelt der Unglückliche zurück, noch ein matter, versagender Hülferuf — dann, wie zu Tode getroffen, liegt er am Boden, dem Wütherich preisgegeben, dessen erneute Stöße ihn zu zermalmen drohen. Es war Alles das Werk weniger Secunden. Wie ich's erkannte, hatte ich auch schon meine Büchse zur Hand. Da fuhr mir's durch den Sinn und lähmte mir die Glieder: ja, wenn ich jetzt schieße, wen treffe ich denn — den Hirsch oder den Jüngling? — Dicht in einander verfangen, wälzten sie sich über den Boden hin, der sich schon vom Blute des Mißhandelten zu färben begann. — Mag ein Engel mir die Hand führen! — dachte ich, und drückte los in blindem Gottvertrauen. Meine Kugel flog — da lagen sie Beide; Beide stumm hingestreckt — unheimliche Stille ringsumher.

Wie ich dann herzugesprungen, mir eine Gewißheit zu verschaffen, vor der ich bebte — ich alter wettererprobter Gesell! — das weiß ich selber nicht Ich war der eigenen Sinne kaum machtig. Eins wenigstens sah ich gleich — der Hirsch war todt. Ich hatte ihm gerade die Hirnschale zerschmettert. Aber der Knabe? —

Blutend, bewußtlos lag er halb begraben unter dem lastenden Leibe des Thieres. Wir zogen ihn hervor; mein Bursche und der alte Jahann, der die jungen Herren am Morgen auf das Forsthaus geleitet hatte, waren inzwischen herzugeeilt. Jetzt nahten auch die übrigen, fröhlichen Jagdgenossen.

„Fabian! Fabian!“ — jammerten sie um ihren Liebling, während ich ihm am Bache das Blut aus dem Gesichte wusch und hörte, ob sein Athem noch ging zwischen den stummen, verfärbten Lippen. Ich fühlte den Herzschlag in seiner Brust; er stockte, kam wieder und stockte wieder. Die äußeren Wunden, die er erlitten hatte, schienen mir nicht bedenklich, doch fürchtete ich eine innere Verletzung. Einmal schlug er die Augen groß auf und sah mich an mit einem schmerzlich hülflosen Ausdruck, den ich nie vergessen werde. Ich fühlte mich bis in's Mark hinein erschüttert und fühlte eine Theilnahme an dieser hartbedrohten Existenz, daß ich die Hände hätte über sie breiten mögen, sie vor dem Verlöschen zu beschirmen. Wenn die rein menschlichen Saiten in uns bewegt werden, rückt uns der Fremdeste nahe wie ein Bruder.

Wir trugen Fabian nach meinem Hause. Kati schleppte Betten und Decken herbei, um mein hartes Lager für ihn bequem zu machen. Ich habe der guten Alten ehrliches Gesicht während der zehn Jahre, daß sie mir den stillen Hausstand führt, nicht so verstört

gesehen, als da sie den herrlichen Knaben, dessen Schönheit und Lebensfülle sie noch vor einer Stunde mit mir bewundert hatte, nun blutend und entstellt vor sich liegen sah.

Mein Forsthäuschen, wo es sonst in tiefstem Frieden, einen Tag wie den anderen herzugehen pflegt, war mit einem Male wie umgewandelt. Unruhe, Sorge, ein Kommen und Gehen, wie wir es sonst in unserer Weltabgeschiedenheit hier oben gar nicht kennen, hielt Alles in Bewegung. Es mußte ein Bote nach dem Arzt geschickt werden. Die jungen Herren übernahmen es unten im Schlosse — wo auch Fabian's Vater zum Besuche anwesend ist — den Unglücksfall zu melden. Der alte Johann sollte in Eile Allerlei zur größeren Bequemlichkeit des Verwundeten zu mir heraufschaffen lassen, denn daß dieser vorläufig nicht transportabel sei, bestätigte mir der Arzt, der, zufällig in der Nähe, rascher zur Stelle war, als wir erwarten durften. Er untersuchte Fabian und sprach von einer inneren Quetschung, die allerdings ernsthafter Natur sei. Blutentziehung, beruhigende Mittel indessen schienen dem Kranken bald Erleichterung zu schaffen. Der Arzt hinterließ mir die nöthigen Verhaltungsmaßregeln bis zu seiner bald in Aussicht gestellten Wiederkehr, und ich blieb allein mit Fabian.

Den Himmel hatte unterdessen schweres Gewölk umzogen, das in festen, schwarzgrauen Massen die Kup-

pen der Berge umlagerte und unseren kleinen, niedrigen Zimmern eine trübe Beleuchtung schuf. Bei Fabian besonders, wo wir das Fenster noch halb verhangen hatten, um dem Fiebernden Ruhe zu schaffen, sah es finster und melancholisch aus. Noch lag dort Alles wüst durch einander; man hatte nach Allem gegriffen und nichts wieder fortgeschafft. Jetzt, wo der Kranke ruhiger geworden und ich Muße hatte, hub ich leise an Dies und Jenes auf die Seite zu räumen. An Fabian's zerfetzter Jagdjoppe, die in der Ecke lag, hing eine kostbare, goldene Uhrkette. Die wollen wir doch in Gewahrsam nehmen, dachte ich vorsichtig. Als ich danach griff, fiel ein Gegenstand zu Boden, der wohl nur noch lose mit an der Kette gehangen haben mochte. Ich bückte mich danach und hielt eine Medaillon von mattem Golde in der Hand, dessen Ring ich zerbrochen und aus einander gebogen fand. Im Niederfallen war es aufgesprungen. Auf seiner vorderen Schaale blitzte eine Fürstenkrone in Diamanten; innen schloß es ein Frauenbildniß ein, blond gelockt, mit rührend sanften, blauen Augen — gütiger Gott, was bedeutet das? — Ist es Wahrheit, oder ein verwirrender Traum, der mich berückt? Ich stürze an's Fenster, halte das Bild gegen das Licht — ja du bist es, Leonore! — Das ist dein Lockenhaar. Kein ander Auge hat jemals so geblickt; so gelächelt kein anderer Mund — so lieblich und doch so schmerzensreich! —

O mein altes, stumpf gewordenes Herz, was ist all' Deine mühsam erkämpfte Ruhe, was der schwindende Lauf der Jahre, was aller Verhältnisse ernüchternder, enttäuschender Einfluß gegen die Macht einer Empfindung, die ihr Recht behauptet, mag das Leben sie dulden oder nicht! Ich habe an mir gearbeitet mit eines Mannes Kraft und Wollen; verleugnet liegt meine Jugend hinter mir, ein anderer Mensch bin ich geworden, in dem Keiner mehr das Frühere erkennt — ich glaubte den Bau so fest gezimmert, glaubte so stark zu sein im Ueberwinden und Vergessen, — da sehen die stillen Augen mich noch einmal an und Alles bricht zusammen! Gleich einem haltlosen Traumgebilde weicht die Gegenwart zurück vor Deiner auferstandenen Wahrheit, himmlische Vergangenheit, da Du neben mir gewandelt, Leonore, mein Idol, mein Glück, mein Leben! — —

Wie ein Taumel hatte mich's gefaßt, alle Pulse an mir flogen; ich drückte heiße Küsse auf das geliebte Bild — da hörte ich Schritte unter dem Fenster, die Hausthür ging. Jäh riß es mich zurück in die Wirklichkeit. Ich öffnete leise die Thür. Auf dem Vorplatz schon trat mir Graf Eberhard entgegen; an seiner Seite ein älterer, mir unbekannter Herr.

„Nun, Ewald, um Gottes Willen, wie steht es?" — rief mir der Graf warmherzig zu.

Ich berichtete über Fabian, über den ganzen Hergang des Unglücks so ruhig wie ich konnte.

„Dies ist Graf Moriani,“ versetzte mein Herr auf seinen Begleiter deutend; „der Vater des armen jungen Mannes den Sie gerettet haben. Führen Sie uns zu seinem Sohne.“

Graf Moriani! — ja, jetzt fielen die letzten Schleier vor meinen Augen. Ich hätte ihn kennen sollen diesen Grafen. Freilich sind es über zwanzig Jahre her, daß ich sein Antlitz einmal, wenigstens im Bilde, gesehen habe. Damals war er noch ein sehr schöner Mann. Fabian sieht ihm ähnlich.

Ich öffnete die Thür des Krankenzimmers und ließ die Herren ein, während ich selber hinaustrat in's Freie. Der kalte Wind fuhr mir um die Stirn. Das war mir eben recht. Ich wollte es hätte mich etwas recht hart angefaßt, um mich mir selber wiederzugeben.

Als ich eine Weile vor der Thür meines Hauses auf und niedergegangen war, kamen die Herren wieder heraus zu mir.

„Mein Sohn hat Schweres erlitten,“ redete Graf Moriani mich an. „Sie haben ihm das Leben erhalten, haben liebreich und umsichtsvoll für ihn gesorgt. Ich bin Ihnen zu lebhaftem Danke verpflichtet.“

Er sprach es auf seine Weise freundlich, beinahe herzlich, obgleich seine glatten, etwas steinern kühlen Züge den Ausdruck dabei kaum veränderten.

Jetzt versuchte er auf weltmännische Art, ohne mich weiter anzusehen, mir ein kleines Ledertäschchen in die

Hand zu drücken — ein Trinkgeld in die Hand, die fest zusammengeballt, noch immer Leonorens Bildniß hielt.

Da wich ich zurück, als habe mich ein spitziger Stahl verwundet. „Erlaucht sind mir zu nichts verpflichtet," entgegnete ich kurz. „Den Gang meiner Kugel hat Gott geleitet. Ich hätte eben so gut den jungen Herren todtschießen können wie den Hirsch!"

„Einem schlechteren Schützen allerdings hätte das passiren können," entgegnete er mit überlegener Güte. „Aber abgesehen davon, ob die Rettung meines Sohnes Ihr Werk war oder eine höhere Fügung, bin ich genöthigt Ihre Gastfreundschaft für den Schwergetroffenen in Anspruch zu nehmen. Der Arzt hat es ausgesprochen und ich habe mich selbst davon überzeugt, daß Fabian's Ueberführung nach dem Schlosse mit großen Qualen, vielleicht mit Gefahr für ihn verbunden sein würde. Er muß also vorläufig hier bleiben, in Pflege und Kost bei Ihnen, bester Herr Ewald, und dafür wenigstens — —"

Wieder fühlte ich das fatale Täschchen in meiner Nähe.

„Das machen Sie mit meinem Herrn, dem Grafen Eberhard, aus!" — rief ich noch barscher als vorhin; „es ist sein Brot das hier oben gegessen wird."

Und damit wandte ich mich so entschieden ab, daß Graf Moriani über das was ich wollte und nicht wollte, nicht länger im Unklaren sein konnte.

„Sie haben ja da ein sonderbares Exemplar von einem Förster," hörte ich ihn in glattem Französisch, das ich recht wohl verstand, zu meinem Herren sagen, der begütigend entgegnete: „Er ist ein eigenthümlicher Mensch, der anders behandelt sein will als Seinesgleichen. Im Uebrigen aber — —"

Ich vernahm nichts weiter, denn mit festen Schritten war ich in's Haus zurückgegangen. Der ganze fruchtlose Kampf, an dem mein Leben gescheitert ist, all der tiefe Groll, der Jahre hindurch mein Herz verbittert hat, loderte in hellen Flammen in mir auf. Soll es denn wirklich wahr sein, daß dem Menschen von Anbeginn an ein Schicksal an die Fersen geheftet ist, von dem er nicht loskommen kann, und soll bei einem stolzen, freien Herzen das meinige Demüthigung sein, bis an's Ende?! — Ich nagte mir die Lippen blutig, meine Hände blieben krampfhaft geballt. So trat ich zu Fabian herein. Kati hatte ihm eben kühlendes Getränk gereicht; es schien ihn erquickt zu haben. Im Gefühl wiederkehrenden Wohlseins streckte er mir stumm die Hand entgegen — sprechen durfte er nicht. Der Aufblick seiner Augen, seine ganze Geberde aber ergriff mich, rührte mich; eine dankbare Hinneigung zu mir persönlich sprach sich darin aus und legte sich wie Balsam auf meine verwundete Seele. Ich blieb an Fabian's Bett stehen und sah ihn an, bis er, in sanften Schlummer sinkend, die Augen wieder schloß. Da hatte sich der

harte Druck von meinem Inneren gelöst. Wie ein warmer Strom ging es mir durch's Herz. Laß fahren, was Dich kränkt, Ewald, versuche es noch einmal mit der Liebe! dachte ich. Es ist Leonorens Sohn, den Gott in deine Hand gegeben hat, ihn dem Leben wieder zuzuführen. Hüte und hege ihn; laß das dein Glück sein und frage dem Anderen nicht nach! —

Später hat Graf Eberhard noch das Nöthige mit mir besprochen: wie bereits ein zweiter Arzt aus der Residenz verschrieben sei, wie es mir, trotz des mühseligen Heraufschaffens, an nichts fehlen solle zur sorgfältigsten Verpflegung des Kranken. Dafür soll ich zweimal täglich Botschaft nach dem Schlosse schicken und über sein Befinden berichten lassen; denn natürlich kann der alte Graf Moriani, dem solche Wege ungewohnt sind, den steilen Fußpfad nach meiner Jägerhöhe herauf nicht allzu oft erklimmen um selber nach dem Sohne zu sehen, mit dem es ja Gottlob! auch keine Gefahr zu haben scheint. Wir machten das alles fest und klar. Graf Moriani stand von jedem ferneren Versuche mir ein Geschenk aufzudringen, ab; vielmehr reichte er mir beim Abschied beinahe freundschaftlich die Hand. So hatte sich Alles zum Guten gewendet.

Dann ist es Abend geworden. Der Sturm hat wilder aufgespielt. Wir haben Thüren und Fenster dicht verschlossen zum Schutze unseres Patienten. Mitternacht ist vorüber. — Ich habe Kati, die gute, alte

Seele, zur Ruhe geschickt und wache einsam an Fabian's Bett. Schlafen könnte ich doch nicht. Die bewegten Bilder, die in meiner Seele geweckt sind, lassen ihr keine Ruhe. So nimm denn dein Recht, und ob die alten Wunden auch wieder bluten — schließ' deine goldenen Pforten auf, Erinnerung!

Ich bin ein Sohn des Volkes, obgleich meine Wiege in goldenem Saale gestanden und ich in seidenen Betten geschlafen habe. Mein Vater arbeitete als Tagelöhner in den fürstlich R—schen Marmorbrüchen, verunglückte daselbst und starb, noch ehe ich geboren war. Meine Mutter, ein frisches, stämmiges Landkind, war wegen ihres hübschen blühenden Aussehens bekannt. — Wenige Wochen nachdem sie mir das Dasein geschenkt hatte, kam auch im fürstlichen Schlosse ein Knabe zur Welt, der erste männliche Sprößling nach langem, vergeblichem Harren; ein schwächliches, dürftiges Kind, dem man kaum das Leben zutraute. Als mit ängstlicher Sorgfalt eine Amme für ihn gesucht wurde, fiel die Wahl auf meine Mutter. Doch erklärte diese den Posten nur annehmen zu können, wenn ihr gestattet sei das eigene Kind bei sich zu behalten. In Anbetracht ihrer besonders geeigneten Persönlichkeit, wäre man auf jede Bedingungen eingegangen. So zog ich mit auf's Schloß und wurde nicht anders gehalten als der kleine Prinz selber. Manchmal vielleicht besser. Einem Mutterherzen ist darin nicht zu trauen.

Nachdem Prinz Leopold entwöhnt war, blieb meine Mutter als Wärterin bei ihm und ich natürlich blieb mit ihr. Ja, als sie noch einige Jahre später, vom Schlosse fortzog um eine zweite Ehe einzugehen, blieb ich dennoch. Hatte sich doch der kleine Leopold, dem keine Geschwister nachgefolgt waren, viel zu sehr an mich gewöhnt, um des Spielkameraden wieder entbehren zu können. Meine Mutter willigte in die Trennung, weil sie durch dieselbe mein Glück zu sichern glaubte. Ich sollte in engster Gemeinschaft mit Leopold erzogen werden. Wir schliefen in demselben Zimmer, aßen am selben Tisch, gingen gleich gekleidet und ich wußte nicht anders, als daß das fürstliche Schloß auch meine Heimath sei.

Obgleich in unsrer Anlage ganz verschieden von einander, hingen Leopold und ich doch sehr eng zusammen. Er war und blieb kränklich; in mir blühte meiner Mutter ganze Kraft und Gesundheit. Ihm fehlte jede geistige Beweglichkeit, er langweilte sich leicht; ich hatte stets neue Pläne im Kopf ihn anzuregen und zu belustigen. Wo er seine Schwäche fühlte, verließ er sich auf meinen Muth. Ich unterhielt und beschützte ihn zu gleicher Zeit. Aber wie ich ihm unentbehrlich war, so übte ich auch unbedingte Herrschaft über ihn aus. Mein Wille war der maßgebende. Das gab mir frühzeitig ein festes, entschiedenes Bewußtsein meiner selbst. Nie hat ein Knabe sich freier, glücklicher,

des eignen Vermögens sicherer gefühlt als ich. Auch in der übrigen Familie genoß ich volle Liebe. Ich war heiter, bequem, Leopold's guter Geist, ein allzeit fröhlicher Schmuck des fürstlichen Hauses.

Als die Zeit des Lernens für uns kam, befestigte sich dieses Verhältniß noch mehr. Leopold fiel Alles schwer. Ich faßte, begriff und arbeitete für Zwei; ich riß ihn mit mir fort, er mochte wollen oder nicht. Freilich stellte man keine übermäßige Forderung an unsere Leistungen. Leopold lernte als Fürst und das ließ man auch für mich genug sein.

Inzwischen war uns, als wir ungefähr acht Jahre zählten, eine kleine Schwester, Prinzeßchen Leonore, geboren worden, wie Leopold ein überaus zartes Kind, aber von so wunderbarer Schönheit, daß ich sie vom ersten Tage ab bewundert und angebetet habe wie ein Wesen höherer Art. Hatte ich schon Leopold gegenüber, als der Stärkere, Umsichtigere, die Rolle des Beschützers gespielt, so dünkte mich Leonore noch doppelt durch den Unterschied der Jahre, stets wie ein mir anvertrautes Kleinod. Die Fürstin war bei ihrer Geburt gestorben. Scherzend pflegte der Fürst oft zu sagen: bei keiner Wärterin, noch Gouvernante wisse er die Kleine so gut aufgehoben wie bei mir. Sie theilte später oft unsre Knabenspiele; aber nie ist ihr ein Härchen dabei gekrümmt worden, nie hat ein hartes Wort sie verletzt.

In Stücke hätte ich Den zerrissen, der ihr auch nur einen Zoll breit zu nahe getreten wäre.

Sie war ein besonderes Kind, von einer idealen Schönheit, wie ich ihres Gleichen nie wieder gesehen habe, im Wesen stets etwas verschleiert, weder mittheilsam, noch lebhaft; sie lächelte nur, sie lachte nicht und sprach ein Verlangen niemals entschieden aus. Mir aber war ein ahnendes Verständniß für sie gleichsam eingeboren; sie brauchte mich mit ihren großen, stummen Augen nur anzusehen, so wußte ich, was in ihr vorging. Dafür verließ sie sich auch ganz auf mich und in anderer Weise konnte sie mich ebenso wenig entbehren wie der Bruder. Durch alle diese zusammenwirkenden Umstände war ich wirklich ein Glied der Familie geworden in der ich lebte. Das waren der Kindheit fröhliche, kampflose Tage.

Leopold war sehr rasch gewachsen; bei seiner schwächlichen Körperanlage weckte das Besorgniß. Die Aerzte riethen ihn einmal ganz ohne geistige Anspannung, nur seiner Gesundheit leben zu lassen. Was ihm verordnet wurde, mußte ich natürlich mit durchmachen. Unsere Lehrer wurden fortgeschickt. In einer Meierei am Walde ließ der Fürst ein paar Zimmer für uns herrichten; mit einem Mentor, der nicht viel zu bedeuten hatte, brachten wir dort die Sommermonate in freiem, seligem Nichtsthun hin. Ich durchstreifte den nahen Forst zu allen Tag- und Nachtzeiten

und faßte eine begeisterte Liebe zum edlen Jägerleben.

„Da werde ich dich einmal als Förster hinaussetzen,“ scherzte der Fürst; natürlich wurde nichts daraus und doch wäre es das einzig Richtige gewesen, mich ein Handwerk, oder sonst etwas Tüchtiges lernen zu lassen, statt mich einerseits auf Leopolds zersplitterte Studien zu beschränken und mir doch Theil zu gönnen an all' seiner fürstlichen Verwöhnung. Bei seiner gesicherten Zukunft hatte das für ihn keine Gefahr; daß der Fall für mich ein ganz anderer sei, daran dachte Niemand.

Als wieder ein paar Jahre vergangen waren, hieß es: Reisen, reisen! Prinz Leopold muß die Welt sehen; das bildet, das entwickelt! — und was war natürlicher, als daß ich abermals dem Bruder zur Seite blieb, der jetzt zwar dem Hauslehrer entwachsen, eines entschlossenen, umsichtigen Beistandes aber nur um so bedürftiger war. So zogen wir hinaus in die Welt, sahen Frankreich, die Schweiz, Italien. Wie berauscht fühlte ich mich von Eindrücken, die sich ungeahnten Wundern gleich, vor meinen trunkenen Blicken erschlossen. Denn es lag in mir jede Schönheit zu empfinden; es hat das Ideale mich stets zu sich emporgezogen. Aber wie belebend und bereichernd auch diese Wanderzeit für mich war, sie mischte mir dennoch den ersten Tropfen Wermuth in meinen frischen Lebens-

trank. Daß es gesellschaftliche Unterschiede zwischen den Menschen geben könne, die unbedingt trennender Natur sind, und daß die Stellung, die ich einnahm, in ihrer Halbheit, ohne sicheren Boden unter den Füßen, darauf angelegt sei, zum Kampf mit denselben herauszufordern, — war mir bisher nicht in den Sinn gekommen. Die fürstliche Familie selber hatte mir zu solchen Reflexionen noch keine Gelegenheit gegeben. Sei es in vorurtheilsfreier Neigung, sei es aus längst in sie hineingewachsener Gewohnheit, sie betrachtete mich wirklich als zu sich gehörig. Von Welt und Gesellschaft aber lebten wir auf dem Schlosse ziemlich isolirt. Die Wenigen die kamen, waren so vertraut mit meinem Verhältniß, daß sie gar nicht mehr über dasselbe nachdachten. So war mein leichtverletzliches Selbstgefühl bisher unverwundet geblieben. Aber schon auf der Reise brachten einzelne Situationen es mir zum Bewußtsein, daß Leopold der Prinz sei, ich aber ein gewisses unbestimmtes Etwas, das mit in den Kauf genommen, oder bei Seite geschoben wurde, je nachdem der Moment es bequemer erscheinen ließ. Noch trug ich zu viel jugendfrohes Lebenszutrauen in mir, um mir diese Erfahrungen sonderlich zu Herzen zu nehmen; auch wechselten die Eindrücke unseres Wanderlebens rasch; ich haftete nicht lange an einem. Eigentlich habe ich erst später, im Rückblick auf diese Zeit, verstehen lernen, wie auch sie schon mein Schicksal im Schooße trug.

Gegen den Herbst hin sollten wir zurückkehren. Aber Leopold hustete; es schien gerathener den Winter im Süden zu verleben. Wir gingen nach Madeira. Das Frühjahr heischte dann eine Badereise, der Sommer die nöthige Nachkur, so vergingen statt einem Jahr zwei, bis wir die Heimath wiedersahen. Sie war recht unverändert. Während uns jeder Tag etwas Neues gebracht hatte, ging hier noch Alles seinen altgewohnten, etwas einförmigen Gang. Der alternde Fürst begann an den Augen zu leiden. Einige gute Bekannte der Nachbarschaft waren gestorben; der kleine Kreis zog sich immer enger, immer ereignißloser in sich zusammen. In diese sich anbahnende Oede trugen wir nun das volle Leben unserer frisch gesammelten Eindrücke hinein und wirkten damit entschieden wohlthuend. Der Fürst, der nicht viel lesen durfte, ließ sich um so lieber unterhalten. Da wurden Veduten und Curiositäten herausgekramt; wir hatten Schätze hübscher Andenken mitgebracht, die unsere mündlichen Berichte glücklich ergänzten. Das heißt, der Erzählende war eigentlich nur immer ich allein. Leopold hatte wenig Geschick zur Mittheilung und gab sich noch weniger Mühe es zu erlangen. Wo er befragt wurde, war er gewohnt, mich anzusehen und sich darauf zu verlassen, daß ich mit der Antwort für ihn eintrat. Das war so hergebracht, daß Niemand mehr die Verwechslung der Rollen bemerkte. — Von Allen, die uns

zuhörten, trug uns Keiner tieferen Antheil entgegen als Leonore. Sie fragte zwar nichts und sagte nichts; aber ihr ganzes, von innen heraus sich belebendes Wesen schien aufzuleuchten unter dem Glanze der Bilder und Vorstellungen, die ihr jetzt nahe rückten. Bei unserer Rückkehr war sie gerade sechzehn Jahre alt geworden, ein Fürstenkind vom Scheitel bis zur Sohle. Zwar rauschte sie nicht in blendenden Stoffen durch das Haus, noch trug sie blitzendes Geschmeide; sie forderte keinen glänzenden Hofstaat, aber wo sie ging und stand war sie die vornehm Auserlesene, der nichts Niedriges zu nahen wagte. Der Adel lag in ihr selber. Um sie herum schien die Luft reiner zu sein als um andere Menschen. War sie schon als Kind ernst und zurückhaltend gewesen, so hatte erwachte Jungfräulichkeit noch mehr Stille um sie geschaffen; und doch erschien sie nicht unbelebt, wenigstens nicht für mich, der ich die Sprache dieser schönen, stummberedten Augen kannte. — — —

Wie meinen Gedanken das ferne, liebliche Bild immer deutlicher entgegentritt unter den Schleiern darüberhingeronnener Jahre, scheint sich auch das wilde Wetter draußen allmälig friedlicher zu stimmen. Der Sturm legt seine Schwingen nieder. Ein sieghafter Held, steigt der Mond aus zerreißenden Wolken über den Bergen empor. Es ist mir in sein klares Licht zu sehen, wie der Zeit zu gedenken, die nun kam.

Der Winter hatte sich frühzeitig gemeldet. Mehr und mehr beschränkte er uns auf den engsten Familienkreis. Da wurde gelesen, musicirt, es wurden Kupferwerke durchgesehen. Leonore wollte sich in verschiedenen Sprachen, die mir unterwegs geläufig geworden, vervollkommnen. Erst conversirten wir, dann gab ich ihr förmlichen Unterricht. Die Dichter wurden aufgeschlagen, für die ich glühte. Ich hatte eine gelehrige Schülerin an ihr und ein hinreißender Zauber lag darin, das Suchende in ihr zu leiten. So spann ein stiller, innerer Zusammenhang zwischen uns sich immer weiter und weiter. In der Geisteswelt, an deren Pforten wir gemeinsam klopften, empfing er seine Weihe — es war eine schöne Zeit! — Wenn wir im Erkerfenster saßen mit unseren Büchern, draußen die lautlose Schneelandschaft; wenn wir gelesen, bis frühe Dämmerung mir die Zeilen verwirrte und ich dann zu ihr sprach, ihr Verse wiederholend, die mir Schätzen gleich, im Gedächtniß ruhten — dann sahen mich ihre Augen wie ein Märchen an — Leonore, warum war ich nicht ein Königssohn und du ein armes, verlorenes Kind — es hätte keine Trennung zwischen uns gegeben

Der Frühling kam und machte Wald und Wiesen wieder grün. Ich brachte ihr die ersten Maiglöckchen, die im Waldschatten dufteten. Auf munteren Pferden durchstreiften wir den Forst — sie immer dicht an meiner Seite, die goldnen Locken wehend im Winde. Da hat

ein einzig Mal, in rosiger Abendstunde, als ihre Hand mit der kleinen, spielenden Gerte am Sattel herabhing, die meine sie gefaßt, gehalten — und sie zog sie nicht zurück. Hand in Hand sind wir über das blühende Erdreich hingeflogen; die Glocken klangen im Thal, hoch über uns wachten die Sterne auf — es war das einzige Mal! — —

Schon der nächste Winter sollte sich ganz anders gestalten. Der Fürst gedachte ihn in der Residenz zu verleben. Seine beiden Kinder sollten bei Hof und in der Welt in die Stellung rücken, zu der ihre Geburt sie berechtigte. Mit weitläufiger Umständlichkeit wurde die Uebersiedlung in's Werk gesetzt. Ohne mich — ich muß es selber sagen — wäre man kaum damit fertig geworden. Ich fuhr vorauf, wählte eine Wohnung, führte die Dienerschaft ein, die der neuen Verhältnisse ungewohnt, zu Allem große Augen machte; sorgte für des Fürsten Bequemlichkeit, für Blumen in Leonorens Zimmer. Auch als sich unser Leben in der Stadt gestaltet hatte, behielt ich die Hände voll zu thun. Alle praktischen Dinge fielen mir zu; daneben hatte ich des Fürsten Correspondenz zu führen, der, nie von seinen Besitzungen entfernt, bei abnehmender Sehkraft, ihre schriftliche Verwaltung recht mühselig fand. Mit Freuden hätte ich noch tausendmal mehr gethan. Die Arbeit war es nicht die auf mir lastete; aber in der Atmosphäre die uns jetzt umfing, galten keine Illusionen.

Mit unabweisbarer Klarheit sollte es mir hier zum Bewußtsein kommen, wo Leonore stand und wo ich hingehörte.

Schon vom ersten Tage ab trennten sich unsere Wege. Sie fuhr zu Hof, ich blieb daheim. Ein bunter Schwarm von Gästen drängte sich in unser Haus; sie sahen mich an, als wollten sie sagen: was hat Der hier zu thun? er ist ja nicht unseres Gleichen. Mehr und mehr erfaßte mich tiefes Mißbehagen gewissen Blicken, besonders solchen gegenüber, die mich gar nicht zu sehen schienen, mir so am verständlichsten mein Nichts bedeutend. Und hatten sie nicht Recht? Ohne Namen, ohne Beruf, ohne Stellung — was erklärte meine Gegenwart in diesen Kreisen? —

Eines Abends erschien der General von T...., ein entfernter Vetter des Fürsten, um die Herrschaften zum Hofball abzuholen. Ich hatte bis zum letzten Moment für den Fürsten gearbeitet und geschrieben. Der Tisch war mit Papieren und Briefen bedeckt, die noch befördert werden sollten. Im duftigen Spitzenkleide, ein Mäntelchen von Hermelin darüber geworfen, stand Leonore zum Fahren bereit.

„Sorge, daß dies alles fertig wird und sicher noch heute zur Post kommt," empfahl der Fürst mir an. „Nun stehe ich zu Diensten, Verehrtester," wandte er sich dann zum General, indem er sich den Pelz anziehen ließ.

„Bitte, meinen Mantel!" sagte Jener mit einem Blick auf mich, höflich, aber doch befehlend, wie man fremde Dienstboten anzureden pflegt. Es fuhr mir durch und durch, daß mir die Zornader an der Stirn schwoll. „Ich bin kein Bedienter," hätte ich ihn wild anrufen mögen. Aber ich fühlte, daß die trotzige Antwort noch entwürdigender sei als die Zumuthung die an mich gestellt worden; ich biß die Lippen fest zusammen. Ohne ein Wort zu erwidern nahm ich den Mantel von einer Sophalehne und legte ihn um die Schultern des Generals. Der bot Leonoren den Arm. Sie rauschte an mir vorüber; die weiche Fülle ihrer blonden Locken ringelte herab auf den fürstlichen Hermelin.

„Ihr Kammerdiener scheint ein brauchbarer Mensch zu sein," sagte im Herausgehen der General zum Fürsten.

„Mein Kammerdiener ist Ewald nun eigentlich nicht," hörte ich diesen noch entgegnen, dann schloß sich die Thür hinter ihnen. Mit welcher Empfindung blieb ich zurück! —

Das entsetzliche Wort zischte mir noch immer in den Ohren. Kammerdiener! — Ja, was wäre es denn gewesen wenn der Sohn des Tagelöhners seinem Herrn als solcher gedient hätte? — Eben daß diese Wahrscheinlichkeit so nahe lag, machte mir die Situation noch unerträglicher. Ich raffte die Briefe zusammen und trug sie selber zur Post. Mit erleuchteten Fenstern

strahlte des Königs Schloß die dunkle Straße hinunter. Dort tanzt sie jetzt, die Fürstentochter, dachte ich; und ich stehe hier unten, womöglich am Wagenschlag, die Tresse am Hut. Warum haben sie mich nicht gleich in der Jockeyjacke erzogen, daß mir die Livree gewohnt würde? —

Von jenem Tage ab war's um meine Stimmung geschehen. Ich zog mich scheu in mich selbst zurück. Sobald Besuch kam, verließ ich das Zimmer. Von jedem Menschen der mir begegnete, erwartete ich, daß er mich tödtlich verletzen würde. Leonoren konnte ich nicht mehr in die Augen sehen. Sie, die Fürstin war in jedem Worte, jeder Geberde, mußte sie sich nicht vor allem des Niedriggeborenen schämen, hätte er sich an ihre Seite gedrängt?— Ich lernte meine eigenen, einsamen Wege gehen.

„Was fehlt dir, Ewald?" — fragte mich der alte Fürst; „du bist verändert, gar nicht mehr wie sonst, frisch und lebendig."

Ich wich der Frage ein paar Mal aus; aber als sie mir öfter wiederholt wurde, sagte ich dem alten Herrn wenigstens so viel von der Wahrheit, daß es auf mir laste ohne Beruf, ohne Thätigkeit zu sein. Er möge mich fortlassen; Forstmann, Landwirth oder dergleichen könne ich vielleicht doch noch werden.

„Keine Thätigkeit, Ewald?" — unterbrach er mich staunend. „Was fällt dir ein, Junge! Hast alle Hände voll zu thun: meine Correspondenz, Gänge für Leopold,

für mich; das ganze Hauswesen ist dir anvertraut. Mich dünkt, du kannst manchmal kaum fertig werden und klagst, du habest nichts zu thun!"

Gewiß, er hatte Recht; nur übersah er, daß solch' unselbständiges, zerstückeltes Schaffen nicht befriedigen kann, wo feinere Seiten des Bewußtseins entwickelt worden sind.

„Und fort willst du von uns?" — fuhr er fort. „Ewald, ich glaube, du hast deine fünf Sinne nicht beisammen. Wo kann es dir besser ergehen als bei uns? — Und wer soll mir denn die Briefe schreiben, die Rechnungen regulieren? Etwa ein bezahlter Schreiber, der mich an allen Ecken und Enden betröge? — Wer überwacht mir Leopold's schwankende Gesundheit wenn du fort bist? — Wie kannst du nur daran denken! Ist das etwa der Dank dafür, daß ich dich wie meinen eigenen Sohn gehalten habe, seitdem du um dich schauen kannst?" —

Das eine Wort schnitt mir jeden ferneren Einwand ab. Ja, ich war ihm zu Dank verpflichtet. Gleich einer bleiernen Kette hing sich dies Gefühl an meine Schritte und hielt mich fest. Ich hatte nichts zu fordern, nichts zu beklagen.

Dennoch sann ich in der Stille immer wieder nach, was ich trotz alledem noch aus mir machen könne; zu welchem zusammenhängenden Unternehmen oder Studium ich noch nicht zu alt sei? — Ich fand nichts. All

mein Wissen war Stückwerk; nichts hatte ich gründlich genug erlernt, um eine Zukunft darauf zu bauen. Wie oft habe ich da die Bildung verwünschen gelernt, die ich mir oberflächlich errungen hatte. Zu planlos um mich selbstständig zu machen, schärfte sie mir nur das Gefühl für den geistigen Druck, unter dem ich kümmerte. Elend schlichen meine Tage hin. Und sie sah mich an, halb verwundernd, halb fragend. Als ich immer nur die Augen von ihr wendete, in bitterster Selbstüberwindung, da senkte sich endlich auch ihr Blick und es wurde still und fremd zwischen uns. Wohl war es am besten so. Denn ob ihr auch vielleicht vorübergehend die Seele einmal tiefer bewegt gewesen — zum Kampfe war sie nicht erschaffen; zu dem Riesenwerke, die Kluft auszufüllen die uns trennte, ihre Hände zu zart. Ob sie auch nur an eine solche Möglichkeit gedacht hat — ich weiß es nicht. Der Schleier blieb über ihrem Herzen ruhen; wir gingen die Wege die uns vorgezeichnet waren.

Unter diesen Verhältnissen empfand ich es als eine wahre Erlösung, daß der Fürst mir eines Tages sorgenvoll mittheilte, einer seiner Intendanten sei plötzlich erkrankt; ein verwickeltes geschäftliches Unternehmen ginge nun daheim unbeaufsichtigt seinen Gang; bedeutender Schaden könne ihm erwachsen, wenn ich mich nicht angesichts dieses entschlösse abzureisen] und mich der Sache anzunehmen so gut es ginge. Noch derselbe Abend fand mich unter-

wegs. Wie athmete ich befreit, da ich wieder die Luft unserer Wälder an der Schläfe fühlte. Da waren keine vornehmen Menschen die mich kühl ansahen. Ich that nützliche Arbeit; dann, mein Gewehr auf der Schulter, durchstrich ich den Forst, im Frühlingswinde, in mondheller Nacht. Kein Schuß war mir zu kühn, kein Pfad zu steil. Ich traf den Vogel im Fluge. Auf freier Höhe, nur der Wipfel Rauschen, der Sterne funkelnde Pracht über mir, war ich mir wieder der eignen Kraft bewußt und fragte nicht wer besser sei als ich. — Da hab' ich dich lieben gelernt, Waldeinsamkeit, Trost meiner Wunden!

Der Sommer führte die fürstliche Familie auf's Schloß zurück und bald folgten ihr zahlreiche Gäste, zu denen das Stadtleben sie in Beziehung gebracht hatte. Gemächer waren eingerichtet, Feste vorbereitet worden; das stille Schloß hatte sich in einen Tummelplatz fröhlicher Lustbarkeit verwandelt. Es galt aber der ganze Lärm hauptsächlich der Baronesse Irmgard, einer gefeierten Schönheit, die bald darauf Prinz Leopolds erklärte Braut wurde. Sie war von königlicher Gestalt, die Lippen kühn geschwungen; wen sie mit den dunklen Augen ansah, ohne ihn recht gern zu mögen, dem fuhr ihr Blick wie ein kalter Stahl in's Herz. Ich, der bürgerliche Halbbruder, war ihr ein Dorn im Auge; sie gab sich gar keine Mühe es zu verhehlen. Einen ganzen Schweif übermüthiger Verwandten hatte sie

mitgebracht; die machten sich's nun auf dem Schlosse heimisch, Gebrauch und Sitte dort umstimmend nach ihrem Sinn. Es ist etwas Eigenes die Umgebung die uns der Träger unserer frühsten, liebsten Erinnerungen gewesen ist, einem fremden Geiste anheimfallen zu sehen, zu dem wir keine Verwandtschaft mehr fühlen. Mag solcher Wechsel schon das eigene Kind des Hauses empfindlich berühren, wie viel verstoßener noch fühlt sich dabei ein Pflegling wie ich, dem der Boden unter den Füßen ohnedies kein fester ist. Wieder dachte ich entschiedener denn je an's Fortgehen — besonders wenn Irmgard einmal Herrin auf dem Schlosse geworden sei — als der Fürst, abermals an meine Dankbarkeit appellirend, die Bande wieder fester zog die mich hielten.

Bei Leopold hatten sich erneute Symptome seines alten Brustleidens gezeigt. Noch vor seiner Vermählung sollte die Krankheit womöglich gründlich bekämpft werden. Man rieth ihm den Winter abermals im Süden und zwar in Aegypten, auf den Gewässern des Nil zu verleben.

„Ewald," sagte der Fürst zu mir, „ich habe keine ruhige Stunde wenn du nicht mitgehst."

Ich wandte ein, daß der Bruder seiner Braut den Prinzen zu begleiten gedenke.

„Was nützt mir der zweiundzwanzigjährige Sausewind!" rief der alte Herr, „der wird meinen Sohn nicht hüten und pflegen wenn es Noth thut. Du kennst

Leopolds Natur von klein auf; weißt, was ihm schadet und was ihm frommt. Wenn du mitgehst, ist er gut aufgehoben. — Natürlich," fügte er etwas beklommen hinzu, „würde sich deine Stellung bei dieser Reise anders gestalten als auf eurer ersten Wanderschaft. Schon die Gegenwart des Barons bringt das mit sich; du weißt, er hat kleine Prätensionen und Vorurtheile. Du bist ja aber ein vernünftiger Mensch, Ewald, und uns immer treu ergeben gewesen. Wenn ich dir sage, daß deine Begleitung mir Beruhigung gewährt, denk' ich, wird deine Dankbarkeit mich nicht im Stiche lassen."

Konnte ich nein sagen? — Gab es einen Ausweg? — Ich verstand recht wohl wie die Sache gemeint war; so etwas wie den Courier, den höheren Bedienten sollte ich abgeben und mich glücklich schätzen meine Erkenntlichkeit auf diese Weise an den Tag zu legen. Erkenntlichkeit, wofür? — Grausam hatten sie an mir gehandelt. Hätten sie mir den Pflug in die Hand gegeben, mich ein Stück Feld selber bebauen gelehrt, tausendmal barmherziger wäre es gewesen. Aber gleichviel! — sie fühlten es als eine Wohlthat, die sie mir erwiesen hatten, und ich — hätte ich es ihnen auch zu erklären versucht, verstanden hätten sie es nimmer, warum es ein verpfuschtes Leben war, das sie mir bereitet hatten. Ich schwieg und zog mit Leopold in die Welt hinaus.

Im Grunde war es ja auch eine Wohlthat für mich, die Luft zu wechseln und — es mag seltsam klingen! —

Leonoren nicht mehr zu begegnen. Denn mochte ich mein Herz zusammendrücken wie ich wollte, ich konnte es doch nicht hindern, daß sie mein Abgott war und daß es keinen Winkel in meiner Seele gab den nicht ihr Bild belebte.

Wir gingen durch das südliche Frankreich; in Marseille schifften wir uns ein, um nach glücklicher Meeresfahrt einen anderen Erdtheil zu begrüßen.

Es war eine wundersame Welt die hier ihre Bilder vor meinem staunenden Auge entrollte. So viel Vergangenes, Räthselvolles; so viel ernstes Schweigen über versunkener Majestät. Der eigne Mensch in mir wurde stiller vor diesen Eindrücken; was war sein Kummer, sein Schmerz, diesen Größenverhältnissen gegenüber? — Kam wirklich so viel darauf an, ob ich für den Verwandten, den Freund, oder den Diener dieses jungen Prinzen galt? Ob ich meine Kraft zu eignem Schaffen, oder im Liebesdienste Derer verwandte, die mir immerhin die Nächsten waren auf der Welt? — Ich mußte fast lächeln, daß mir dies wirklich so große Sorge gemacht hatte. Es ist das Herbste in uns am Ende doch nur ein vergänglich Erdenweh, und vor jenen Steinkolossen, über die Jahrtausende ihren Schutt geworfen, unter der Tropensonne, wo sie wechsellos den Sand der Wüste brennt, auf des Oceans blauer Unendlichkeit, wenn Riesenfahrzeuge kleinen silbernen Punkten gleich aufblitzen und wieder verschwinden — lernt man anders über des Einzelnen Bedeutung denken als daheim im

enggezogenen Kreise, wo der Blick an der Scholle haftet auf der wir wandeln. Hebe ihn empor, lehre ihn das Große, Weite suchen und du wirst dich von dir selbst befreien, von jener beengenden Knechtschaft, die härter drückt als alle Verhältnisse des Lebens. — Obgleich nach außen hin demüthiger denn je, — der junge Baron verstand es trefflich mir meinen Platz anzuweisen! — lernte ich auf dieser Reise in mir selber viel freier meine Wege gehen und eine Ruhe gewinnen, die mir das Schwerste erträglich machte. Es war eine besondere Fügung die mir gerade jetzt half einen festen Schild über meine Brust zu decken; denn als wir nach Jahresfrist heimkehrten, fand ich Leonore als Braut des Grafen Moriani wieder. Der Fürst selber theilte mir das frohe Ereigniß in ihrer Gegenwart mit — halt fest, mein Herz! — Sie sah mich nicht an, sie nickte nur mit einem abwesenden, wunschlosen Lächeln, als der Fürst mir wiederholte: „ja, sie ist Braut, meine liebe, herrliche Leonore — eine sehr glückliche Braut!" —

Graf Moriani lebte auf seinen Gütern in den südlichen Provinzen; ich sah nur sein Bild in Leonorens Zimmer. Er mußte viel älter sein als sie; aber er war ein schöner Mann, stattlich und vornehm im besten Sinne des Wortes.

Leopold, der glücklich hergestellt war, vermählte sich bald nach unserer Rückkehr und hielt in Glanz und Jubel mit der nunmehrigen Fürstin Irmgard seinen

festlichen Einzug auf dem väterlichen Besitz. Es war eine maßlos unruhige Zeit in der fast Keiner von uns zur Besinnung kam. Das Schloß faßte kaum die Fülle der Gäste. Aus der Umgegend strömte Alles herbei den Jubel mit anzusehen. Eine ganze Woche ging es in Saus und Braus. Ich war, um Platz zu machen, auf ein stilles Vorwerk hinausgezogen; ganz zurückziehen von dem geräuschvollen Treiben konnte ich mich nicht, schon weil überall meine Hülfe und mein Beistand gefordert wurden. Gipfeln endlich sollten die Lustbarkeiten in einem großartigen Volksfeste, bei dem Theater, Concert, Ball, Erleuchtung des Gartens, kurz Alles in's Werk gesetzt wurde, die glänzendste Wirkung hervorzurufen. Der alte Fürst schob mir mehr und mehr die Leitung des Ganzen zu und ich that was ich thun mußte mit einem Herzen, dessen herbes Leid schlecht genug zu diesem muntrem Treiben stimmte.

Wir hatten prächtiges Sommerwetter. Park und Garten wimmelten schon Nachmittags von bunten Erscheinungen aller Art. Musik klang hin und wieder. Zwei Theaterstücke waren auf freier Gartenbühne glücklich heruntergespielt worden. Ein rauschendes Concert füllte die Pausen aus. Unterdessen trank man den Thee auf der Terrasse des Schlosses; einzelne Gruppen vertheilten sich lustwandelnd in den Gängen des Gartens, die der Abend schon kühler beschattete.

Ich stand an den Stufen des Altans, auf dem wenige Schritte von mir unter zahlreichen Gästen auch Leonore saß. Sie trug ein Kleid von schwerem rosenfarbigem Seidenstoff; Rosen im Haar, Rosen an der Brust; um den blendenden Hals reiche Perlenschnüre, die Brautgabe ihres Verlobten. Eine Fürstin saß sie dort unter Fürsten. Ich stand zur Seite; nahe bei ihr und doch von ihr getrennt durch eine Weite, über die keine Brücke sich baut. Sie ahnte nicht, daß ich sie ansah — lange ansah. Eine wirbelnde Menge rings herum gönnt uns solch stilles Anschauen oft am allerruhigsten. Nie war mir Leonore schöner erschienen, obgleich der stille Schmerzenszug um ihre Lippen, der umschleierte Blick, nicht viel von bräutlichem Glück erzählten.

Das Orchester spielte ein schwermüthiges Adagio. Ein Sehnsuchtsschmerz ohne Gleichen griff über mein Herz hin. Und sprach denn nicht aus Leonorens Augen ein gleiches Weh? — Der schimmernde Perlenschmuck schien eine Thränenlast, die schwer über dies zarte Dasein gehängt war. Leonore, beweinst auch du des Lebens harte Gesetze? — Hat auch in dir was ehedem war, Recht behalten? — — Es versetzte mir fast den Athem mir das vorzustellen; mir war, als müsse ich laut ihren Namen rufen — Leonore! — Unerwartet sprang die klagende Musik in ein schmetterndes Finale über; Festjubel, dem Siegesmarsch eines Triumphators gleich, brauste

an mein Ohr. Das wird ihr Hochzeitsreigen sein! — rief es mit plötzlich aufwallender Bitterkeit in mir. Von ihrer Höhe herab hat sie niemals an mich gedacht. Vorüber, ihr haltlosen Träume, vorüber! In wenig Wochen schließt ein Andrer sie in die Arme! — Ein wilder Schmerz packte mich; denn mochte ich dies heiße Herz auch tausendmal in seine Schranken zurückweisen, mochte ich jede Ergebung üben, die die Verhältnisse von mir heischten — ihr gegenüber war ich am Ende doch ein Mensch und ich habe sie begehrt mit allen Gluthen der Liebe, der Leidenschaft — — es war Verzweiflung von ihr lassen zu müssen!

Jetzt ertrug ich ihren Anblick nicht mehr. Ich drängte mich zwischen den Menschen durch und suchte die Einsamkeit.

Am Ende des Parkes, wo dunkle Buchengänge leise emporsteigend sich immer wilder und verwachsener allmälig in des Waldes Dickicht verlieren, lag ein stilles Plätzchen, selten besucht, wenn auch von besonderer Schönheit. In die dichte Laubwand war eine Oeffnung geschnitten, einem breiten Fenster ähnlich, daß sich dort frei gegen die Landschaft hin aufthat. Des Gebirges zackige Linie begrenzt den weiten Horizont. Im Thalgrund schimmern weiße Gehöfte zwischen dem dunklen Grün mächtiger Nußbäume; der Fluß zieht sich, ein schlängelndes Band, zwischen üppigen Feldern hin. Vor dem lichten Laub-

fenster, dem ein Geländer von borkigen Stämmen als Brustwehr dient, steht eine kleine Bank. Es lag ein Zauber darin, hier auszuruhen und aus des Waldes dunkler Abgeschlossenheit in eine reizvolle Ferne zu blicken.

Da hinauf lenkte ich meine Schritte. Schon dunkelte es abendlich. Ich stand gegen das Borkengitter gelehnt und blickte in's Weite. Der Mond hauchte seinen ersten Lichtgruß über die Bergwand hin. Glühwürmchen regten sich unter den tief herabhängenden Zweigen der Bäume. Eine Stille war in der Luft, daß mir in ihrer körperlosen Klarheit die bewegten Gedanken des eignen Herzens fast als das Lauteste, Wirklichste erschienen. Aus den Häusern im Thal glimmte hie und da ein Lichtchen auf. In jenem dort war ich geboren. Eine Heimath aber war es mir nie gewesen; eine Heimath war mir auch das Fürstenschloß nicht — ich hatte keine. Ich fühlte mich wie der Vogel in der Luft, ohne Stätte, ohne Nest — obdachlos und einsam — unendlich einsam! —

Da regte sich's leise im Laubgang hinter mir — ich sah zurück. Im Mondenglanz, der ungleich zwischen den beweglichen Blättern spielte, trat mir eine lichte Gestalt langsam entgegen. Die schweren Falten eines Seidengewandes rauschten über den Boden hin — Rosenduft wehte mir entgegen, — ja sie war es — Leonore! — Ein Umhang von schwarzen Spitzen war über ihre

Schultern geworfen. Wie sie ihn auf der Brust zusammenraffte, fiel er an den Armen herab und ließ die schlanken, blutlosen Hände sich in blendender Weiße von der dunklen Hülle abheben. Ihre weichen Locken, in denen zwischen Rosen Diamanten blitzten, ringelten lose auf den Hals herab. So stand sie da, mondbeglänzt, die liebliche Gestalt.

Als sie mich erblickte, schrak sie leicht zusammen; sie hatte nicht erwartet hier oben Jemand zu begegnen. Ich wollte mich entschuldigen sie erschreckt zu haben; aber sie lächelte, strich flüchtig mit der Hand über die Stirn hin: „Nicht erschreckt,“ sagte sie, „nur überrascht — Wie schön ist es hier oben!“ —

Nun stand sie neben mir an dem Geländer, nur ein kleiner Raum zwischen uns. Hätte ich gehen sollen? — War es unbescheiden zu bleiben, da sie heraufgekommen war um allein zu sein? — Ach, eine Macht die weit über mein Wollen hinausging, hielt mich fest Ich stand im Schatten, sie im Licht, funkelnd von Edelsteinen, einer Königin gleich und doch die Stirn geneigt, wie unter einer Last, die sie in schmerzlicher Ergebung trug. Da war es mir als lernte ich erst jetzt ihr Schicksal recht verstehen; ein namenloses Mitleid faßte mich. O daß ich ein Wort gefunden hätte ihr mein innerstes Herz zu erschließen. — Aber in der Schwüle, die bang zwischen uns zitterte, war Schweigen meine einzige Rettung.

Auch sie sah stumm hinaus, den Blick in die nächtliche Landschaft verloren. Endlich drang vom Schlosse her ein Aufbrausen jauchzender Stimmen zu uns herauf, Vivatrufen, ein schmetternder Tusch.

„Sie sind lustig beim Feste,“ sagte Leonore; ihre Stimme klang leise gedämpft, als fürchte sie sich selbst vor ihrem Klang.

„Ja, lustig!“ — wiederholte ich mechanisch, ohne zu wissen was ich sagte.

„Und hier ist es so einsam,“ fuhr sie fort, „so still, als läge die Welt weit, weit ab von hier und könne uns nimmer erreichen mit ihrem wirren Lärm, mit all' dem falschen Glück, das doch keins ist.“

Sie sprach es vor sich hin in abgerissenen Worten, als sei sie sich nicht bewußt, daß Jemand ihr zuhöre. Von aller Wirklichkeit, die nur trennende Schranken für uns hatte, abgelöst, in märchenhafter Mondennacht einsam auf diese freie Anhöhe hingestellt, war es als solle den Seelen, die sich sehnsuchtsvoll zu einander neigten, einmal wenigstens im Leben ihr Recht werden. Einem brausenden Meere gleich rauschte es zu mir heran, nahe und näher, Herz und Sinne, Leib und Seele hinreißend mit übermächtiger Gewalt. Der langverhaltene Schmerz bäumte sich auf, alle Bande sprengend; in endlicher Befreiung jauchzte es auf in mir zu namenloser Wonne — „Leonore!“ — rief ich. Sie schauerte in sich zusammen, als sie ihren Namen

hörte. Langsam wandte sich ihr Angesicht mir zu; ihr Blick traf den meinen. Da begann sich's auch in ihren Zügen zu regen, es wurde wach, es lebte — so groß, so leuchtend hatten mich ihre Augen noch niemals angesehen. Irrend, zitternd lösten sich ihre Hände von der Brust, der schwarze Mantel glitt an ihr herab, in strahlender Schönheit stand sie da, mir beide Hände entgegenbreitend.

„Ewald!" — klang es nun auch von ihren Lippen und dann — — in meine Arme, an meine Brust und weit die Welt, weit, weit ab von uns! — —

Es ist der Blitz, wenn er den Himmel vor unserm verzückten Auge aufzureißen scheint, auch nur der flüchtigen Secunde flüchtigste Erscheinung; nachher wieder graue Wolkennacht, vergeblich geweckter Sehnsucht langsam verhallender Schmerzenslaut. Was wir dort oben zu einander gesprochen, was Seele der Seele, Lippe der Lippe vertraut in jenem endlichen, schmerzlich-süßen Finden — ich weiß es kaum! Traumgleich ist es an mir vorübergezogen. Erfüllung — und dann ein Scheiden für ewig. Denn auf des Lebens seligster Höhe ist zum Verweilen kein Raum. Das wußten wir Beide.

Männliche Schritte kamen den Weg herauf; zwei Stimmen sprachen durcheinander, erst fern, dann nah und näher. Leonore horchte auf; ihre Hand glitt aus der meinen. Ich trat unter den Schatten der Bäume.

Die Herannahenden aber waren Fürst Leopold und der Bruder seiner Gemahlin.

„Müssen wir uns bis hier herauf versteigen, dich zu suchen, kleine Schwärmerin!“ — rief der Prinz, als er zwischen den Stämmen der Bäume des glänzenden Gewandes seiner Schwester gewahr wurde. „Wenigstens zehn Boten durchstreifen den Park nach dir. Ich bringe frohe Botschaft, Leonore! — Unerwartet ist Graf Moriani eingetroffen, den heutigen Freudentag mit uns zu feiern. Eine liebenswürdige Attention, die ich ihm nicht warm genug danken kann. Während er eilends Toilette macht, um auf dem Balle zu erscheinen, sind wir, da du nirgends zu finden warst, selbst ausgezogen deine Spur zu suchen. Wer konnte auch denken, daß du bis in diese Wildniß fliehen würdest!“

Leonore sah ihn regungslos an, als fasse sie die Worte nicht, die er zu ihr sprach.

„Zögere nur nicht länger,“ fuhr er fort, „du weißt wer uns erwartet. Deinen Arm Leonore, daß ich dich zu deinem Verlobten führe.“

„Zu meinem Verlobten!“ wiederholte sie. Sie stand mit dem Rücken gegen das Geländer, beide Arme leicht zurückgebogen, sich auf dasselbe stützend; „zu meinem Verlobten!“ —

„Wie bleich du bist,“ sagte der Fürst, sie jetzt schärfer in's Auge fassend. „Ich hatte nicht erwartet, daß dich die Freude so erschüttern würde. Komm,

Leonore, stütze dich auf mich. Wir gehen langsam; du mußt dich erst erholen, ehe du dem Grafen begegnest."

Noch immer sah sie ihn mit zestreutem Ausdruck an, blaß und starr. Seine Worte schienen an ihr verschwendet. Selbst als er ihre Hand nahm, ihr noch einmal zusprechend, antwortete sie nicht. Nur ein leises Zittern bebte durch ihre Glieder, ohne daß sie sich vom Platze bewegte.

„Mein Gott, Leonore, wie nervös du wieder bist!" — rief Leopold mit einem Anflug von Ungeduld. „Ich bitte dich ernstlich, nimm dich zusammen. Es wäre wirklich unfreundlich den Grafen warten zu lassen, der hundert Meilen im Fluge zurückgelegt hat, um dir die Hand zu küssen. Bedenke Schwester, was du den Verhältnissen schuldig bist."

Die letzten Worte schienen die ersten zu sein, die sie hörte und faßte, von Allem was der Fürst zu ihr gesprochen hatte. Sie fuhr langsam mit der Hand über die Stirn hin, als wolle sie Gedanken verscheuchen, die nun nicht mehr hierher gehörten. Sie sah den Bruder an, wie sich besinnend.

„Ja," sagte sie, „du hast Recht — wir wollen gehen." Und langsam legte sie ihren Arm in den des Fürsten; gelassen, fast feierlich schritt sie neben ihm hin.

„Ihre Mantille, Schwägerin!" rief der junge Baron, dem sich im Dunklen ein feines Spitzengewebe

um die Füße gewickelt hatte. Es war Leonorens Mantel, der ihr vorhin entfallen.

Sie ging über den kleinen Platz hin. Wo der Weg sich zu senken begann, hielt sie zögernd noch einmal inne, wie um nach dem Mond zu sehen, der jetzt die weite Landschaft ganz in seine Silberfluthen tränkte. Dann streckte sie mit rührender Geberde die Hand zurück — ein letzter, letzter Abschiedsgruß Dem, der unbemerkt dort unter dem Schatten der Bäume stand. Der Bruder zog sie mit sich fort — ich habe sie nicht wiedergesehen! —

Wo und wie ich den Rest der Nacht verbracht habe, ist mir selbst in ein wüstes Durcheinander gehüllt. Zum Feste bin ich nicht zurückgekehrt. Als der Morgen graute, war in meinem Zimmer eine einsame Kerze tief heruntergebrannt; meine Sachen standen gepackt. Nach dem Erlebniß dieser Nacht war meines Bleibens hier nicht länger. Vor der Rücksicht, die jetzt galt, mußte jede andere weichen. Dem alten Fürsten schrieb ich ein Wort, das meiner plötzlichen Abreise einen glaubwürdigen Vorwand lieh. Ich wußte, daß im Taumel der Feste Niemand meine Abwesenheit sonderlich bemerken würde. Die Eine aber, die mein gedachte, die wußte, warum ich gegangen war. Auch stellte ich meine baldige Rückkehr in Aussicht, um jede Nachforschung abzuschneiden, da ich fest entschlossen war, niemals zurückzukehren.

Mit einer kleinen Summe Geldes, wie der Fürst sie mir für meine persönlichen Bedürfnisse zur Verfügung zu stellen pflegte, und einigen Andenken, die sich verwerthen ließen, ging ich über die Grenze weit in's Land hinein. Ich strich meinen Familiennamen und nannte mich nur noch Ewald. In N. war mir eine niedere Forstschule bekannt, in der ich allenfalls noch als Volontair eintreten konnte, obgleich ich das Alter der dortigen Zöglinge freilich längst überschritten hatte. Zu einer fachgemäßen höheren Ausbildung genügten meine Mittel nicht. Nur bei knappster Eintheilung reichten sie für die Lehrjahre aus; nachher war ich darauf angewiesen, einen Dienst zu suchen. Ich hätte freilich auch in die Stadt gehen, Sprachunterricht geben, oder mich nach einer Bureau-Anstellung umsehen können; vielleicht hätte mir das in gesellschaftlicher Beziehung eine bessere Stellung begründet. Aber nach dem, was ich durchgemacht, stand mir der Sinn nach Einsamkeit; nach des Waldes schattigem Grün, nach freier Luft, in wie anspruchslosen Verhältnissen ich sie auch athmen sollte.

Fremd, ohne jede Empfehlung — auf die, die mir zu Gebote standen, mochte ich mich nicht berufen — hielt es sehr schwer für mich unterzukommen. Ich hatte mehrere Jahre bitterster Noth zu durchkämpfen.

In einer Zeitung las ich eines Tages, als das Ereigniß auch schon ein überlebtes war, Gräfin

Moriani sei nach kurzem Mutterglück im vierten Jahre ihrer Ehe gestorben. Es war ein jäher Stoß in mein Herz, dann aber keine lange Trauer. Früh heimzugehen, war die einzige Erfüllung, die ich ihr wünschen konnte. Auf meiner Seele Grund hat ihr Bild weiter gelebt, der Schatz meiner Gedanken, die Perle in meinem Herzen. —

Graf Eberhard suchte einen Förster. Ich meldete mich; der Graf schien Gefallen an mir zu finden und stellte mich an. Freilich unter sehr bescheidenen Bedingungen. Mit der Zeit indessen verbesserte sich meine Lage insofern, als der Graf, der Vertrauen zu mir gefaßt hatte, mich immer selbstständiger werden ließ. Meine Stellung blieb natürlich ganz die eines Dienenden; aber als mir schon nach zwei Jahren das abgelegene Revier hier oben übergeben wurde, in dem ich schalten und walten konnte nach Belieben, vor mir einen freien Horizont und Wild und Wald meine vertrauten Gefährten, da wurde mir wohl um's Herz — ich dankte Gott für die Zufluchtsstätte. Da ist auch endlich Frieden über mich gekommen. Es war nicht leicht gewesen, sich mit einer feineren Empfindungsweise an das Niedere zu gewöhnen; aber es lag wenigstens Gesundheit und Gewissensruhe darin, endlich einen Platz auszufüllen, auf dem Keiner mehr das Recht hatte, mich als einen unberufenen Eindringling geringschätzend anzusehen.

In langer Einsamkeit habe ich Zeit gehabt über mein Leben nachzudenken. War mir nicht himmelschreiendes Unrecht geschehen, indem ich, von meinem natürlichen Boden losgelöst, auf eine Höhe verpflanzt wurde, auf der ich doch nicht Wurzel fassen konnte? — In Momenten aufwallenden Selbstgefühls, habe ich es wohl gedacht und habe Diejenigen hart angeklagt, die mir den falschen Liebesdienst erwiesen.

Aber die Zeit hat eine bessere Erkenntniß über mich gebracht. Nicht die unmittelbaren Ereignisse selbst, auch die Menschen und wie sie an uns handeln, sind Werkzeuge in Gottes Hand. Als Gottes Fügung müssen wir betrachten, was wir von ihnen erfahren, und rechten nur mit dem eigenen Herzen, daß das thue, wie ihm gebührt.

Ich glaubte fest zu sein in dieser Anschauung. Da ist das Heute gekommen und hat mich doch wieder rebellisch gemacht. Aber der Sturm soll nicht dauern; er soll vorüberziehen wie das Wetter dieser Nacht, und wenn ein neuer, lichter Tag über den Bergen aufsteigt, soll er mich stark und ruhig finden — wer weiß — vielleicht beglückt! — Ist es nicht Leonorens Sohn, der dort schlummert? — Noch spielt ein letzter Mondenstrahl auf seiner jungen Stirn. Wie schön du bist, Knabe! — Dies stumme, fest vernarbte Herz schließt sich in Liebe zu dir auf. — Schauert der Morgen nicht schon kühler herein? — Ich muß dich wärmer bedecken,

deine Kissen liegen schlecht! — Ist es denn nicht ein Gruß von ihr, daß ich dich hegen und pflegen, hüten und lieben darf? — Wieder steh' ich und seh' ihn an und es ist wirklich eine Thräne, die an meiner Wimper zittert.

* * *

Acht Tage sind vergangen. Lichtes Sonnenwetter vergoldet die herbstliche Landschaft. Mit Fabian geht es gut. Zur Mittagszeit hat er heute sogar schon vor der Thüre gesessen. Der Schaden, den er erlitten hat, ist geringer, als es anfangs den Anschein hatte. Die tiefe Ruhe, die er auf meiner Jägerhöhe genießt, wird seine Genesung beschleunigen. Wunderbar rasch hat sich seine frische Jugend in meine Einsamkeit hineinverwebt; so sympathisch, so vertraut, als wäre sie von jeher ein Theil derselben gewesen. Nicht abgeschreckt durch den unfreundlichen Empfang, den ihm der Wald bereitet hat, scheint sich Fabian vielmehr auf's lebhafteste für mein Jägerleben zu interessiren. Er untersucht jede Rehkrone, die die Wand meines Zimmers schmückt; meine Gewehre sind seine Lust. Wenn ich von einem Gang durch den Forst heimkehre, muß ich ihm haarklein von Allem erzählen: wo das Wild gestanden hat, wie viel Stück ich gesehen habe; von jedem Schlupfweg, jedem Winkel im Walde will er

wissen. Und dann funkeln ihm die Augen in lebendigem Antheil; er brennt darauf, mich hinauszubegleiten, mein Revier kennen zu lernen und ein rechter Jägersmann zu werden.

Zweimal hat Graf Moriani uns besucht. Bei stets sehr gemessener Haltung, legt er doch viel Liebe für den Sohn an den Tag und mir begegnet er mehr als herablassend. Wiederholt ist auch schon die Rede davon gewesen, daß unser Patient nun bald herunterziehen könne, nach dem Schloß. Aber davon mag Fabian nichts wissen.

„Ich will hier oben gesund werden," sagt er. „Und wenn ich mich ganz erholt habe, dann will ich erst recht bei Ewald bleiben; bei ihm in die Lehre gehen, mit ihm den Wald durchstreifen, bis es tiefer, tiefer Winter wird — so lange als möglich!". —

Ich kann nicht hindern, daß es mir das Herz bewegt, wenn ich ihn so reden höre und fühle, wie das frische, junge Leben seine grünen Triebe schlingt um mich alten, blätterlosen Stamm.

* * *

Nun durchstreifen wir wirklich gemeinsam den Forst. Fabian's Jugend hat den Unfall, der ihn betroffen, rasch überwunden. Hie und da noch etwas Vorsicht, ein regelmäßiges Leben, der Berge reine,

belebende Luft — weiter brauchte er nichts mehr und schon kehren die Rosen der Gesundheit auf seine Wangen zurück.

Wenn er, die schlanken Glieder in knappen Gamaschen, den grünen Hut auf seinem Lockenhaar, den Stutzen über die Schulter gehängt, voll Freude und Erwartung mit mir in den dampfenden Herbstmorgen hinauszieht — dann weiß ich mir nichts Schöneres, nichts Herrlicheres zu denken als diese Jünglingsgestalt in ihrer Frische, ihrem Leben. Meine ganz Seele hängt an ihm.

Inzwischen ist die Jahreszeit vorgeschritten. Der Wiesenabhang vor meiner Thür ist Morgens oft schon weiß bereift. Im Walde riecht es feucht nach gefallenem Laub; die Drossel streicht durch's Holz. Mittags, wenn die Sonne über alle Frühnebel Herr geworden ist, scheint freilich die Luft um so klarer und oft noch sommerlich durchwärmt. Dann tragen wir uns unser schlichtes Mahl vor die Thür hinaus und speisen im Sonnenschein dort am Borkentischchen, meine Hunde um uns herum, aufmerksam, als wollten sie uns die Bissen in den Mund hineinzählen. Fabian ist glückselig dabei und Kati hat ihr helles Wunder, wie sich der vornehme, junge Herr unser grobes Brot und unsere Milchsuppe schmecken läßt.

Aber Graf Moriani sagt mit Recht, daß es doch in alle Ewigkeit nicht so fortgehen könne.

„Ich bin nun schon viele Wochen länger, als es meine Absicht war, der Gast des Grafen Eberhard,“ sprach er gestern zu mir. „Mein Sohn ist hergestellt, der Winter vor der Thür — wir müssen nach Hause.“

Als sich Fabian's Antlitz bei diesen Worten beschattete, nahm sein Vater mich bei Seite; da haben wir lange mit einander gesprochen. Der Graf hat mir die glänzendsten Anerbietungen gemacht. Fabian habe nun einmal eine besondere Liebe zu mir gefaßt; er selbst, Moriani, wünsche mir in vollem Maße seine Dankbarkeit zu beweisen. Ich möge meinen hiesigen Posten aufgeben, ihm auf seine Güter folgen; die ganze Verwaltung seiner bedeutenden Forsten wolle er mir übergeben; ich solle sein Generalintendant, sein Rathgeber, sein Freund werden und immer in Fabian's Nähe leben. Der letzte Umstand freilich, war ein Magnet, der mich mächtig zog, und dennoch — ohne mich zu besinnen — habe ich Nein gesagt. Es soll der Mensch, der nach langem Kampfe endlich einen Hafen gefunden hat, sein schwankendes Schifflein nicht noch einmal hinauswagen auf das launige Meer. Und was sind Stellung, Wohlleben, Genuß und Ehre Dem, der sich von höherem Besitz, ja, von sich selber losgelöst hat?! — Die Trennung von Fabian wird mir schwer, doch weiß ich, daß der Faden zwischen uns nicht reißt, auch wenn unsere Wege sich scheiden. Er hat mir Nachricht, Wiederkehr, ein treues Festhalten an unserer

eigenartigen Freundschaft zugesagt und ich traue ihm! —

Dem Grafen Moriani bin ich in meiner Weigerung wieder eine Art von Merkwürdigkeit, aus der er nicht klug wird. Er ist ein rechtschaffner Charakter; aber von den Tiefen der Seele weiß er nicht viel. Darum auch konnte sie bei ihm keine Heimath finden.

* * *

Fabian ist fort. In lichter Nachmittagsstunde hat er heute der Jägerhöhe Valet gesagt. Leer ist nun sein Stübchen, der Platz, wo er zu sitzen pflegte, und doch empfinde ich keine Oede. Mein Herz ist um eine Liebe reicher geworden. Aus jedem Winkel des Hauses blickt eine Erinnerung mich an und belebt mir freundlich meine kleine, stille Welt.

Ich habe ihm das Geleit gegeben, den halben Weg hinunter nach dem Schlosse. Herzhaft hat er mir die Hand gedrückt. „Das waren glückliche Herbsttage!" — rief er mir noch zurück. Und da habe ich gestanden, auf mein Gewehr gestützt, und durch das Tannengeäst, das sich schon winterlich zu lichten beginnt, habe ich ihm nachgesehen lange — lange; bis mir die schlanke, fröhliche Gestalt im bläulichen Dufte des Waldes entschwand.

[illegible] [illegible] gegeben und ich wäre ihm! —

Dem jungen Menschen fehlt es an weiter Erziehung, weiter eine Art von Weltmännigkeit, als der er nicht klug wäre. Er ist ein leidenschaftlicher Charakter, aber von den Tiefen der Seele weiß er nicht viel. Darum auch konnte ich bei ihm keine Gegenliebe finden.

*

Roman ist fort. Im letzten Abendsonnenschimmer hat er heute der [illegible] Hand gegeben. Nun ist mein [illegible] Einsamkeit der Ruhe, wo er zu wirken pflegte, und dem [illegible] auf seine Seele. Mein Herz ist nur eine [illegible] über geblieben. Aber keinen Schatten des Zweifels [illegible] eine Erinnerung [illegible] mir [illegible] meine Seele.

Ich habe ihm das Geleit gegeben, den letzten Weg hinunter nach dem Schlosse. Vergessen hat er mir die Hand gereicht. „Das werde glänzende Gedichten" — rief er mir noch zurück. Und da habe ich gedacht, auf mein Wunder [illegible], und durch das [illegible], das ich [illegible] zu [illegible] begann, habe ich ihm [illegible] lange — lange, bis mir ein [illegible] [illegible] Haufe des Waldes entschwand.

Beim Klange der Glocken.

1.

„Die drei alten Bilder verunzieren mir den ganzen Saal, Eginhardt! Könntest du dich nicht entschließen ihnen einen anderen Platz anzuweisen?" fragte die Dame, die mitten im Zimmer stehend, die prächtige, streng moderne Einrichtung desselben prüfenden Blickes überschaute.

Der Angeredete, ein Mann von zartem, etwas leidendem Aussehen, erwiderte nichts, sondern blickte von seinem Platze aus — er saß tief zurückgelehnt in einem Sessel am Fenster — nachdenklich auf die Bilder hin und die Dame fuhr fort.

„Sieh', zu der schönen goldgepreßten Tapete, zur reichen Stukkatur des Gesimses, vor allem aber zu den frisch leuchtenden Farben jener neuen Gemälde über den Thüren — Bacchanten und lachende Kinder, unter Blumen und schwellenden Früchten — wollen mir diese verblichenen Gesichter in ihrem altfränkischen Putze durchaus nicht passen; sie sehen mich an wie Gespenster, die unheimlich aus einer anderen Zeit zu mir herüber spuken.

Laß sie entfernen Eginhardt, ich bitte dich! Glaube mir, das Muster der Tapete wird sich hübscher ausnehmen, als diese —"

„Es sind die Portraits meiner Eltern," fiel ihr der Mann in's Wort, wie um ferneren, vielleicht nicht eben schmeichelhaften Erörterungen vorzubeugen.

Die Dame schwieg. Etwas wie Ungeduld und Verstimmung zuckte über ihr Antlitz hin, das man noch immer schön nennen konnte, obgleich der weiche Schmelz erster Jugend bereits aus diesen Zügen gewichen war. Schwarze Locken ringelten in glänzender Fülle um den zierlich gebogenen Nacken; das feine Profil zeigte eine Linie von untadelhafter Reinheit und um den Mund, wenn er lächelte, trieben die Grazien noch immer ein reizendes Spiel. Augenblicklich freilich lächelte er nicht. Ueber den schönen, dunklen Augen von besonderem Schnitt, der die Südländerin nicht verkennen ließ, zog es sich vielmehr finster zusammen. Den Kopf leicht zurückwerfend, die Lippen etwas fest zusammengepreßt, schritt die Dame lautlos über den sammtweichen Teppich hin, zu einem kleinen Kanapé; nahm ein Buch vom Tisch, versenkte sich in dasselbe und sagte nichts weiter.

Im Grunde hatte sie so Unrecht nicht, wenn sie behauptete: die Bilder paßten nicht hier her. Zwei davon waren große, ziemlich geschmacklose Pastellgemälde, wie sie im Anfange des Jahrhunderts Mode gewesen.

Der Herr im weitaufgeschlagenen, blauen Roquelaur, weißer Weste und hohem weißen Halstuch, das die kerzengerade Haltung des Kopfes in vollständige Unbeweglichkeit zu bannen schien; die Dame, einen großen, perlenumwundenen Turban auf dem Kopfe, an jeder Schläfe ein Büschelchen kleiner, dünner Locken. Das Colorit beider Gesichter mochte blühend angelegt gewesen sein; aber der Karmin hatte den Jahren nicht gestanden. Fahle, aschgraue Töne an seiner Stelle, gaben den Bildern jetzt ein verschossenes, trauriges Ansehen, das gegen die frische Pracht ihrer Umgebung hier, allerdings kläglich abstach. Unter diesen beiden Portraits hing noch ein kleineres, ein Knabenbildniß, mit vollen, runden Wangen, weißer Halskrause und gelocktem Haar. Im Blick der großaufgeschlagenen, dunkelblauen Augen zeigte es eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Manne der dort im Sessel saß, obgleich sich sonst in seinem schmalen, bleichen Gesichte nicht mehr viel wieder fand, von jener lächelnden Jugendfülle und wenn das Bildchen auch als solches besser erhalten war wie die beiden anderen, so rief es doch, gerade seinem Originale gegenüber, freilich in anderer Weise als jene, gleichfalls ein Gefühl von Vergangen- und Verloschensein hervor, das wehmüthig genug war. —

Eine Weile hindurch blieb es ganz still im Saal. Die schöne Frau blickte nicht auf von ihrem Buche.

Der Mann hatte die Augen von den Bildern fort nach dem Fenster gewendet; über dem erwachenden Frühlingsgrün des Gartens draußen lag voller Sonnenschein. Aber der Träumer schien an dem blühenden Knospen und Werden dort ein rechtes Genügen nicht zu finden; immer wieder kehrte sein Blick zurück zu den verblichenen Gesichtern an der Wand, die ihn ansahen wirklich wie aus andrer Zeit. Ein halbes Stündchen und darüber mochte vergangen sein. Die Morgensonne tränkte mit immer lichterem Gold auch den stillen Raum.

„Dolores, —“ sagte endlich der Mann mit weicher sanfter Stimme — „du magst Recht haben, die Bilder nehmen sich hier wirklich nicht zum Besten aus. Auch mag ich deinen Wünschen nicht entgegen sein. Also lasse sie entfernen, wenn du willst; ich habe nichts dagegen.“

Sogleich legte die Dame ihr Buch nieder; es war als habe sie nur auf diese Wendung gewartet.

„Du bist sehr liebenswürdig, Eginhardt!“ rief sie sich rasch erhebend, lebhaft und freundlich. Uebergangslos wie bei einem Kinde, das auch unter Thränen schon wieder lacht, wenn ihm sein Wille geschieht, war aller Unmuth von ihr gewichen. Sie näherte sich ihrem Manne: „Sehr, sehr liebenswürdig!“ — wiederholte sie, ihm lächelnd die Wange streichelnd und ihre etwas fremdländische Betonung lieh den schmeichelnden Worten nur einen Zauber mehr.

Dann tupfte ihr feiner Finger auf einen Elfenbeinknopf an der Wand; ein metallischer Klang ging durch das Haus und in der leise sich öffnenden Thür erschien ein Diener in Livrée.

„Nehmen Sie die Bilder da von der Wand herunter, August!" — befahl die Herrin des Hauses. „Sie können sie vorläufig in irgend einen Winkel stellen, wo sie nicht im Wege sind — in des Herren Ankleidezimmer etwa?" — setzte sie mit einem fragenden Blick auf ihren Mann hinzu, der bejahend mit dem Kopfe nickte. August ging an seine Arbeit; wenige Minuten darauf waren die Bilder von der Wand entfernt, die Schnüre heruntergezogen, an denen sie gehangen hatten. Dolores klopfte fröhlich in die Hände.

„Wie ich mich freue!" — rief sie unbefangen. „Nun bringen wir die schönen Consolen mit den Bronzegruppen hierher. Du sollst sehen, Eginhardt wie viel besser das aussehen wird."

Er hatte nichts dagegen einzuwenden; auch trat jetzt ein Besuch in den Saal, der dem Gespräch vorläufig eine andere Wendung gab.

„Löwenfeld!" — rief Dolores in lauter Ueberraschung dem Eintretenden entgegen, der ein großer, stattlicher Herr, mit wallendem Haarwuchs, mächtiger Stirn und lebbaft blickenden Augen war. „So rasch zurückgekehrt, wer hätte das erwartet?" — Dabei

reichte sie ihm freundschaftlich die kleine, runde Hand die er verbindlich an die Lippen führte.

„Wir hatten frühestens heute Abend auf dich gerechnet," bemerkte nun auch Eginhardt, nachdem er den Freund begrüßt hatte.

„Ja, ich komme zu Euch, wie ich aus dem Wagen steige," antwortete dieser. „Es lag mir daran dir unmittelbar, ehe ein anderes Menschenkind, oder gar ein vorlautes Zeitungsblatt davon erzählen kann, Bericht abzustatten über den Triumph, den wir gefeiert haben. Denn ein Triumph war es Eginhardt!"

Er hatte mittlerweile einen Stuhl heran gezogen und saß Eginhardt gegenüber nieder. Mit einer kühnen Handbewegung, die nicht frei war von Affectation, strich er das volle Haar weit aus der Stirn zurück und begann zu erzählen:

„Das Haus war schon drei Tage vorher ausverkauft. Es konnte kein Apfel zur Erde fallen. Stühle bis in die letzte Fensternische hineingeklemmt. Man hat mich glänzend empfangen und ich kann nicht leugnen: ich fühlte mich von einem Publikum, das mir so viel Anerkennung und Verständniß bewies, getragen, ja gehoben. Die Fantasie auf zwei Flügeln machte sich brillant, wie ich erwartet hatte. Des Klatschens und Rufens war kein Ende. Dreimal mußte ich vortreten. Ich glaube auch in der That, ich habe nicht ganz schlecht gespielt," schaltete er mit selbstgefälliger Bescheidenheit

ein. „Arnold hat mich sehr brav unterstützt. Schade, daß er schon am anderen Morgen zurück mußte nach Petersburg. An eine Wiederholung des Concertes ist also nicht zu denken. Es müßte denn sein, Eginhardt," hierbei ruhte sein Blick fragend auf dem Freunde, „du entschlössest dich einmal wieder die Hand zu rühren — das gäbe eine Soirée! Für das Furore das wir machen würden, wollte ich einstehen."

„Ich spiele nicht mehr öffentlich," entgegnete Eginhardt.

„Sehen Sie," fiel jetzt Dolores ein, „das ist so eine seiner Grillen, von der er durchaus nicht lassen will: ich spiele nicht mehr öffentlich! — und doch weiß ich, daß ihn nichts so beleben und aus aller Hypochondrie herausreißen würde, als einmal wieder Beifall klatschen zu hören, seinen Namen wie früher in allen Blättern —"

„Die Zeiten sind vorüber," unterbrach sie Eginhardt mit abwehrender Handbewegung. Dolores zuckte leicht die Achseln.

„Du traust dir gar zu wenig zu," bemerkte jetzt Löwenfeld obenhin, als käme ihm der Einwand nicht ganz von Herzen. Und ohne das Thema weiter zu erörtern: „Was ich sagen wollte!" — fuhr er fort, „bist du so gut gewesen dich mit dem Satze zu beschäftigen, über den wir neulich verhandelt haben? Mein Verleger drängt mich und wenn es dir genehm wäre —"

Statt aller Antwort zog Eginhardt ein Tischchen näher zu sich heran, das mit Papieren und Skripturen bedeckt, an seiner Seite stand. Löwenfeld rückte sich auf dem Stuhle zurecht und bald waren beide Musiker in eine Arbeit vertieft, die ihre ganze Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nahm.

Gemeinsames Wirken hielt sie schon seit Jahren eng mit einander verbunden. Löwenfeld, nur um einige Jahre jünger als sein Freund, schien der äußeren Erscheinung nach, fast einer anderen Generation anzugehören. Robuste Lebensfülle, eine kernige Kraft, ein unbeirrtes Auftreten voll Selbstgefühl, machten ihn zu einer imposanten Erscheinung, die man beinahe schön nennen konnte, obgleich das Geistige nicht in ihr überwiegend war. Er mochte die Vierzig erreicht haben. Doch wallten seine dunkelblonden Locken noch in ungelichteter Fülle um die freie Stirn und der Frische seiner Farbe nach, hätte man ihn für einen Jüngling halten können.

Wie anders dagegen Eginhardt! — Obgleich noch nicht an der Schwelle des halben Jahrhunderts, war sein Haar gebleicht, kaum noch von einzelnen dunkleren Fäden durchschossen. Seine Haltung, leise nach vorn gebeugt, drückte Erschöpfung aus. Neben dem sonortönenden Organ seines Genossen, verklang fast seine zarte, matte Stimme und doch sprach aus ihr ein Zauber, wie ihn jene strotzende Lebenskraft dort, niemals auszuüben vermocht hatte.

Auch in der Art wie sie zu Werke gingen, trat die Verschiedenheit Beider sichtbar an den Tag. Löwenfeld drängte nach raschen Entschlüssen; er machte die Dinge gern in Pausch und Bogen ab, ohne sich mit allzu feinem Durchdenken und Abwägen aufzuhalten. Eginhardt ließ sich nur langsam bestimmen. Immer schien er erst nachdenklichen Blickes, eine innere Stimme zu befragen, ehe er sich entschied. Wiederholt verrieth der Andere eine leise Ungeduld mit diesem träumerischen Zögern; dazwischen lächelte er auch wohl einmal etwas besonders, wie in innerer Ueberlegenheit, bis er sich endlich doch Eginhardt unterordnete, von dem, trotz eines weniger hervortretenden Willens, dennoch immer das entscheidende Wort ausging.

Während die Männer arbeiteten, war Dolores ab- und zugegangen, bald hier und dort im Zimmer etwas prüfend und ändernd, bald mit den Blumen beschäftigt, die in zarter Krystallschaale auf einem Tischchen von florentinischem Mosaik dufteten; dann wieder vor dem Spiegel ihre Locken gefälliger ordnend, oder die Atlasschleifen ihres reichen Morgenkleides zurechtzupfend. Die ganze sorglose und anmuthige Beweglichkeit eines Kindes offenbarte sich in der reizenden Südländerin die aussah, als habe des Lebens Leid auch noch nicht mit einem Hauche ihre Seele gestreift. Es hat solch heitere Leichtlebigkeit viel Gewinnendes; ja, auf den ersten Blick scheint sie, wie der Sonnenstrahl der wärmeren

Heimath, der sie entsprossen, Alles um sich her hell und licht zu machen. Nur darf man das Senkblei nicht auswerfen, ihre Tiefe zu erforschen und darf nicht Früchte suchen, wo es über das Blühen nicht hinausgeht.

Dolores hatte den Saal schon vor einem Weilchen verlassen. Jetzt kehrte sie im Promenadenanzug zurück, an der Seite ihrer jungen, blühenden Tochter, die der Mutter knospendes Ebenbild war.

„Die Damen wollen ausfahren," sagte Löwenfeld sich erhebend. „Ich denke wir sind in Ordnung, Eginhardt, und ich kann die Sache endlich zu dem gewünschten Abschluß bringen." Er raffte einige Papiere zusammen, die er zu sich steckte. Eginhardt war einverstanden.

„Fahren Sie mit uns?" fragte Dolores.

Löwenfeld sah nach der Uhr: „Ich muß in die Probe," erwiderte er.

„Gut, wir setzen Sie dort ab," rief die hübsche Frau. „Und du?" wandte sie sich dann zu ihrem Manne.

„Mich laß ein Weilchen mit meinen Gedanken allein," antwortete Eginhardt, ein Notenblatt vom Tische nehmend.

„Immer die alte Geschichte!" — neckte sie, indem sie ihn zum Abschied flüchtig auf die Stirn küßte. „Immer allein sein, immer seinen Gedanken nachhängen. Und dies Frühlingswetter ist so prächtig!

Kommen Sie Löwenfeld!" — Der Musiker bot ihr den Arm, sie grüßte noch einmal holdselig zurück, ihre Tochter folgte ihr. Noch auf der Treppe hörte man die Stimmen der Drei fröhlich durcheinander sprechen und lachen, dann wurde es still im Saal. Und Eginhardt war nun wirklich mit seinen Gedanken allein.

Er sann und schrieb und sann wieder. Bald färbten sich über der Arbeit seine Wangen mit zartem Roth; abwechselnd flog ein Lächeln um seine Lippen, dann beschattete wieder Ernst und Nachdenken die bleiche Stirn. Das Schaffen der Seele spiegelte sich in seinen beweglichen Zügen und schien die Stille die ihn umgab, geistig zu beseelen. — Die Zeiger rückten an der Uhr — es rückte der Sonnenstrahl tiefer in das Zimmer hinein; er spielte auf dem Täfelwerk des Parquets, schlich sich an Eginhardt's Tischchen heran, griff über das weiße Blatt hin, an dem der Einsame schrieb. Als Eginhardt die lautlos warme Berührung auf der Hand fühlte, legte er die Feder nieder.

„Es mag genug sein für heute!" — sagte er sich und seine müde Gestalt sank in den Sessel zurück. Unter dem Verhallen bewegter Geistesschwingungen träumte er noch einen Augenblick still vor sich hin; dann endlich stand er auf, um langsamen Schrittes den Saal zu verlassen.

In seinem Zimmer fand er ein Fenster offen; die laue Mailuft schickte süße Düfte zu ihm herein.

„Ob ich doch noch in's Freie gehe, mich ein wenig zu erquicken?“ — überlegte er. Während er noch unschlüssig im Zimmer um sich blickte, gewahrte er in einer Ecke, verkehrt gegen die Wand gestellt, die drei Bilder, die der Diener auf Dolores Befehl hier hergetragen hatte.

„Da sind sie ja, die armen Verbannten, die in meinem großen Hause keine Stätte finden können!“ sagte er sich. Eins nach dem anderen, drehte er jetzt die Bilder um, stellte sie neben einander hin an die Wand und versank in ihren Anblick. In der Nähe gesehen erschienen sie eigentlich noch garstiger als vorhin in Dolores Prunkgemach. Die Farbe war nicht nur verblichen, sondern an verschiedenen Stellen auch abgesprungen und durch Flecke entstellt. Dennoch hing Eginhardt's Blick mit stiller Innigkeit an ihnen. Sie vergegenwärtigten ihm eine längst vergangene Zeit. Da hingen sie im Zimmer seiner Mutter, über dem steiflehnigen Sopha. Wie oft hatten ihn damals kindische Zweifel erfüllt, ob der Vater, den er nur alternd und runzlich gekannt, wohl jemals habe so frische, rosige Wangen haben können wie auf dem Bilde? In einer langwierigen Krankheit, während welcher sein Kinderbettchen im Zimmer der Mutter gestanden hatte, war es seine einzige Unterhaltung gewesen, die Perlen in den Schnüren ihres Turbans zu zählen und sich zu beunruhigen, daß jedesmal wieder eine andere Summe herauskam. Und hier

sein eigen Bild — denn der hübsche, frischblickende Knabe war er wirklich selbst — wie fesselte auch das seinen Blick! Jetzt erstaunte ihn die eigne Metamorphose fast mehr, als vor Jahren die des Vaters.

„Bin ich wirklich einmal so rund, so frisch gewesen? solch ein fröhlicher, kleiner Guck in die Welt hinaus?"

Seine eigne Kindheit stand ihm wie ein Fremdes gegenüber, das er ganz abgetrennt von sich selbst, aber mit seltsamer Rührung betrachtete.

„Was ist aus dir geworden, kleiner, muntrer Junge?" — dachte er. „Ein alter, welker Mann, in dem dich Keiner mehr wieder erkennt, Keiner mehr lieb genug hat, um deinem Gesichte von ehemals, einen Platz in seiner Nähe zu gönnen."

Er konnte sich eines tiefen Mitleides mit dem Bilde, mit sich selber nicht erwehren.

„Keiner?" — wiederholte er langsam. Ein eigener Ausdruck, zwischen Wehmuth und einem sanften Lächeln schwebend, glitt über sein Antlitz hin.

„Eine doch!" nickte er leise, „Caroline!"

Eine Viertelstunde später standen die Bilder wieder mit dem Gesicht an der Wand. Eginhardt aber wandelte im Sonnenschein die Straße hinunter, in der fröhlich bewegtes Frühlingsleben auf und nieder wogte.

2.

Aus dem eleganten Viertel vor dem Thore, in dem sein schönes, gartenumzogenes Haus lag, war Eginhardt tief in die Stadt hineingewandert, wo ältere Gebäude, dichter aneinander gedrängt, unregelmäßig im Aussehen und bescheidener in allen Verhältnissen, von einer schlichteren, anspruchsloseren Zeit erzählen. In einem derselben — es bildete die Ecke des Kirchplatzes und hatte alterthümlich herausgebaute Erker — stieg er drei hohe Treppen hinauf und klopfte an eine Thür, die tief in der dicken Mauer zurück sprang. Innen ging das Schloß, ein Riegel wurde zurückgeschoben und als die Thür sich jetzt öffnete, rief eine tiefe, kräftige Frauenstimme in lebhafter Ueberraschung Eginhardt's Namen.

„Dich habe ich nicht erwartet!“ — fuhr die hohe, dunkle Gestalt fort, als er bei ihr eingetreten war. „Meine steilen Treppen, wie konntest du dir das zumuthen! Es ist zu viel für dich. Du bist erschöpft — setze dich — komme zu Athem — armer, lieber Eginhardt.“

Sie schob ihm einen Sessel hin, nahm ihm den Hut aus der Hand, den sie auf die Seite stellte und setzte sich endlich zu ihm, während er allerdings athemlos, vorläufig nur mit einem stillen Lächeln dankte. Sie trug schwarze Gewänder von veraltetem Schnitt, auch über die weiße Haube noch ein schwarzes Schleierchen geknüpft und sah in dieser Einfachheit doch aus, wie

Jemand, der sich zwar um Putz und Mode nicht viel kümmert, dem es aber angeboren ist, auch ohne dieselben, durch sich selber edel und besonders zu erscheinen. Noch können wir hinzufügen, daß sie älter war als Eginhardt, obgleich ihr das nicht sofort anzusehen war, denn die stark markirten Züge hatten, wohl weil sie nie eine rechte Jugend gehabt, jetzt auch kein bestimmtes Alter. Eine große, dunkle Brille, rasche, entschiedene Bewegungen, etwas Festes in Stimme und Ausdruck, machten mehr einen männlichen Eindruck, als den der alten Jungfer. Und doch war Caroline eine solche.

Auch das Zimmer, in dem sie wohnte, erschien einfach, ohne jeden unnützen Luxus, aber voll traulichen Behagens und wie beseelt von einem geistigen Etwas, das in seiner ganzen Einrichtung zum Ausdruck kam. Viele Bücher fielen in's Auge, in Glasschränken und auf Repositorien. Gute, alte Kupferstiche, dunkel eingerahmt, bedeckten die einfarbige Wand. In der Ecke ein Schnitzwerk aus alter Zeit, der Gypsabguß einer Antike am Pfeiler zwischen den Fenstern, vollendeten den edlen Schmuck des stillen Raumes. Von Blumenzucht, Kanarienvögeln und Schooßhündchen keine Spur. Nur ein Strauß frischgepflückter Maiblumen duftete auf dem Tisch und vor dem Fenster draußen, stieg in naher Nachbarschaft der Kirchthurm voll ernster, dunkler Majestät empor. Man konnte gerade in sein Glockenwerk hineinsehen, das zwischen zwei

offnen Bogenfenstern hing. Hinter der schwarzen Glockenmasse schimmerte lichtblau der klare Himmelsgrund.

„Jetzt habe ich meine Stimme wieder," hub Eginhardt endlich an. „Verzeih, daß ich mich gleich so ohne Wort und Gruß hier niedergesetzt habe. Aber hohen Treppen gegenüber bin ich allerdings kein Held. Wie hübsch es bei dir aussieht, Caroline. Ich wollte ich könnte dich öfter besuchen."

„Das würde ich gar nicht erlauben," scherzte sie. „Ich möchte dich heute schon schelten, daß du gekommen bist. Mein Göttersitz hier oben, ist für deine zarten Kräfte viel zu steil."

Es lag Frische und Gesundheit in der Art wie sie seinem etwas gebrochenem Muthe begegnete.

„Ja siehst du," fuhr er nun gleichfalls lächelnd fort, „der Eigennutz ist es, der mich heute hierher getrieben hat. Ich habe eine Bitte an dich."

„Daß ich sie erfüllen könnte!" — rief Caroline warmherzig

Eginhardt rückte sich im Sessel zurecht. „Du weißt," hub er dann an, „wir haben unser ganzes Haus umgedreht; haben neu angebaut, neu tapeziert, neu eingerichtet. Bei dieser allgemeinen Umwälzung sind drei alte Familienbilder wieder zum Vorschein gekommen — o du wirst dich ihrer noch erinnern! — es sind die Portraits der Eltern und mein eigenes als

Knabe. Sie hingen im Zimmer der Mutter und sind allerdings keine Kunstwerke. Dennoch wollte ich sie gern wieder zu Ehren bringen, da sie mir um mancher Erinnerung willen, unendlich lieb sind. Ich wies ihnen einen Platz in unsrem Saale an. Aber Dolores findet — und ich muß ihr Recht geben! — daß sie auf die Wände dort nicht recht passen. Andrerseits kann ich mich auch nicht entschließen, sie wieder auf eine Rumpelkammer zu verbannen. Es hängt zwar bei dir auch schon etwas voll —" fügte er, um sich blickend, hinzu — „aber wie ich dich kenne, Caroline, denke ich doch, du schaffst den Bildern Platz bei dir und mir ist —" seine Stimme bebte leise bei diesen Worten — als gehörten sie recht eigentlich hierher zu dir!"

Die große, dunkle Brille verbarg was hinter ihr, bei Eginhardts Eröffnung, durch zwei lebhafte Augen blitzte. Ohne sich zu besinnen, entgegnete Caroline:

„Nicht nur Platz finden werden sie — als ein Heiligthum sollen sie gehalten werden, hier in meiner stillen Klause. Die guten, ehrwürdigen Eltern! und dein liebes, freundliches Kinderbild! Wie oft habe ich nicht schon im Laufe der Jahre, an diese Bilder gedacht und mich gesehnt sie einmal wieder zu sehen. Schicke sie mir recht bald Eginhardt; und wenn du dann später vielleicht doch einmal wieder zu mir heraufklimmst, dann sollst du sehen, daß deine Schätze gut bei mir aufgehoben sind."

„Aber sie sind verblichen, abgeplatzt, voller Stockflecke,“ wandte er ein.

„Erinnerung wird sie mir mit einer Schönheit umweben, die ein neues, frisches Bild gar nicht haben könnte,“ versetzte Caroline.

Er wollte etwas erwidern, aber eine plötzliche Weichheit, die ihn übermannte, schnitt ihm das Wort ab. Thränen schimmerten in seinen Augen. Er faßte ihre Hand und drückte sie in seinen beiden.

Caroline sah den Kampf in ihm; um ihm zu Hülfe zu kommen, versuchte sie rasch dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Bist du denn recht zufrieden mit deiner neuen Einrichtung? Ist Alles nach Wunsch gerathen?“

„O ja,“ erwiderte er, sich allmählig wieder sammelnd. „Dolores scheint zufrieden; auch muß ich selber sagen, es dünkt mich manches recht schön und geschmackvoll in den neuen Räumen. Du solltest es dir einmal ansehen, Caroline.“

„Nein,“ entgegnete sie mit unbefangener Entschiedenheit. „Erzähle mir lieber davon, das macht mir mehr Vergnügen. Meine Erscheinung paßt nicht in jene glänzenden Gemächer. Deine Diener würden lachen über das altfränkische Fräulein mit der großen Haube und verjährten Pellerine, auch wenn sie zehnmal ihres Herren Cousine ist.“

„Aber Caroline!“ warf er ein.

„Und ich würde es ihnen gar nicht verargen," fuhr sie gutgelaunt fort. „Denke wenn sie in ihren Tressen und Gamaschen mir alten Schachtel, mit der Brille auf der Nase, in all der modernen Pracht aufwarten sollten — das müßte ihnen wirklich kurios vorkommen. Sie sind ja viel eleganter als ich. Man muß die Dinge nehmen wie sie sind Eginhardt, also nichts weiter davon. — Was macht deine Musik?"

Er kannte sie; er wußte, daß sie in gewissen Sachen unbeugsam war und drang nicht weiter in sie.

„Die Musik," entgegnete er langsam, in etwas gedämpften Tone, „ist nach wie vor das Glück — und der Schmerz meines Lebens."

Eine kleine Pause folgte. „Du hast lange nicht mehr konzertirt?" — hob endlich Caroline wieder an.

„Seit Jahr und Tag nicht mehr," antwortete Eginhardt. „Theils ist es etwas Innerliches, das mich davon abhält — ich meine, was aus mir tönt könne die Menschen nicht mehr erfreuen. Dann aber hindert mich auch meine Gesundheit. Ich fühle mich matt und entkräftet, — es klingt mehr."

Caroline wollte den elegischen Ton, in den er immer wieder verfiel, durchaus nicht aufkommen lassen. „Aber du komponirst fleißig?" fuhr sie unverdrossen fort.

„Ich habe zuweilen Gedanken," entgegnete er. „Löwenfeld giebt ihnen Gestalt; er hat darin mehr Geschick und Routine als ich."

„Auch schmückt er sich gern einmal mit fremden Federn,“ bemerkte sie lächelnd.

„Unter Freunden nimmt man das nicht so genau,“ fuhr er milde fort. „Wir ergänzen einander Löwenfeld und ich. Ich weiß sehr wohl, daß er meiner bedarf, aber auch ich könnte ihn nicht missen. Er ist die Hand, die niederschreibt was mir durch den Kopf geht.

„Und die deine Lorbeern erndtet, ergänzte sie wie vorhin.

„Ach,“ sagte er beklommen, „was sind denn Lorbeern? Auch nur vergängliche Blätter, die am rascheſten in der Hand verwelken, die sich in heißester Begierde nach ihnen ausgestreckt hat. Ich ringe längst nicht mehr danach.“ — — —

Auch Carolinens Gesicht war allmählig ernst geworden. „Glücklich, wer die letzte Befriedigung in sich selber findet,“ sagte sie leise.

Eginhardt schwieg. Er hatte den Blick emporgerichtet nach dem hohen, dunklen Thurme, der draußen wie ein aufgehobener Finger gen Himmel wies. Tiefe Wehmuth sprach aus des Künstlers Zügen. Hatte er die Befriedigung gefunden, von der sie sprach? oder lag sie ihm, ein unbesessenes Gut, an ferner Küste, die seine sinkende Kraft nicht mehr erreichte? — Unbeantwortet blieb die Frage. Auch Caroline sagte nichts weiter.

Da ließ sich in dem tiefen Schweigen, das inhaltreich

zwischen diesen beiden alternden Menschen schwebte, ein leises, dumpfes Surren vernehmen, das allmählich immer lauter wurde, immer mächtiger und tönender anschwoll, bis endlich, stark und dröhnend, ein voller Glockenton in ernster Schwingung die stille Luft bewegte.

Eginhardt schauerte leise zusammen.

„Das sind meine Gefährten, die Glocken," sagte Caroline, sich wieder zu voller Frische belebend. „Sie wohnen mit mir ungefähr auf gleicher Höhe und reden im Tage mehr als einmal zu mir, mit deutlich vernehmbarer Stimme."

Es blieb unentschieden, ob sie die letzten Worte scherzhaft auf den allerdings unüberhörbar lauten Ton der Glocken bezog, oder ob ein ernster, tieferer Sinn in ihnen zu suchen sei.

Eginhardt war aufgestanden. „Mich mahnt ihr Ton," sagte er, „daß es Zeit ist dich zu verlassen. Man wird zu Hause schon auf mich gewartet haben. Lebewohl Caroline. Mir ist unendlich wohl bei dir gewesen. Die Bilder schicke ich dir noch heute und ich danke dir, daß du dich meinem Wunsche gegenüber so bereitwillig gezeigt hast."

Sie nahmen herzlich Abschied von einander. Caroline geleitete ihren Gast noch auf die Treppe hinaus, sah ihm nach, wie er langsam die Stufen hinunterstieg, ihm einen letzten Gruß zurufend und kehrte auf ihr

Zimmer zurück. Noch tönten die Glocken draußen, voll und gewaltig. Sie trat an's Fenster und horchte auf ihren Ton. Die Hände vor sich hingefaltet, stand sie da.

„Die Bilder will er mir schicken —" wiederholte sie in Gedanken — „sein liebes, sonniges Kinderbild? Es wird mir sein, als kehre die alte Zeit zu mir zurück — die alte, schöne Zeit — —"

Was regte sich da in ihrem Herzen? was erzählte ihr der Glockenton? — Ueber ihre festen, starken Züge stahl sich hinter der dunklen Brille leise eine Thräne herab. —

Abends wurden Carolinen die Bilder gebracht. Als August, der Diener, der sie hingetragen hatte, nach Hause zurückkehrte, erzählte er dem Kammermädchen: die alte Cousine mit der droßen Dormeuse, habe ihm ein ansehnliches Trinkgeld in die Hand gedrückt.

„Hätte das von der simplen Person, die da oben neben dem Taubenschlag wohnt, niemals erwartet; weiß auch gar nicht was ihr die Schildereien so viel werth sein können."

„Hat alles seinen guten Grund," entgegnete das Kammerkätzchen mit überlegener Ruhe.

„Na, und der wäre —?" forschte August.

„Ach, Sie wissen auch vom hellen, lichten Tage nichts," warf die Zofe geringschätzend hin. „Die alte Cousine ist ja unseres Herrn Jugendliebe gewesen."

3.

Ob es sich mit des „Herren Jugendliebe,“ wirklich so verhielt, wie es den Anschauungen der Kammerzofe vorschweben mochte, wollen wir dahin gestellt sein lassen. So viel aber ist gewiß, daß Eginhardt und Caroline schon ihre Kindheit mit einander verlebt hatten. Ihre Väter waren Brüder gewesen. Carolinens Eltern starben beide früh. Des Oheims Haus wurde der Waise Heimath, der kleine Eginhardt ihr liebster Spielkamerad. Damals sah er gerade aus wie das Bild ihn zeigte: rund, frisch, fröhlich. Geist und Leben blitzte aus seinen schönen, dunklen Augen. „Der wird nicht wie andere Menschen!“ — hatte schon die alte Kindermuhme gesagt und die Prophezeihung sollte früh genug in Erfüllung gehen. Es steckte ein Künstler in dem Knaben; sein Genius begann zeitig die Flügel zu regen. Daß Eginhardt zum Musiker geboren sei, stand bald außer allem Zweifel. Schwierigkeiten, die zu überwinden Anderen jahrelange Arbeit kostet, warf er spielend hinter sich. Fast ehe er den Kinderschuhen entwachsen war, trat die schaffende Kraft in ihm zu Tage. Klar und zweifellos sah er die Bahn vor sich gezeichnet, die er zu wandeln hatte und er durchflog sie, gleich einem jungen Siegesgott, dem jeder Schritt weiter im Leben, zu einem neuen Triumphe wird.

Es ist etwas Besonderes um solch eine gottbegnadigte

Naturanlage, die sich in jeder ihrer Offenbarungen als bevorzugt und auserlesen erweist und aus der gewöhnlichen Menschenmenge hervorleuchtet, wie der Demant mit farbensprühenden Strahlen aus einem Haufen trüber Glassplitter. Nicht Wunder nehmen darf es uns, daß sie die Herzen zwingt sich ihr zu eigen zu geben und daß Denen, die einmal ihre Macht an sich empfunden haben, der Sinn verdorben ist für das Gemeine. Der Sonnenwärme entrückt, von der sie sich einer solchen Wesenheit gegenüber, durchströmt gefühlt, werden sie einsam sein können, aber sich am Alltäglichen genügen lassen — nimmermehr! — Diese einfache Lebenserfahrung schloß Carolinens ganze Geschichte in sich.

Schon in den Kinderjahren, da sie noch im Garten kleine Beete absteckten und die Blumen selber statt der Wurzeln pflanzten, um ihre Felder recht bald blühend zu haben — da sie im schmalen, allzeit etwas lecken Kahn, beim Abendroth über den Teich hinfuhren und Eginhardt's empfängliches Ohr sich am sanften Rhythmus des Ruderschlages entzückte — schon damals war er für seine Gefährtin der Mittelpunkt alles Daseins gewesen, von dem sie Licht, Leben, Bewegung empfing und auf den dafür all' ihre Gedanken und Interessen, ihre Liebe und ihre Bewunderung zurückstrahlten. Sie kannte nichts Schöneres, nichts Besseres als ihn. Die übrige Welt hatte für sie nur Bedeutung, insofern sie sich auf Eginhardt beziehen ließ. Caroline selbst war

keine produktive Natur. Ihr geistiges Vermögen lag in ihrem Verständniß, in einer Empfänglichkeit, die nur ein Hauch zu berühren brauchte, so klang sie wieder. Schrankenlos in ihrer Hingabe, war sie in derselben auch exklusiv. Sie wollte durch nichts abgezogen und zerstreut werden von dem Einen, darin ihr Wesen aufging und außer Eginhardt existirte nicht viel für sie.

Nach außen hin hatte die Natur nichts Hervorragendes an ihr gethan; und sie selber gab sich niemals Mühe zu gefallen. Sie bildete und schmückte ihren Geist, würdig der Herzensinteressen, die in ihr lebten; erstarkte in Treue und Wahrhaftigkeit, die die Grundzüge ihres Charakters waren, ohne an Aeußerlichkeiten Kraft oder Zeit zu verschwenden.

Daß sie etwas älter war als Eginhardt, stellte nur das richtige Gleichgewicht zwischen ihnen her; denn seine geistige Entwicklung war seinen Jahren weit voraus; er hätte mit einer jüngeren Freundin nichts anzufangen gewußt.

Wie sie der Kindheit fröhliche Spiele mit ihm getheilt, so folgte Caroline später auch Eginhardts ernsteren Studien. Selbst zwar durchaus nicht musikalisch, konnte sie ihm dennoch, wie durch Offenbarung, die feinste Schattirung seiner künstlerischen Empfindungen nachfühlen. Ihr Verständniß war mehr noch als der rein fachlichen, der menschlichen Seite seiner Kunst erschlossen. Das schuf den Zusammenhang zwischen ihr

und dem Freunde besonders innig und reich. Er konnte nichts denken, nichts arbeiten ohne sie und obgleich er der schaffende Theil, war sie doch der vollendende; und zwar nicht aus Genie, sondern aus Liebe zu ihm.

Sie waren wie Bruder und Schwester mit einander aufgewachsen; ihrem äußeren Verkehr stand nichts im Wege, auch als die Eltern gestorben waren und Caroline sich, in früher Selbstständigkeit, wie es ihrem Wesen entsprach, ein eignes, kleines Heim begründete hatte. Zwar theilte Eginhardt dasselbe nicht, doch blieb er mit all' seinen äußeren und inneren Gewohnheiten fest an ihm haften.

Seine Entwicklung als Künstler war glänzende Wege gegangen. Zeitverhältnisse, ein Zusammenwirken mannigfacher Umstände, die ganze Richtung, die damals in der Kunst eingeschlagen wurde, waren seiner ungewöhnlichen Begabung entgegengekommen und hatten ihn berühmt gemacht, ehe er sich dessen versah. Der Kranz aber, den Andere erst mühsam nach langer Lebensarbeit erringen, stand seiner Jugend besonders schön und erhöhte den Zauber seiner Person.

Im Ganzen war Eginhardt mehr schaffender als ausübender Künstler. Das Geistige der Kunst beschäftigte ihn viel zu sehr, als daß ihm noch Zeit und Kraft geblieben wäre, sich auch äußerlich hervorragend in ihr zu produziren. Bei den wenigen Malen zwar, wo er

dennoch in Conzerten gespielt hatte, war der Gedankenreichthum, die Feinheit seines Vortrages empfunden, ja von Kennern sogar bewundert worden. Aber es blieb die Anerkennung, die er in dieser Beziehung erfuhr, doch immer nur auf einen kleineren Kreis wirklich Verständnißvoller beschränkt und einen Virtuosen im eigentlichen Sinne des Wortes, dem man die Pferde ausspannt und dem Lorbeerkränze fliegen, konnte man ihn nicht nennen. Am Anfange seiner Laufbahn war er auch weit davon entfernt gewesen als solcher glänzen zu wollen. Doch ist der Ruhm ein berauschender Trank und wer einmal die Lippen da hinein getaucht hat, verlangt leicht nach erneuter und verstärkter Gabe. Eginhardt's Ehrgeiz war geweckt und durch frühe Erfolge verwöhnt worden. Er wollte sich an einem Besitze nicht genügen lassen. War ihm das Gelingen auf dieser Seite so leicht geworden, warum sollte es ihm auf jener versagt sein? Sah er doch Manche, weniger Berufene sich glänzend hervorthun; der Durst erwachte in ihm, Beifall zu erndten wie Jene, oder auch mehr als sie. So kam es, daß er dennoch begann ein Virtuosenthum in sich auszubilden, auf das er von vorn herein nicht angelegt war und das ihn deshalb harte Arbeit kostete. Seine ungewöhnliche Befähigung indessen, bewährte sich auch hier und nach dem Kampfe einiger Jahre, leistete er, was kein Anderer ihm nachzuthun vermochte. Schwin-

delnde Erfolge krönten nach außen hin seine Bestrebungen. Ob er aber im Heiligthum der Kunst dabei der reine Priester noch war, der dem Ideale diente und ihm allein — —? Zwei ernste Augen, die seinem Entwicklungsgange mit tiefstem Antheil gefolgt waren, blickten schon damals oft mit schmerzlicher Sorge auf ihn. Doch auch der mahnenden Liebe der treusten Freundin war es nicht bestimmt ihm Schutz zu sein gegen das stürmende Etwas in ihm selber, das ihn verhängnißvoll weiter und immer weiter trieb.

Wie mit der Zeit Eginhardts Richtung in der Kunst, ihm selbst fast unbewußt, eine ganz andere geworden war, so hatten sich auch seine übrigen Lebensverhältnisse mehr und mehr umgestaltet. Aus der Zurückgezogenheit, die er früher zu innerster Sammlung bedurfte, trieb es ihn jetzt hinaus in bewegtere Kreise. Ein wechselnder Verkehr, ausgebreitete Beziehungen, mochten sie inneren Werth für ihn haben, oder nicht, häufige Ortsveränderung und noch manches Andere, das mehr dem Scheine als der Wahrheit diente, gehörten jetzt mit zum Handwerk. Am schmerzlichsten berührte diese Veränderung Carolinen. Denn wer wie sie heimisch gewesen war in dem reichen Geistesleben dieser bevorzugten Existenz, der mußte am ersten und nicht ohne Bangen, die fremde Luft empfinden, die jetzt dort wehte. Auch nach außen hin, ward sie sehr bald gewahr, daß Eginhardt ihr ferner rückte. War er am Orte anwesend, so

zogen weit ausgesponnene Beziehungen ihn ab von dem stillen, häuslichen Verkehr mit ihr und auf mancher langen Kunstreise fand er erst recht kaum Muße genug, ihr einen flüchtig hingeworfenen Gruß zu schicken. Die Beziehungen zwischen ihnen wurden zusammenhangsloser. Eginhardt ließ es geschehen, weil er fühlte, daß Caroline seinen jetzigen Bestrebungen nicht mehr volle Sympathie schenkte. Sie hatte mit ihrer Ansicht nie gegen ihn zurückgehalten; mehr als einmal war er dadurch verstimmt worden. Seine Gesundheit begann zu wanken. Uebermäßige Anstrengungen, die ihn deshalb besonders erschöpften, weil sie sich eigentlich auf etwas richteten, dem seine Kraft in gewisser Beziehung nicht gewachsen war, hatten Eginhardts ohnedies etwas zarten Organismus angegriffen. Caroline äußerte auch hierüber ihr Bedenken, weckte aber nur einen Widerspruch, zu dem der Mensch immer am geneigtesten ist, je mehr er im Grunde des Herzens dem Warnenden Recht geben muß. Da lernte Caroline endlich schweigen. Ihr Verhältniß zu Eginhardt lockerte sich und treu einer Eigenthümlichkeit, die es verschmäht sich gewisse Dinge durch andere ersetzen zu lassen, trat sie zurück in Einsamkeit und Stille, während Eginhardt immer rastloser nach außen hin eine Befriedigung suchte, die ihm nicht mehr aus innerster Seele quoll.

Das Publikum vergötterte in ihm den berühmten Künstler; die Gesellschaft trug den liebenswürdigen Men-

schen auf Händen. Alle Kreise waren ihm erschlossen; man riß sich um seine Gegenwart. Im Hause des brasilianischen Consuls wurde viel Musik gemacht. Dort schaarte sich die elegante Welt um die schöne, dunkeläugige Dolores, die junge Erbin eines unermeßlichen Vermögens. Eginhardt dichtete die schönsten Lieder an ihre schönen Augen. Stundenlang saß das reizende Mädchen vor ihm am Flügel, hörte ihn spielen, sang mit ihm und wenn er endlich gegangen war, schwirrten ihr seine Melodien durch den Kopf, bis er am nächsten Tage wieder und wieder kam. Die Welt fand nichts natürlicher, als daß die Beiden ein Paar werden mußten.

Wirklich trat denn auch Eginhardt eines Tages leuchtenden Blickes bei Carolinen ein: „Juble, jauchze mit mir," rief er, „Dolores ist mein! Ich bin der glücklichste, der seligste der Menschen!" —

Aber sie hatte nur ein gemäßigtes, beinahe ein kühles Wort der Theilnahme für sein Glück. Nicht daß sie auch nur von der Möglichkeit einer anderen Wendung jemals geträumt hätte — es giebt eine Art der Liebe, die von vorn herein alles Selbstische ausschließt. Aber auf gewagter Lebensfahrt, hätte sie an Eginhardt's Steuer gern eine festere Kraft gesehen, als die tändelnden Hände dieses verwöhnten Glückskindes. Er verargte es ihr, daß er sie nicht wärmer fand. Wenn zwei Menschen einmal die Richtung zu einander verloren haben, wird jedes Lüftchen, das sich zwischen ihnen

rührt, zum Anlaß, sie noch weiter von einander zu entfernen. Von nun ab gingen Eginhardt und Caroline fast ganz getrennte Wege, um so mehr als Letztere in die Verhältnisse, wie sie sich jetzt um ihn aufbauten, allerdings gar nicht mehr hinein paßte.

Immer Neues, immer Fremderes zog er in seinen Kreis. Es war als wolle er alle Quellen des Daseins erschöpfen. Dolores Neigungen webten die buntesten Dinge in sein Leben hinein, die ihm früher kaum dem Namen nach bekannt gewesen. Auf feurigen Rossen ritt er mit seiner schönen Braut spazieren; er fehlte mit ihr bei keinem Feste. Reichthum, Ruhm, persönlicher Zauber war aus dem Füllhorn aller Erdengüter über das glänzende Paar geschüttet. Golden und prächtig bauten sie sich ein Daheim, wie es der verwöhnteste Geschmack nicht auserwählter finden kann. Wenn Eginhardt dazwischen auch noch musizirte, so geschah es mehr im Fieber, als mit jener Andacht, welche die Kunst von ihrem Jünger fordert.

Und Caroline? — Von ihrer stillen Abgeschlossenheit ist nicht viel zu sagen. Des Lebens Außenseite hatte ihr niemals viel bedeutet. Mit den Jahren gewann dieselbe für sie immer einfachere Umrisse, aber wie schlicht und übersehen auch — inhaltslos war ihr Dasein darum doch nicht. Mit geregelter Arbeit, Studien, Naturgenuß, vor allem aber mit einem eignen

Sinn alles zu vergeistigen, was ihr, wenn auch in anspruchsloser Gestalt entgegentrat, schmückte Caroline sich die Einsamkeit so schön, daß Jeder sich von wohlthuender Harmonie angeweht fühlte, der ihren stillen Kreis berührte. Sie theilte das eigne Ich der bescheidenen Umgebung mit, in der sie lebte. Ihr Zimmerchen dort oben in seiner Stille und Weltabgeschiedenheit, mit seinen Büchern und Kunstschätzen war wie eine grüne Oase, die kein Wüstenstaub erreichte.

Ob dieser Frieden eine Gabe der Natur, ob er das Ergebniß tiefen, inneren Kampfes war, aus dem die starke Seele siegreich hervorgegangen? — Die Sterne wissen es vielleicht, zu denen die Einsame in schlaflosen Nächten emporgeblickt; das schmale Goldreifchen an ihrer welken Hand, das ihr einst ein lockiger Knabe von den Ersparnissen seines Taschengeldes zum Geburtstag geschenkt, ein vergilbtes Buch, in dem ein Paar trockene Blumen nach ferner Vergangenheit duften — könnten vielleicht davon erzählen; ihr eigner Mund hat nie etwas davon verrathen. Vielleicht hat sie selbst nicht mit sich gerechtet, mit welcher Liebe sie ihn geliebt hat, der der fröhliche Genosse ihrer Kindheit, der Stern ihrer Jugend gewesen war. Einen Vergleich wenigstens konnte sie in sich nicht anstellen, denn ihre Seele hatte nur das eine Gefühl gekannt. Aber das war groß, warm, ausschließend und so selbstlos gewesen, daß als Entsagung von ihr gefordert wurde, Caroline nicht um die eigene

Beraubung trauerte, sondern um das, was sie in des Freundes Seele verloren und untergehen sah.

Die ersten Jahre in Eginhardts Ehe waren sehr sonnig. Das junge Paar reiste viel; überall bauten sich ihm Ehrenpforten. Dann wurde ein Töchterchen geboren; im eignen Hause fehlte kein Behagen, kein Luxus. Die vornehme, die geistreiche Welt drängte sich um die schöne junge Frau, um ihren berühmten Mann. Eginhardt liebte Dolores. Sie war der blendendste Schmuck seines Lebens. Gutherzig, heiter, harmlos, umblühte sie ihn auch wirklich in unvergleichbarer Anmuth. Kleine Widerwärtigkeiten allerdings konnten ihr manchmal die Laune verderben; aber es gab deren nicht viele in Verhältnissen wie die ihrigen es waren. An Eginhardts Musik freute sie das was klang. Um die stille Geburtsstätte der Töne in seinem Inneren, kümmerte sie sich nicht viel. Ihre Tochter sah ihr sprechend ähnlich, wurde von Bonnen und Gouvernanten sehr sorgfältig erzogen und machte den Eltern niemals Verdruß; aber freilich, an ihrem Herzen ruhte sie auch nicht. Caroline kam nur selten in's Haus. Dolores hatte zwar durchaus kein Arg gegen sie, aber sie wußte andrerseits auch nicht recht, was mit ihr anfangen. Und als mit den Jahren die Eigenart der Unvermählten sich auch äußerlich in Kleidung, Gewohnheit, Art und Weise, schärfer auszuprägen begann, vermied diese selber es mehr und mehr sich in eine Umgebung zu wagen, die ihr nie heimisch gewesen

war. Carolinens persönliche Beziehungen zu Eginhardt beschränkten sich endlich darauf, sich zu gewissen Familientagen noch den hergebrachten Gruß zu schicken. Auch stattete er, als Caroline erklärt hatte: sie passe nicht in seine Geselligkeit und würde fortan sein Haus nicht mehr besuchen — der alternden Cousine ab und zu noch eine flüchtige Visite oben im Eckhaus am Kirchplatz ab. Ihrer Eigenthümlichkeit nach, hätte Caroline vielleicht auch das noch lieber einschlafen sehen, denn es lag in diesem Scheinverkehr, dem die innere Gemeinschaft fehlte, etwas rein Conventionelles, dem sie vollständig abhold war. Aber Pietät vor dem was einst dieser äußeren Form Inhalt gegeben hatte, hielt sie zurück die letzte Consequenz zu üben; auch wurden Eginhardts Besuche mit der Zeit so spärlich, daß es beinahe lächerlich gewesen wäre, noch besonders gegen sie in's Feld zu ziehen.

Vermißte er nichts bei alledem? drängte sich ihm nie der Vergleich auf, was Caroline ihm einst gewesen war und was ihm nun Frau und Tochter boten? — Ach, es ist vielleicht gut, nicht immer bis in die letzten Tiefen des Herzens zu forschen, um alles darin beim rechten Namen zu nennen. Um uns selbst ruhig zu erhalten, mag hie und da der Schleier ruhen über mancher unerfüllten Lebensforderung, besonders wo wir Dingen gegenüberstehen, die doch nicht mehr zu ändern sind. Auch Eginhardt gab sich nicht von allem volle

Rechenschaft; nur sah er inmitten all' seines Glückes nicht immer ganz glücklich aus.

„Es ist nur mein Körper, der mich im Stiche läßt," erklärte er vor sich und Anderen. Und in der That, seine Gesundheit hatte ernstlich gelitten. Seine Lebenskraft, in Hast und Erregung verbraucht, verließ ihn vor der Zeit. Dazu kam in seinem Berufe manch schmerzliche Erfahrung.

Auch die Kunst ist Wandlungen unterworfen. Das Publikum steigert sich in seinen Anforderungen, wird überreizt und verlangt heute etwas Anderes als vor zehn Jahren. Eginhardt, als Virtuose, sah sich von jüngeren Talenten überflügelt. Er begann sich veraltet zu fühlen, und die Welt, die treulos genug, immer nach neuen Erscheinungen durstet, war dieser Empfindung nicht entgegen.

„Für welchen kurzen Glanz habe ich meine beste Kraft vergeudet!" — dachte er oft. „Lohnt denn die Kunst nur so gering Dem, der ihr dient?" —

Er blickte auf sein Leben zurück. Hatte er wirklich treu nur der Kunst gedient, nicht den Menschen, nicht ihrem Beifall? — Stumm senkte er den Blick. Sich zu beklagen fühlte er eigentlich kein Recht.

„Ich kann nicht mehr in Conzerten spielen; es erschöpft, es tödtet mich!" — sagte er zu den Seinen. Doch zog ihn zur Musik eine tiefe Sehnsucht, gerade jetzt nur um so inniger hin. Er wollte sich in andrer

Weise mit ihr beschäftigen, wollte wieder schaffen, componiren. Großartige Entwürfe lagen unausgeführt in seinem Pulte. Er suchte sie wieder hervor. Aber es ist die Muse keine Magd, die sich fortschicken und zurückrufen läßt, wie es dem Herren beliebt. Wo Eginhardt früher ergiebige Quellen in sich sprudeln gefühlt, sah er sich jetzt einer beängstigenden Dürre gegenüber.

„Ich bin alt und abgethan — mir gelingt nichts mehr," — das war sein oft wiederholter Refrain.

Dann und wann stieg es dann wieder wie Sterne in ihm auf, und die Trümmer seines geistigen Reichthums wären, im Vergleich zu dem was Andere boten, vielleicht noch kostbar genug gewesen ihm Kränze zu verdienen. Aber matt und muthlos vermochte er es nicht mehr sie zu verwerthen. Dazu nun fand sich eine andere Hand.

Löwenfeld, ein jüngerer Musiker, hatte sich, schon als Eginhardt noch auf der Höhe des Ruhmes stand, eng an diesen angeschlossen. Entschiednere Gegensätze als beide Freunde konnte man sich nicht denken. Schien den Einen die Flamme zu verzehren, die ihn durchloderte, so blühte der Andere in kräftiger Körperfülle. Auch in Löwenfelds Künstlerschaft war die Kraft das Ueberwiegende. Der Flügel, auf dem er sich produzirte, bebte unter seinen Händen. Auf einen Theil des Publikums wirkte das, und es fehlte Löwenfeld durchaus nicht an Anerkennung. Nicht aus innerer Wahl war er Musiker

geworden. Seit drei Generationen kannte man es in seiner Familie nicht anders, als diesen Beruf zu ergreifen. Er und seine Geschwister hatten Musik gelernt, wie sie laufen und sprechen lernten. Gewisse Schwierigkeiten existirten deshalb gar nicht für ihn; das Handwerk lag ihm, so zu sagen, schon im Blute, aber innerlich berufen war er darum noch keineswegs. Auch hätte er sich wohl nie aus einer untergeordneten Mittelmäßigkeit emporgearbeitet ohne den Freund, dessen Gestirn im Scheiden noch, seinen Abglanz über ihn warf.

Löwenfeld hatte Eginhardt nie mißbraucht, noch hintergangen; aber ihn zu benutzen, verstand er vortrefflich und Eginhardt, des Kampfes müde, gab willig her, was für ihn doch keinen Werth mehr haben konnte. Ein feineres Gefühl als das Löwenfelds, hätte freilich das Mein und Dein in diesem Falle etwas gewissenhafter geschieden. Aber Subtilität war, wie gesagt, des Musik-Athleten Sache nicht. Im Gegentheil, mit der Zeit verwischten sich seine Begriffe über diesen Punkt mehr und mehr. Er fing selbst an zu glauben, daß Eginhardt von Glück sagen könne eine Stütze wie er es war, gefunden zu haben; in den Augen der Welt besonders, nahm er dem Kränkelnden, Hinfälligen gegenüber leicht eine Protectormiene an, die indessen wieder aufgegeben wurde, wo es sich um wirkliches Empfangen handelte; denn da endlich konnten die Rollen nicht vertauscht werden.

An Dolores waren unterdessen die Jahre ziemlich spurlos vorüber gegangen. Nur das Kind, das neben ihr heranblühte, erinnerte daran, daß sie selbst keines mehr war. Manchmal seufzte sie, daß ihr armer Eginhardt nicht frischer, nicht kräftiger sei. Aber im nächsten Momente konnte sie sich über einen bunten Papagei, oder ein neues Kleid, das ihr gut stand, freuen wie mit sechzehn Jahren. Die Seelenphasen, die ihr Mann zu durchleben hatte, waren ihr eine verschlossene Welt. Genuß, Heiterkeit, Bewegung, blieben die Triebräder ihres Daseins. Sie lebte der Gegenwart, alles Vergangene erschien ihr langweilig wie eine alte Mode, die sie sich überdrüssig getragen. Warum Eginhardt jetzt häufiger als sonst, ferne Erinnerungen wieder hervorholte und mit einer gewissen schmerzlichen Innigkeit an ihnen festhielt, war ihr unklar. Sie verstand nichts davon, daß der Mensch gerade im Spätroth seines Lebens, wenn der Tag zu sinken beginnt, gern noch einmal sich des lichten Morgenglanzes erinnert, in dem er hoffnungsreich begonnen hatte. Eginhardt ermüdete sie mit diesen alten Geschichten. Als nun gar die Bilder der Eltern auftauchten und er verlangte, daß diese Vogelscheuchen in dem schönen, neueingerichteten Saale ihren Platz finden sollten, da gerieth sie förmlich in Verzweiflung. Und hatte sie jemals Eginhardts alter, wunderlicher Cousine für irgend etwas herzlichen Dank ge-

wußt, so war es jetzt dafür, sich durch sie, kurz und bündig, von dieser Plage befreit zu sehen.

4.

In Dolores glänzenden Räumen brannten die Lampen. Eine auserlesene Gesellschaft war versammelt, die Pracht der neuen Einrichtung zu bewundern und nebenbei auch etwas Musik zu hören. Löwenfeld hatte eine größere Pièce vorgetragen und war beklatscht worden. Er strich die kühn geschwungenen Locken aus der Stirn, auf der von seiner musikalischen Kraftanstrengung, leise Schweißtropfen perlten.

„Ich bin mit Deiner Auffassung nicht ganz einverstanden", bemerkte ihm jetzt Eginhardt, der während des Spielens zurückgelehnt in einer Sophaecke gesessen hatte, die Augen mit der Hand beschattend. „Den einen Satz besonders", er deutete die Stelle an, „würde ich anders nehmen."

„Wir divergiren häufig in unseren Ansichten", erwiderte Löwenfeld etwas kühl.

„Ja, aber hier", entgegnete Eginhardt unbeirrt, „dünkt mich ein Zweifel über des Componisten Intention beinahe unmöglich. Du", fuhr er sich erhebend und zum Flügel tretend, fort, „führst uns folgendermaßen ein." — Er setzte sich und präludirte. „Meiner Em-

pfindung nach", unterbrach er sich wieder, „müßte von Anfang an so begonnen werden — so — und dann weiter —".

Ohne daß er es selber wußte noch wollte, reihten die anfangs nur zart angedeuteten Passagen sich immer zusammenhängender aneinander; Eginhardt vergaß, daß der Gang seiner Gedanken sich immer verständlicher den Fingern mittheilte, daß er jetzt wirklich spielte — spielte, so schön wie vielleicht noch nie! — und zwar vor einer zahlreichen Versammlung, deren surrendes Stimmengeschwirr stockte und verstummte unter der Macht seiner Töne. Löwenfelds vorangegangener, etwas roher Leistung hatte jede Idealität gefehlt. Ihr das verkümmerte Recht wieder zu erringen, sie als Herrscherin zurückzuführen in ihr Reich, dafür kämpfte jetzt Eginhardt mit allen Kräften seiner Seele, seines Talentes, das hier keinem Götzen mehr, sondern der Wahrheit allein diente. Und so vollkommen war der Sieg, den er errang, daß ihm daraus Trost in die eigne Seele floß; alle Wunden schienen auszubluten in sanfter Harmonie. Der langgetragene Druck hob sich hinweg von dem hartbelasteten Gemüthe. Er glaubte Flügel an der Seele zu fühlen, hinauf, empor! — — da senkte es sich plötzlich wie eine schwarze Wolke über ihn herab. Die Töne starben ihm unter den erstarrenden Fingern hinweg. Vor seinem Ohr ein wüstes Brausen statt himmlischer Melodien — er schwankte — bewußtlos, von dem rasch

herzuspringenden Löwenfeld aufgefangen, brach er am Flügel zusammen. —

Als er aus tiefer Ohnmacht wieder zum Leben erwachte, fand er sich in seinem Zimmer gebettet, Löwenfeld und Dolores um ihn beschäftigt. Letztere in haltloser Bestürzung, jammerte und klagte laut und hatte bereits eine wahre Fluth wohlriechenden Wassers über ihn ergossen, das ihn mehr betäubte als erquickte.

„Kehre zu Deinen Gästen zurück", bat er sie, als er sich jetzt wirklich zu erholen begann, „und entschuldige mich für heute; ich fühle mich matt."

Dolores ging nach kurzem Widerstand.

„Was ist mit mir geschehen, Löwenfeld?" fragte Eginhardt den Freund, als er mit diesem allein war.

„Nichts Besonderes; ein leichter Schwindelanfall, ein vorübergehendes Unwohlsein, das weiter nichts zu bedeuten hat", beruhigte Löwenfeld.

„Zu bedeuten, doch wohl!" — entgegnete Eginhardt nachdenklich. „Meine Kräfte sinken. Glaube mir, es bedeutet das Ende. — Aber es war doch schön, daß sich mir das Höchste noch einmal gezeigt, in entschleierter Gestalt — ohne alles Geheimniß meinte ich gefunden zu haben, wonach ich mich ein ganzes Leben hindurch gesehnt habe — nur dauern konnte es nicht. Im Nebeldufte irdischen Daseins halten wir solche Bilder nicht fest; einer fata morgana gleich ziehen sie an uns vorüber und dann ist wieder Alles dunkel — dunkel — — ich möchte allein

sein, Löwenfeld! Kehre auch Du in den Saal zurück; mir wird am wohlsten sein, wenn ich ganz allein bin."

Löwenfeld machte Einwendungen, aber Eginhardt war diesmal so entschieden in seinem Begehr, daß Jener nachgab, schon um ihn nicht zu beunruhigen. Als Löwenfeld gegangen war, löschte der Kranke die Kerzen, die vor ihm auf dem Tische brannten. Nur ein zarter Mondenstrahl stahl sich ganz leise zu ihm in das stille Gemach. Wie fernes Meeresbrausen drang das Stimmengeschwirr der im Saal versammelten Gesellschaft an Eginhardts Ohr. Ach, wie weit ab lag die Welt und ihr Treiben von dem Einsamen hier, dessen Sehnen nach andren Küsten strebte. —

Obgleich Eginhardt ungewöhnlich schwach und angegriffen war, ließ er sich doch nicht davon abbringen Carolinen in den Nachmittagsstunden des darauf folgenden Tages abermals einen Besuch abzustatten. August mußte ihn die hohen Treppen hinaufführen. Die Freundin erschrack fast über sein rasch wiederholtes Kommen und noch mehr über sein bleiches, erschöpftes Aussehen.

„Du hättest es Dir heute nicht zumuthen sollen", schalt sie, als sie einander wieder in dem traulichen Zimmer gegenüber saßen.

„Mich verlangte so sehr die Bilder hier in Deinen Räumen zu sehen", erklärte er, mit einem Blicke auf die Wand, an der seine Schützlinge bereits Platz gefunden hatten.

„Hast Du gefürchtet ich würde das anvertraute Gut schlecht versorgen?“ — versuchte sie zu scherzen.

„Das nicht“, entgegnete er mit seinem sanften Lächeln. „Aber es thut meinem Herzen wohl, das Alte geehrt zu sehen. Du glaubst nicht, Caroline, wie gern ich mich so recht in die vergangne Zeit versenke. Nie beschäftigen sich unsere Gedanken und Empfindungen inniger, lebendiger mit dem was wir jung geliebt haben, was von Anfang an mit uns verwachsen war, als wenn das eigene Dasein in's Schwanken kommt, wenn —“

„Du darfst Dir keine trüben Vorstellungen machen“, unterbrach sie ihn.

„Ich wollte ich könnte noch einmal von vorn anfangen“, fuhr er gedankenvoll fort, ohne ihres Einwandes zu achten. „Ganz von vorn, wie damals, Caroline, da wir noch Kinder waren, entsinnst du dich —“? Innerste Bewegung schnitt ihm das Wort ab.

„So freilich nicht“, entgegnete sie, nach einer kleinen Pause, in der auch sie mit erwachender Rührung zu kämpfen hatte, „aber in anderer Weise, Eginhardt, wirst du noch einmal wieder von vorn beginnen, wenn deine Gesundheit sich wieder befestigt hat, wenn neue Arbeiten —“

Er schüttelte den Kopf.

„Meine Gesundheit hat keine Schuld, mein Körper macht mir keine Schmerzen. Wenn ich mich früher damit entschuldigt habe, habe ich mich selbst

betrogen. In meiner Seele krankt etwas, seit langer Zeit. Caroline, dir darf ich's sagen: ich habe mein Leben verfehlt. In dem hohen Lied der Schöpfung bin ich ein irrer Ton — — nein, unterbrich mich nicht! Ich bin mir's klar bewußt: ich habe die Aufgabe nicht gelöst, die mir so schön gestellt war. Du hast dir viel richtiger, in einem still umfriedeten Daheim das bessere Theil gerettet, während ich falschen Göttern geopfert habe — ich weiß es wohl! — Die Erkenntniß habe ich jetzt, aber mir fehlt die Kraft — mein Lebensmark ist aufgezehrt. Wieder von vorn anfangen kann ich nicht — doch es erquickt mich auf die ferne Zeit zurück zu blicken und mich zu erinnern, daß auch für mich einmal alles gut und rein war. Dabei verlangt mich denn, inniger als ich es dir aussprechen kann, noch einmal die Hand zu fassen, die damals in der meinen ruhte — die Hand meiner Schwester!" —

Und Caroline entzog ihm die ihre nicht; nur ihn anzusehen vermied sie, das ging über ihre Kräfte. So saßen sie lange im tiefen Gespräch. Er schloß sein ganzes Innere vor ihr auf, mit all' seinem Wehe, seinen Enttäuschungen, der Klage, die er wider sich selbst führte. Seinen ganzen Entwicklungsgang führte er an ihr vorüber. Sie widersprach ihm nicht, beschönigte nichts und versuchte auch nicht ihm einzureden, daß es anders sei. Diese Wahrhaftigkeit in ihr war ihm viel beruhigender, als wenn sie gütig seine Selbstanklage abgelehnt hätte.

Immer freier öffnete sich ihr sein wundes Herz. Und als er dann, neben einem ganz klaren Erkennen seines Irrens, unerkaltet und unverändert die alte Liebe in ihr wieder fand, die ihm geholfen, ihn gestützt hatte, schon in glücklicher Jugend, da ging es wie Verklärung über ihn hin; so wohl hatte ihm lange kein Mensch gethan. Und auch sie segnete es jetzt im Herzen, daß sie den dünnen Faden, der sie Jahre hindurch nur noch äußerlich mit Eginhardt verbunden, nicht jäh abgerissen hatte; nur in dem er langmüthig geschont worden, hatte er endlich zu dieser Stunde führen können.

„Ich habe es oft beklagt, daß du gar nicht mehr zu mir kommen mochtest", sagte er schließlich, „es erschien mir das fast wie eine Härte in dir. Dann aber habe ich dir auch in vieler Beziehung wieder Recht geben müssen. Und jetzt, Caroline", fügte er mit freudiger Zuversicht hinzu, „jetzt ist mir, als würdest du doch noch einmal kommen, wenn ich, ein armer Schiffbrüchiger, der das Land nicht erreicht, das er ersehnt, deines Trostes bedarf, — Schwesterherz, nicht wahr, dann kommst du? — du wirst mich nicht vergeblich nach dir rufen lassen."

Sie sah ihn mit einem klaren, festen Ausdruck an, der jede Bestätigung in sich trug, die der Freund wünschen konnte. — Da wurde draußen an die Thür geklopft.

„Ich nehme eine Beruhigung mit mir, die nur du mir geben konntest", sagte Eginhardt. „Das wird August sein, der mir den Wagen meldet."

Caroline öffnete und August war es auch wirklich. So schieden sie.

Als sich die Thür hinter Eginhardt geschlossen hatte, trat Caroline in's Zimmer zurück. Der Tag neigte sich. Sie saß am Fenster nieder, den Blick vor sich hin gesenkt: ihr Herz wiederholte sich des Freundes Worte. Es war doch wie ein Schwert, das durch ihre Seele ging! — Eigentlich überrascht hatte sie nichts in Eginhardts Mittheilungen. Das Herz, das ihn gekannt in seiner besten Wesenheit, konnte sich längst nicht mehr darüber täuschen, daß er nicht glücklich war. Aber daß er sich dessen selbst so ganz bewußt, daß keine Illusion ihm dies in milderem Lichte erscheinen ließ, — das von ihm selbst zu hören, war ihr doch hart gewesen. Sein liebes Antlitz hatte sie so still, so verlöschend dabei angeblickt. Ach wie freudig hätte sie jeden eignen inneren Besitz, den still erworbenen Frieden ihrer bescheidenen Existenz, den Eginhardt pries — Alles hingegeben, ihm noch einmal ein klares Gefühl von sich selbst, noch einen Sonnenblick des Lebens zu erkaufen. Aber machtlos stand selbst ihre Liebe vor dem Schicksal, das er sich selbst bereitet hatte. —

Ueber den Dächern erlosch der letzte Tagesschimmer. Da huben die Glocken wieder an zu läuten und redeten zu ihr, allem Erdenkampf und Wehe gegenüber, von Unvergänglichem; von einer ewig waltenden Gnade, die

Alles ausgleicht — nicht nur den Schmerz, auch die Irrthümer des Lebens. —

Abends brannte die kleine Lampe auf dem Tisch. Das neue Testament lag aufgeschlagen vor Carolinen. Sie las und wie vorhin unter dem Klange der Glocken, so drang auch jetzt aus diesen Blättern sanfte Beruhigung in ihr Herz. Unscheinbar kurz schien ihr die Spanne Zeit, die wir Leben nennen; wer will Das das Ende nennen, was vielleicht erst den Anfang bedeutet? Bei diesem geheimnißvollen Uebergange aber ist kein Streben verloren, das mit einer reinen Erkenntniß abschließt, auch wenn Früchte zu tragen ihm hier nicht mehr bestimmt ist. Im Evangelium Johannis las Caroline das Trosteswort, das der Herr scheidend, seinen Jüngern hinterlassen hat: „Eure Traurigkeit soll in Freude verkehrt werden.“

Um sie herum war Alles still — zur Ruhe gegangen; Haus und Straße verstummt nach des Tages lautem, beweglichem Treiben. Da hörte sie unten die Hausthür gehen und dumpf zurückfallen in's Schloß. Eilige Tritte tappten die Treppe herauf, nah und näher. Es klopfte; — ein Schauer überlief Carolinen. Dennoch öffnete sie beherzt. Draußen stand August, der Diener, mit verstörten Mienen.

„Fräulein — Fräulein, kommen Sie rasch! Unsrem Herren ist ein Unglück zugestoßen, ein böser Zufall hat ihn betroffen. Er verlangt nach Ihnen.“

„Um Gottes Willen, was denn — was denn?“ fuhr sie entsetzt dazwischen.

„Ich will es Ihnen unterwegs erzählen,“ hastete der Diener, „machen Sie sich rasch zurecht, es ist keine Zeit zu verlieren. Der Doktor hat gesagt: jeden Augenblick kann es zu Ende gehen.“

„Wenn das wäre!“ — — rief es in Carolinen. „Wenn Gott ihm den Frieden geben wollte, den ich ihm nicht erringen kann!? — Ja — ja ich komme! Nicht vergeblich sollst du gerufen haben — nach deiner Schwester.“ — —

Wie sie dann ein Tuch überwarf, die Lampe löschte, ihr Zimmer verschloß und dem drängenden Diener folgte — von alle dem hatte sie selber kaum ein klares Bewußtsein. In athemloser Hast jagten die Momente an ihr vorüber. Indem sie die Straße hinunter eilten, berichtete August ihr Näheres über seines Herren plötzliche, hoffnungslose Erkrankung.

Und nun — zum ersten Male! — betrat sie mit bebendem Herzen das glänzende Haus. Das goldene Geländer der Marmortreppe schimmerte im Lichte mildstrahlender Gaskugeln. Ach, aber das rechte Glück hatte es verschmäht, diese glatten Stufen hinaufzusteigen. In ihrer großen Haube, ihren verjährten Gewändern schritt nun doch das alte Fräulein durch den prächtigen Saal und jetzt lachte Nimand über sie. Auf silbernem Kandelaber flackerten ungleich heruntergebrannte Kerzen.

Dolores, in verwirrtem Gesellschaftsputz, stürzte der Eintretenden händeringend entgegen.

„Er stirbt, Caroline, er stirbt! — Gehen Sie zu ihm herein — er spricht so viel von Ihnen. Ich kann nicht — der Tod ist so fürchterlich, so grauenhaft!“ — und das heitre Kind des Lebens sank überwältigt zusammen und barg das verblaßte Antlitz in den Kissen des Sophas.

August öffnete leise die Thür des Krankenzimmers und Caroline trat herein. Die Vorhänge des Bettes, auf dem Eginhardt ruhte, waren zurückgeschlagen; ein verschleiertes Lämpchen brannte neben ihm. Bei seinem trüben Scheine konnte er die Eintretende kaum sehen, wie viel weniger erkennen; dennoch wußte er gleich, daß es Caroline war. Er streckte ihr die Hand entgegen und nannte sie beim Namen, mit klarer Betonung.

„Es thut mir sehr wohl, daß du da bist, —“ sagte er.

Die wenigen Worte trafen sie in's tiefste Herz. Sie setzte sich zu ihm an's Bett und er redete weiter zu ihr, verständlich, beinahe kraftvoll. Sie fühlte sich fast überrascht ihn so zu finden, sie war auf Schlimmeres gefaßt gewesen. Aber als ihr Auge sich allmählich an das Dunkel im Zimmer gewöhnt hatte, da sah sie die Blutspuren auf seiner Decke, sah die brennenden Flecke auf seinen eingesunkenen Wangen, den Blick, der ziellos unter halbgeschlossenen Lidern umherflog; sie hörte den

röchelnden Athem in seiner zu Tode getroffenen Brust. Bald darauf fingen seine Reden wieder an sich zu verwirren; das Bewußtsein blitzte hell auf in ihm und verließ ihn wieder. Flüsternd sprach er hastige Worte durcheinander, die sie nur halb verstand.

„Hörst du die Musik? — Die ist rein und schön. Caroline wir sind doch noch Kinder — jetzt weiß ich wie ich's machen muß? — du bleibst doch bei mir?"

„So lange du lebst und auch in Ewigkeit!" hauchten ihre Lippen.

August ging ab und zu. Auch Löwenfeld war in der Nähe. Nach einer Stunde ungefähr schien der Kranke ruhiger zu werden, einzuschlummern. Dolores hatte ein Paar Mal angstvoll in's Zimmer herein geblickt, ohne zu verweilen. Endlich war Caroline allein bei Eginhardt. Gleichsam erdrückt von Allem was sie im Laufe der letzten Stunden erlebt hatte, sanken ihr die Augen. Es war kein Schlaf der über sie kam, wie hätte sie jetzt zu einem solchen die Ruhe gefunden! — Aber wie ein zarter Flor webte es sich über ihre Sinne hin und wundersam zwischen Traum und Wachen schwebend, meinte sie Eginhardt vor sich zu sehen, wie in seinen Kinderjahren. Frisch und rosig saß er im Grünen, Blumen um sich her. In der Hand hielt er eine kleine Flöte, der er kindische, aber glockenreine, liebliche Töne entlockte. Wie auf dem Knabenbilde sah er unschuldig glücklich aus und der Flötenton war

so voll heiteren Friedens, so unbeschreiblich klar — Caroline selbst fühlte sich leicht, aller Sorgen enthoben — da zerriß dies Alles plötzlich wieder vor ihren Blicken, ein jäher Laut schreckte sie empor. Angstvoll erweckt, stand sie neben Eginhardt, der aufrecht im Bette saß — Blut auf den Lippen — die Augen weit geöffnet.

„Caroline" — sagte er mit lauter, tönender Stimme, „ich fange doch wieder von vorn an, Gott läßt es zu; und nun wird es gut — so gut —"

Er breitete die Arme aus, eine plötzliche Veränderung trat auf sein Gesicht. Löwenfeld, der auf den lauten Ruf herbeigestürzt war, hatte eilig die wankende Dolores hereingezogen, die neben ihrer schluchzenden Tochter am Bette niedersank.

„Es klingt wieder" — jubelte Eginhardt, „Caroline, es klingt — —" und mit verklärtem Lächeln sank er leblos zurück in die Kissen. — — — — — —

Wieder war eine Stunde vergangen. Dolores lag in haltloser Verzweiflung, einem lauten Schmerze hingegeben, dem gegenüber man nur die eine Beruhigung fühlt: daß er nicht dauert.

Löwenfeld beschäftigten practische Dinge. Die einsame Wacht bei dem Todten hielt Caroline. Der letzte Abschied hatte ihr alle alten Rechte wiedergegeben. — Da sie mit sanfter Hand das wirre Haar glatt strich auf Eginhardt's erkalteter Stirn, dünkte

sie dies stille, kampflose Antlitz von seliger Klarheit durchleuchtet, als sei die Jugend noch einmal über ihn gekommen. Weggelöscht war aller Schmerz des Lebens von seinem Bilde. Wie der eignen besseren Wesenheit, war er auch ihr, der Schwester, zurückgegeben, ein innerer, ewiger Besitz, den ihr jetzt nichts mehr entfremden konnte.

Als der erste fahle Tagesschimmer sich in die wüste Pracht des Trauerhauses stahl, sah man Carolinens hohe, schwarze Gestalt jene goldnen Treppen wieder hinuntersteigen, die ihr Fuß nur dies eine Mal betreten hat und dann nie wieder.

In ihre Klause zurückgekehrt, kniete sie an der Stelle nieder, wo Eginhardt gestern noch gesessen hatte. Wie Verkündigung glühte ein lichtes Morgenroth durch das stille Gemach. Friede, Friede! — läuteten die Glocken.

5

Eginhardt's Nachlaß ist in jeder Beziehung auf Löwenfeld übergegangen. Als Virtuose war dieser ja schon zu Lebzeiten des Freundes, halb und halb in dessen Stelle eingerückt. Der Gedankenschatz, der ihm in des Verstorbenen Papieren zufiel, sicherte ihm nicht minder als schaffender Künstler eine Zukunft. Und um auch in Eginhardt's häuslichen Verhältnissen heimisch zu bleiben, heirathete er nach Jahresfrist die junge, anmuthige Tochter des Verblichenen. Dolores lebt als

eine etwas launige, verwöhnte, aber immerhin harmlose Schwiegermutter mit in dem schönen Hause, das an Glanz und Berühmtheit nichts eingebüßt hat.

Vor Löwenfeld's wuchtig auftretender Persönlichkeit ist die zartere Erinnerung an einen Anderen rasch verklungen, im Publikum sowohl, wie im engeren Kreise der Seinen, „denn der Lebende hat Recht" — auch der Liebe und der Anerkennung gegenüber.

Nur hie und da noch giebt es ein Winkelchen auf Erden, wohin die Treue sich flüchtet und aushält.

In dem altmodigen Eckhause am Kirchplatze blickt noch heute eine Greisin mit silberweißem Scheitel auf jenes Knabenbildniß, das ihr die reichste, seligste Jugend zurückruft, der an der Schwelle einer anderen Welt, noch einmal ihr volles Recht geworden ist. Und beim Klange der Glocken gewinnt ein treues Herz immer fester die Zuversicht, daß es Bande der Liebe giebt, die, wenn sie des Lebens wechselnden Einfluß überdauert haben, auch im Tode nicht zerreißen.

Ein harmloses Geschichtchen.

Die Frau Justizräthin Hagemann in ihrem braunen Thibetkleid, weißem Spitzenhäubchen und schwarzer Tafftschürze, war die freundlichste, behaglichste alte Dame, die man sich denken konnte. Obgleich im höchsten Grade mittheilsam und für jeden traulichen Verkehr äußerst empfänglich, war ihr doch das Loos gefallen viel allein zu sein. Ihr Gatte, der Justizrath, rückte Morgens gleich nach dem Frühstück, mit einem belegten, sauber eingewickelten Milchbrot in der Tasche, aus, und kam erst gegen zwei Uhr vom Gericht zurück. Nachmittags saß er über thurmhohen, blau umdeckelten Actenstößen, die nach Staub und multrigem Papier rochen und sah es sehr ungern, wenn Jemand bei ihm eintrat, seine geheiligte Arbeitsstille durch unnützes Geschwätz zu unterbrechen. Vormittags hatte die Frau Räthin niemals Langeweile. Der Staub wurde bei ihr mit einer Gründlichkeit gewischt, daß auch die spähende Mittagssonne vergeblich seine Spur in dem verborgensten Winkel der Hagemannschen Wohnung suchte. Dann gab es bestimmte Tage, an denen die großen Blattpflanzen, welche den Fensterplatz umstanden, extra

abgewaschen und geputzt wurden, während schon ihre laufende Pflege, mit Sonnen, Begießen, Beknipsen ꝛc. täglich ein gut Theil Zeit in Anspruch nahm. Ferner hatte der Gemahl der Dame Leibgerichte, bei deren Bereitung die treue Gattin nicht versäumte selber in die Töpfe zu gucken. Mit alle dem war der Morgen reichlich ausgefüllt. Gegen Mittag lockte dann wohl klares, reinliches Schneewetter, oder eine schon wärmere Frühlingssonne, die Frau Räthin in's Freie, auf die Promenade, wo die Frau mit den frischen duftenden Butterpretzeln saß, von denen einige zum Kaffee mitzunehmen, eine alte, trauliche Gewohnheit war. Das Alles trug sein stilles Behagen in sich und erhielt auf dem guten, runden Gesicht der trefflichen Frau den Ausdruck vollkommenster Zufriedenheit. Kam aber der Nachmittag und stand der Rath gleich nach der ersten Tasse Kaffee wieder auf, die zweite mit hineinnehmend in den Actentempel, um sie, kalt und abgestanden, in tiefem Schweigen und Tabaksqualm, über vergilbten Scripturen, in großen Absätzen langsam auszuschlürfen, wobei für die Gemahlin auch nicht ein unterhaltendes Wörtchen abfiel — dann konnte es dieser allerdings des Alleinseins und der Stille manchmal etwas zu viel werden. Zu wischen und aufzuräumen gab es beim besten Willen nichts mehr. Der Strickstrumpf hatte am Ende auch nur Wade, Hacken und Spitze und wieder Wade, und aus der Zeitung war nichts weiter herauszulesen als: welcher Candidat

nächsten Sonntag seine Probepredigt halten und wohin der Jünglingsverein bei günstiger Witterung eine Landpartie machen würde; Letzteres jedenfalls ein Unternehmen, an dem eine Betheiligung der Räthin Hagemann nicht zu erwarten stand. Wenn dann Stunde auf Stunde öde und unbelebt vorüberrann, wurde es der guten Dame oft recht bänglich um's Herz und sie sah gar nicht mehr so heiter aus wie am Morgen.

Welch erweckender Ton aber, wenn jetzt plötzlich draußen die Klingel ging, wenn neben der Stimme der Zofe, noch eine andere sich vernehmen ließ und Dorothee, in weißer Pichelschürze, eintretend meldete: Frau Majorin Luks wünsche ihre Aufwartung zu machen, Fräulein Frieda ließe anfragen ob sie nicht störe? — oder sonst Aehnliches. — Da hellte der Räthin Antlitz sich auf zu lichtem Sonnenschein. „Sehr angenehm!" unterbrach sie Dorotheen, noch ehe diese den höflich gedrehten Satz vollendet hatte. Und nun rasch das gebrauchte Geschirr bei Seite geräumt, ein Schwefelholz angestrichen, daß der Kessel auf's neue zu zischen begann; weg mit dem Probecandidaten und der Landparthie! — wer jetzt erschien, durfte sicher sein mit frischem Kaffee und dem freundlichsten Gesichte von der Welt empfangen zu werden.

Fräulein Frieda nun zählte zu den häufigsten und willkommensten Gästen dieser stillen Nachmittagsstunde.

Sie ist ein hübsches, schlankes, junges Mädchen von angenehmem Wesen und hat der nach Anregung dürstenden Räthin, aus eignen kleinen Erlebnissen immer irgend etwas Unterhaltendes mitzutheilen, obgleich es freilich auch nur eine Jugend mit beschnittenen Flügeln ist, von der sie erzählen kann. Friedas Vater ist Präsident; ein Mann von ernster, innerlicher Richtung. Ihre Mutter war einmal Erzieherin bei zwei Prinzessinnen und sucht nun äußerlich cultivirte Formen auf die eigne Tochter zu übertragen. Der Ton im Hause ist ein gehaltener, beinahe strenger. Man verkehrt nur mit Wenigen, Auserwählten, weil die Menge bald dem Vater zu frivol, bald der Mutter nicht distinguirt genug ist. Selbst über den geselligen Freuden, die man sich gewährt, lastet eine gewisse Beklommenheit. Dieselben gipfeln in den Empfangsabenden bei Excellenz Weichselborn, einem zurückgetretenen Minister, der sich am Orte niedergelassen hat. Daß eine solche Größe der Gesellschaft imponiren, sie blenden und beeinflussen muß, ist am Ende nur natürlich. Auch huldigt Alles der Excellenz. Beim Präsidenten kommt noch hinzu, daß Herr von Weichselborn — übrigens eine Persönlichkeit von colossalen Körperverhältnissen — der Vertreter einer Richtung gewesen ist, der er, der Präsident, aus innerster Ueberzeugung angehört. Ach und welch süße Anklänge alten Hofglanzes weckt bei seiner Gemahlin der Titel: „Excellenz". — Was liegt nicht darin ihn

häufig wiederholend, innigst zu betonen! — Besonders nahe Freundschaftsbeziehungen, denen sich seitens des Präsidentenpaares ein Element hoher Verehrung beimischt, verbinden auf diese Weise beide Familien und erhalten sie in regem Verkehr mit einander.

Im Hause des Ministers herrscht die höchste conventionelle Steifheit. Seine eigne, übermächtige Erscheinung, bewegt sich nur in pathetischem Rhythmus, der darauf wuchtend und sie im Zaume haltend, auch in seiner Umgebung jede freiere Bewegung hemmt. Nie hat sich die Jugend der Weichselbornschen Töchter in einem unbefangenen Lachen offenbart. Die Ministerin, eine Dame von aufgeregter Gemüthsart, die niederzuhalten, sie fortwährend mit sich im Kampfe liegt, hat dadurch im Wesen etwas Krampfhaftes angenommen, das man nicht eigentlich liebenswürdig nennen kann. Dennoch reißt man sich um die Ehre bei ihr zum Thee eingeladen zu werden. Aus den Tagen früheren Glanzes gewohnt Einiges in Geselligkeit zu leisten, hält Excellenz auch jetzt noch offnes Haus. Alle Mittwoch Abend brennen die Lampen im Gesellschaftssaal. Die höheren Räthe und Militärs, neben sonstigen Persönlichkeiten von Ansehen, erscheinen mit ihren Damen in feierlicher Toilette. Es wird geistliche Musik gemacht. Niemand bezweifelt, daß solche sehr schön und andächtigen Zuhörern ein hoher Genuß sein kann. Ab und zu aber regt sich im Menschen doch, besonders wenn

er im Gesellschaftsputze, die Hände im Schooße dasitzt, ein eigenthümlich lebendiges Bedürfniß sich seines Gleichen mitzutheilen. Eine Dame wagt es ihrer Nachbarin etwas in's Ohr zu flüstern; ein jüngerer Referendarius kann nicht widerstehen jene hübsche Blondine zu fragen ob sie heute auf dem Eise, oder gestern im Theater war? Augenblicklich wendet sich das, mit der überraschend hohen Locke einer dunkelbraunen Perrücke bethürmte Haupt des Ministers dem Sprecher zu und ein lautes, gebietendes: „St....!" — zischt durch den Saal. Die Dame beißt sich auf die Lippen, die hübsche Blondine wird dunkelroth, der Referendar thut als ob er es nicht gewesen sei — und durch die verschüchterte, stumme Gesellschaft ziehen abermals heilige Klänge, bis man nach scheu genossenem Abendbrot auseinandergeht, sich gegenseitig in innerer Erhebung seufzend versichernd: „Ja, das war einmal wieder wunder — wunderschön!" —

Friedas neunzehn Jahre mochten in der Stille wohl manchmal nach etwas belebenderen Eindrücken verlangen; aber von dem ernsten, sehr innig geliebten Vater, von der ewig erziehenden Mutter, war sie viel zu sehr an Ergebung gewöhnt, um davon irgend etwas laut werden zu lassen. Die eigentliche Lebensfreude für sie, lag in ihrer Gemeinschaft mit Augusten, der Tochter des Superintendenten, einem klugen, lebhaften Mädchen, das, weil auch hier die Eltern freundschaftlich

mit einander verbunden waren, täglich mit Frieda verkehrte. Endlich verlebte diese noch bei der Justizräthin, ihrer Pathe, manch trauliche Stunde. Die alte Dame war, vielleicht gerade weil sie vom Leben so gut wie gar nichts abbekommen hatte, ungewöhnlich frisch, voll jugendlichen Antheils geblieben. In ihren Gesprächen mit Frieda erschien diese fast als die Erfahrnere, Weltkundigere, die von der unschuldigen Räthin befragt und nicht selten angestaunt wurde.

„Willkommen, schönstens willkommen!“ — rief ihr Frau Hagemann auch heute entgegen, als Frieda — die ersten Schneeglöckchen in der Hand — zur Kaffeestunde bei ihr eintrat. „Du kommst ja wie der Frühling selber, meine Kleine! Danke, danke! Das ist ein gar artiges Sträußchen. Dafür sollst du auch warmen Kaffee bekommen und ganz frische Pretzeln. Ich habe sie selbst von der Kuchenfrau geholt, als sie noch dampften. Setze dich, Friedchen, setze dich!“

Frieda, deren Wangen die herbe Februarluft hochroth überhaucht hatte, ließ sich den herzlichen Empfang wohl gefallen. Die Schneeglöckchen wurden in zierlicher Schaale mitten auf den Tisch gestellt. Kaffee und Kuchen schickten ihren anmuthigen Wohlgeruch durch das trauliche Ofeneckchen, während Dorothee noch ein Scheit Holz auflegte. Unter dem Behagen dieses gemüthlichen Beisammenseins, überließ Frau Hagemann heute ohne Bedauern, den Gemahl seinen Dampfwolken und Acten-

stößen und ihren Lehnstuhl näher an die junge Freundin heranrückend, hub sie erwartungsvoll an:

„Nun Friedchen, wie hast du dich denn gestern bei Excellenz amüsirt? — Ich bin begierig was du mir erzählen wirst.“

„Amüsirt —? ach sehr, sehr gut!“ — seufzte Frieda mit einem Gesichtsausdruck, der ihren Worten nicht ganz entsprach. „So viele Menschen waren dort und Alles so still! — Sieben Psalmen haben wir gehört und eine halbe Messe. Dann schmiß der Johann das Theebrett mit allen Tassen hin, daß die kleinen Kuchen durch den ganzen Saal rollten und die Sahne dem Archivrath Eberlein über die Stiefel sprang. Das gab eine große Bewegung, eine Art von Entsetzen in der Gesellschaft. Hinterher wurde wieder Alles still und dann hörten wir die andere Hälfte der Messe.“

„Ist das nun wirklich sehr unterhaltend?“ forschte die Räthin etwas ungläubig.

„O — ja“, versetzte Frieda. „Es ist wenigstens sehr schön und Papa ist immer ganz erbaut davon. Was aber gerade das Unterhaltende betrifft, so nahm ich das eigentlich anders wo her.“

„Aha, ich merke schon, ich merke!“ rief die Räthin pfiffig; „der Herr Neffe, der hübsche, muntre Lieutenant — wie heißt er doch gleich! — war wohl wieder da?“

„Hellmuth von Rosen, meinst du?“ warf Frieda mit flüchtigem Erröthen hin. „Ja, der ist allerdings

wieder auf Urlaub zum Besuch bei Excellenz. Aber in den Mittwochsgesellschaften seines Onkels dringt auch seine Munterkeit nicht durch. Nein, das war es nicht!" — und das hübsche, junge Mädchen schmunzelte eigen vor sich hin, die zierlich zugespitzten Lippen in den warmen Kaffee tauchend.

„So, so!" fuhr die Räthin fort. „Also das war es nicht? — Nun dann wette ich doch Auguste, der Schelm, steckt dahinter; denn wenn es etwas so ganz Besonderes ist —"

„Tantchen, du bist glücklich im Rathen!" — lachte Frieda, ihre Tasse wieder niedersetzend. „Ja, wenn du wüßtest —"

„Nun, was denn?" rief die Räthin immer lebhafter interessirt.

„Nein, ich darf nichts sagen", wehrte Frieda ab. „Auguste würgt mich, wenn ich auch nur ein Wort davon laut werden lasse. Aber komisch war es doch, über alle Begriffe komisch!" — und das Tuch vor das Gesicht haltend, schlug Frieda eine helle Lache auf.

„Friedchen, das mußt du mir erzählen!" bat die Räthin, jetzt schon eindringlicher. „Etwas so Erheiterndes darfst du mir nicht vorenthalten; du weißt über meine Lippen kommt kein Wort."

„Ich darf ja nicht!" versicherte Frieda, noch immer so herzhaft lachend, daß die Räthin endlich mitlachen mußte, ohne zu wissen warum. Das währte ein Weil-

chen; dann ließ sich aber Frau Hagemann doch nicht daran genügen und alle ihr zu Gebote stehenden Ueberredungskünste aufbietend, suchte sie Frieda dennoch zum Erzählen zu bringen. Da nun Frieda eigentlich darauf brannte zu erzählen, überwand sie endlich ihren Lachparoxismus so weit, sich die Thränen aus den Augen zu wischen und tief Athem schöpfend, ihrer Pathin zu gestehen:

„Also Tantchen — aber nicht wahr, du verräthst mich nicht? — Tantchen — Auguste — hat ein Gedicht gemacht.“

„Ein Gedicht?“ wiederholte die Räthin etwas enttäuscht. „So? — Nun, und was ist denn dabei so zu lachen?“

„Ja, siehst du“, fuhr Frieda fort, sich vertraulicher zu ihr neigend, „ich geniere mich eigentlich es auszusprechen, — aber nicht wahr, du erwähnst es gegen keinen, keinen Menschen? — also das Gedicht — geht auf Excellenz!“

„Auf den Minister?“ staunte die Räthin. „Sieh ein mal an! Hätte ich doch der Auguste, dem Sausewind, gar nicht zugetraut, daß sie sich dergestalt für den würdigen, alten Herrn begeistern könnte.“

„Ach, was würdig — was begeistern“, winkte Frieda ab; „Tollheit ist es, der größte Unsinn! Sie macht ihn und seine Mittwoche und das ganze Gethue dort, lächerlich und vergleicht schließlich Excellenz selber — aber

Tantchen, ich kann mich doch darauf verlassen, daß du schweigst? — mit einem — nein, das sage ich doch nicht womit! — Gott, wenn Papa es wüßte! — Böse gemeint ist es ja natürlich nicht, nur so furchtbar — furchtbar komisch."

„Aber wie um's Himmelswillen", fragte die Räthin, die noch immer nicht recht verstand, „wie ist denn nur Auguste darauf gekommen?"

„Ja, wie ist sie darauf gekommen?" lachte Frieda. „Gestern, als wir in unsren feierlichen Kleidern so steif und still da saßen, um auf die Musik zu hören, oder auch nicht zu hören — — tippte Auguste immer abwechselnd mit allen fünf Fingern auf ihr Knie, daß ich sie endlich ganz verwundert von der Seite ansehen muß. „Ich zähle die Füße!" raunt sie mir zu, was mich bewegt zu Boden zu blicken und zu bemerken, daß des Archivrathes Lackstiefel durch den Sahnenguß allen Glanz verloren haben. „Bist du dumm!" seufzt darauf Auguste, „Versfüße!! — ich mache ein Gedicht!" Siehst du Tantchen, das kam mir gleich sehr lächerlich vor und lachen bei der ernsten Musik wäre doch entsetzlich gewesen. Nun ist es aber eine große Qual lachen zu müssen, wenn man nicht darf. Der Himmel weiß, was ich gelitten habe! Auf meinem Stuhle bin ich hin und her gerückt, bis mir der Angstschweiß auf der Stirn stand. Einmal sah ich schon Excellenz' drohende Haarlocke sich nach mir hin wenden und immer wieder tippte

die abscheuliche Auguste mit ihren Glacé-Fingern auf den seidnen Rock — o es waren Folterqualen! Mein Lebelang vergesse ich den Abend nicht. — Heute Morgen endlich hat sie's zu Papier gebracht und mir vorgelesen; bei verschlossenen Thüren, versteht sich! — aber wir sind doch wirklich beinahe erstickt vor Lachen." — Und die bloße Erinnerung daran, zwang Frieda abermals zu schallendem Gelächter.

„Seid ihr ein Paar gottlose Kinder!" — rief jetzt die Räthin, die kopfschüttelnd zugehört hatte. „Auguste eines Predigers Tochter! und du, von einer Mutter erzogen, die —"

„Um Gotteswillen", rief das junge Mädchen, dem bei diesen Vorhaltungen gleich alle Lachlust verging. „Tantchen" mir wird kalt bis in die Fingerspitzen hinein, wenn ich mir denke, es wäre möglich — Tantchen — du wirst doch nicht — —!?"

„Was fällt dir ein!" beruhigte die Räthin. „Traue mir doch so etwas nicht zu. Ich wollte nur sagen — ja — ja das Gedicht! Es ist wohl sehr komisch, Friedchen?"

„Sehr — über alle Maßen komisch!" bestätigte Frieda.

Die Räthin räusperte sich: „Weißt du, Frieda", hub sie dann wieder an, „ich stelle ja Excellenz so hoch — das bedarf keiner Versicherung weiter; aber am Ende ist es ja nur ein harmloser Spaß und ich lache

auch gern einmal —; eigentlich könntest du mir das Gedicht —"

„Vorlesen?" unterbrach sie Frieda. „Nein, Tantchen, nein, das ist ganz unmöglich! Bedenke doch — Auguste!! Was würde sie sagen, wenn sie nur ahnte, daß ich überhaupt von dem Gedicht gesprochen habe."

„Ach, meinte die Räthin, „das wird so schlimm nicht sein. Auguste kennt mich; sie weiß, daß ich kein Unmensch bin und außerdem —"

In diesem Augenblick wurde draußen kräftig an der Klingel gezogen; Dorothee erschien in der Thür und meldete Fräulein Auguste Hammerfeld.

„Sag' ich's doch!" — rief die Räthin, „wenn man vom Wolfe spricht, guckt er schon um die Ecke. Ich lasse bitten näher zu treten."

„O mein Himmel", seufzte Frieda, bei der sich das Gewissen zu regen begann, „wenn sie mein rothgelachtes Gesicht sieht, weiß sie gleich wovon wir gesprochen haben."

„Um so besser", versetzte die Räthin, die selber ganz übermüthig geworden war, „da kann ich sie in eigner Person um ihre Verse bitten."

Und herein trat Auguste, ein kleines, fixes Figürchen, mit dunklen blitzenden Augen und jenem Reiz der Züge, der mehr in einem beweglichen Geiste, als in correcten Formen liegt.

„Sie hat geklatscht!“ rief Auguste kurz entschieden, mit einem raschen Blick auf ihre Freundin, die sich vergeblich bemühte ihr Lachen zu verbergen, indem sie harmlos in eine Pretzel biß.

Unter lustigem Geplauder saßen nun die Drei um den Tisch herum nieder; die Mädchen ließen sich immer zwangloser gehen und schlürften Tasse auf Tasse, während das hereinbrechende Zwielicht, die bald mit halber Stimme geflüsterten, bald wieder von endlosem Gekicher unterbrochenen Mittheilungen, in seine traulichen Schleier hüllte. Auguste zeigte sich schließlich gar nicht so bitter böse darüber, daß Frieda gesprochen hatte. Am Ende verlangt jeden Dichter nach einem Publikum und da hier ohnedies, durch die Wahl des Stoffes, ein größeres ausgeschlossen war, hatte Auguste gegen die Mitwissenschaft der unverfänglichen Räthin Hagemann am allerwenigsten etwas einzuwenden. Ja, sie verstand sich sogar dazu, daß derselben in einer stillen Stunde die Verse vorgelesen werden dürften, — als abermals die Klingel tönte und Frau Majorin Luks gemeldet wurde. Nein, so besuchreich war lange kein Nachmittag gewesen! Die alte Kaffeemaschine selber wußte nicht wie ihr geschah, als sie noch einmal heran sollte.

Nun ist es aber immer ein eigen Ding, wenn plötzlich in eine sehr belebte Unterhaltung ein dritter hineinschneit, der gar nicht weiß wovon die Rede gewesen

ist. Die Majorin empfand es gleich, daß ihr Kommen hier irgend etwas unterbrochen hatte.

„Was habt Ihr denn vorgehabt?“ fragte die, übrigens allen Anwesenden gleich nah Befreundete. „Die Mädchen kommen mir ja ganz außer dem Häuschen vor. Ich hörte Euch lachen, noch ehe Dorothee mir geöffnet hatte.“

Zuerst wollte Niemand mit der Sprache heraus; als aber die Majorin am Vertuscheln gerade recht merkte, daß hier etwas Besonderes im Schwunge gewesen sein mußte, ließ sie mit Fragen nicht nach und weiß der Himmel! — war es die Aufregung, in die sie sich hineingelacht, war es das geheimnißvolle Ofeneckchen mit seinem Dämmerlicht — die Räthin hatte ganz vergessen nach der Lampe zu klingeln! — die Mädchen konnten nicht schweigen und fast ohne es selber zu wissen, plauderten sie ihr ganzes Geheimniß auch gegen die Majorin aus.

„Uebermüthiges Völkchen“ rief diese, ohne indessen sonderlich von der Mittheilung ergriffen zu scheinen. „Man sieht, daß Ihr noch an nichts Wichtiges zu denken habt. Aber seht Euch vor! Wenn die Frau Ministerin unter Andrem Wind von der Sache bekäme, sollte Euch das Lachen wohl vergehen.“

„O du meine Güte!“ fuhr Auguste auf, die Hände zusammenschlagend, „wenn ich mir das denke!“ — und sich rasch wieder zur Mojorin wendend: „Nicht wahr,

gnädigste Frau, wir dürfen doch felsenfest auf Ihre Verschwiegenheit bauen? Sie könnten uns in der That sehr unglücklich machen — —"

„Ach, wohin denken Sie, mein Kind!" warf die Majorin ein. „Ich habe andere Dinge im Kopf. Uebrigens meine liebe Frau Räthin, habe ich Sie nur ganz im Vorübergehen begrüßen wollen; ich muß in's Singekränzchen."

„In's Singekränzchen!" wiederholte Auguste. „Wirkt da nicht auch Clara Weichselborn mit?"

„Ja wohl", erwiderte die Majorin. „Und heute", fügte sie mit einem Blick auf Frieda hinzu, „gastirt auch Lieutenant von Rosen bei uns. Eine recht ansprechende Stimme, ein liebenswürdiger, junger Mann."

Es war inzwischen im Zimmer so dunkel geworden, daß Niemand sehen konnte, wie tief die hübsche Frieda bei den letzten Worten erröthete. Die Majorin empfahl sich. Ein Weilchen darauf gingen auch die Mädchen.

Als Abends spät endlich der Justizrath die Thüren seines Actentempels öffnete und mit feierlichen Mienen, wie einer andren Welt entsteigend, bei seiner Gattin eintrat, bemerkte er ernst: „Es war ja heute Nachmittag sehr laut bei Dir, liebes Hannchen."

Hannchen hatte noch hochrothe Backen; der Speisekammerschlüssel war ihr abhanden gekommen, sie wußte gar nicht recht aus, noch ein. Als sie aber schließlich mit dem Gatten beim häuslichen Thee saß, hielt auch sie es

nicht länger aus: sie mußte ihm vom Uebermuthe ihrer jungen Freundinnen, von Augustens Gedicht erzählen. Der Rath spießte derweilen über den Tisch herüber, ein Stück Schinken nach dem andern auf seine Gabel: „Schöne Geschichten!" — sagte er; weiter nichts. —

Am anderen Tage erschien Frieda, diesmal besonders sehnsüchtig von ihrer Pathin erwartet, abermals zur Kaffeestunde; im Arbeitstäschchen Augustens vielbesprochenes Poem. Ganz gegen ihre Gewohnheit schickte die Räthin ein Stoßgebet zum Himmel, daß doch heute womöglich die Klingel ferner nicht ertönen möge. Und das Glück wollte ihr wohl. Sie blieb allein mit Frieda, ungestört die ergötzliche Dichtung zu genießen, die bei fließender Form, durch eine Fülle von Humor, allerdings sehr heiter wirkte.

In seiner ganzen, herzbeklemmenden Steifheit wurde das Hauswesen von Excellenz geschildert; die Mittwoch Abende besonders mußten herhalten. Auch Frau Ministerin mit ihren salbungsvollen Phrasen, hinter denen sich nichts weniger als das Gemüth eines Lammes barg, bekam ihren kleinen wohltreffenden Hieb. Die blinde Verehrung, mit der Excellenz von allen Seiten gehuldigt wurde, drückte sich sogar im Papierschwanz des gebratenen Fasanen aus, der sich, zierlich gekräuselt, beim Souper vor dem Herrlichen zu neigen schien. Schließlich wurde ein Gemälde citirt, das kürz-

lich am Orte ausgestellt, schwärmende Bewunderer gefunden hatte. Es stellte einen Abend der heißen Zone dar; die Landschaft eigentlich das reine Nichts, nur Sonnendürre, Wüstensand, und im Vordergrund ein colossaler Elephant, der stumm und massig einherschreitend, die weite Oede beherrschte.

Witzig und geschickt war eine Paralelle gezogen, zwischen jener trüben Tropenschwüle und der erstickenden Atmosphäre der Mittwochs-Gesellschaften. Der Elephant aber, in seinem wuchtigen Auftreten, vor dem sich nichts zu rühren wagte, war Niemand anders als Excellenz selber, mit aufragender Haarlocke, wenn er, bei beginnender Musik zum Flügel schreitend, Schweigen gebot ringsumher. Für Jeden, der Persönlichkeiten und Verhältnisse näher kannte, hatte das launige Pathos der keck gegliederten Verse, das überall den Nagel auf den Kopf traf, in der That etwas hinreißend Komisches.

„Schändlich — abscheulich! O Ihr gottlosen Kinder!" — versuchte die Räthin Hagemann ein oder das andere Mal dazwischen zu werfen. Dennoch lachte sie, daß ihr die Thränen von den Wangen rannen. Frieda, mehr und mehr in's Feuer gerathend, war vom Stuhle aufgesprungen und recitirte die Dichtung, die sie bereits auswendig wußte, frei, mit den Händen gestikulirend, in voller Begeisterung. Die gute, harmlose Räthin, die sich eben so wenig wie die Mädchen etwas

Arges bei der Sache dachte, fand das Alles unbeschreiblich ergötzlich und konnte sich lange nicht erinnern so herzlich gelacht, sich so königlich amüsirt zu haben, wie heute Nachmittag.

Hätte ein stiller Beobachter sich zu dieser Scene noch die muntere Dritte hinzugedacht, deren glücklichem Humor das wohlgelungene Machwerk entsprossen war, und hätte derselbe nur wenige Stunden später seine Blicke durch den Salon der Präsidentin, Friedas Mutter, schweifen lassen, — sicher wäre er zweifelhaft geworden, ob die beiden jungen Damen, die hier kerzengerade, ohne eine Miene zu verziehen, sich drei volle Stunden hindurch mit Anstand langweilten, wirklich das dichtende und das vortragende Genie sein könnten, die beide an Frau Räthin Hagemanns Kaffetisch, Erfolge so ganz anderer Art geerndtet hatten.

Minister Weichselborn hatte sich nämlich mit den Seinigen bei der Präsidentin zum Thee ansagen lassen, eine Ehre, die man zu schätzen wußte, besonders wenn Excellenz noch obendrein die Güte haben wollte, dem Abend durch Vorlesen eine geistige Würze zu geben. Gehörte doch Excellenz zu den gefährlichen Menschen, die in dem Rufe stehen, gut vorzulesen. Nicht vorsichtig genug kann man sich einem solchen Renommé gegenüber verhalten, denn wo es sich in seiner ganzen Stärke fühlt, weiß es nichts von Schonung, nichts von menschlicher Rücksicht und achtet

der Opfer nicht, die ihm in tiefer Erschöpfung fallen. Beim Minister Weichselborn kam noch außer der stark gestellten Forderung an seine Zuhörer, eine Vorliebe für das Gräßliche hinzu, das sein, aus einem riesigen Brustkasten gewaltig empordröhnendes Organ, in angreifendster Weise hervorzuheben pflegte. Er schwelgte in Entsetzlichkeiten. Die Präsidentin, obgleich vom Hofe her gewöhnt, manches Unbehagen mit süßlichem Lächeln zu unterdrücken, war doch oft gegen das Ende der Lektüre hin, ganz blaß geworden. Frau von Weichselborn selber, die häufig dasselbe zu hören bekam und sich deshalb weniger erschüttert als gelangweilt fühlte, nickte oft unverhohlen bei derselben ein, bis sie durch irgend ein besonders betontes Wort wieder aufgeschreckt, sich leise schüttelnd, in die Höhe schnappte, was jedoch bei ihr nicht sehr auffällig war, da sie überhaupt von aufgeregtem Temperament, immer den Eindruck machte, als ob etwas in ihr kollerte. Die Weichselborn'schen Töchter sahen, während ihr Vater las, genau eben so steif und steinern aus, wie zu jeder anderen Zeit. Nur der gute Präsident, der Alles auf Treu und Glauben hinnahm, zeigte sich wirklich ergriffen von der Leistung des Ministers, seines hohen Freundes, und wenn dieser gerade etwas aus der Heidenbekehrung gewählt hatte, wo es an kupferfarbenen Menschenfressern und hingeschlachteten Missionaren nicht fehlte — auch wirklich erbaut und erhoben von der Lektüre.

Frieda und Auguste hatten sich, innerlich seufzend, doch mit anerkennungswerther Fassung in das Schicksal des Zuhörens ergeben. Manch schöner, langer Abend, den heiter zu verplaudern, oder fröhlich zu durchtanzen, ihren Jahren gemäßer gewesen wäre, führte ihnen nur Blutbäder und verstümmelt aufgespießte Leichen vor. Sie ließen es über sich ergehen, weil sie es nicht ändern konnten. Daß aber für so viel Selbstüberwindung, hier, anderen Ortes ihre eingeklemmte Jugend sich Luft zu machen strebte, war am Ende nur natürlich. So war das Gedicht entstanden, dessen glänzendste Stellen sie sich zum eigenen Ergötzen, in der Stille heimlich wiederholen mochten, während Excellenz unablässig weiter mordete und schlachtete.

Uebrigens wob sich durch den heutigen Abend noch ein andrer, nicht Allen sichtbarer Faden, an den sich für einige der Anwesenden ein inneres Interesse knüpfte, das im Verborgenen die schleppenden Stunden anmuthig beseelte. Den beiden Freundinnen gegenüber saß in schmucker Ulanenuniform, Hellmuth von Rosen. Wunderbar genug schienen ihn die Grausamkeiten seines Onkels gar nicht sonderlich zu rühren. Wenigstens schaute er aus klaren Augen munter und fröhlich drein. War er wirklich mit seinen Gedanken bei jenen opferfreudigen Männern, von denen der Onkel vorlas, die jenseits vieler Meere gekämpft und geblutet hatten? — — Sein Blick ruhte auf Frieda. Sie arbeitete an

einer zarten Spitzenstickerei. Ihre feinen Finger zogen den Faden so zierlich durch das duftige Gewebe; sie legte das schlanke Köpfchen, um das sich prächtige Flechten schmiegten, ein wenig auf die Seite, ihr Werk zu betrachten, knipste mit goldener Scheere den Faden ab — Alles so niedlich, so akkurat! Hellmuth's Blick folgte den Fingern, der Hand, der anmuthigen Kopfbewegung, bis er dann plötzlich auch einmal in Frieda's gerade aufschauende Augen hineintraf, was sie mehr erschreckte als ihn. Es war ein liebliches, stillbeseligendes Herüber und Hinüber, weit, weit ab von den Schrecknissen, die Excellenz jetzt schon mit etwas heiserer Stimme herunter donnerte. Ueber Augusten's übrigens tadellos ehrbares Antlitz, zuckte es wie schelmisches Wohlgefallen hin, wenn sie zufällig dies Begegnen der Blicke kreuzte und das Grübchen, das sich dabei in ihre braune Wange zeichnete, war kaum weniger reizend als Frieda's zartes Erröthen. —

Drei Tage nach dieser Abendvorlesung wusch die Räthin Hagemann in den Morgenstunden ihre Blattpflanzen ab. Sie bediente sich dazu eines feuchten Lappens, mit dem jedes einzelne Blatt blank polirt wurde. Auch hatte sie sich, um leichtfüßiger zu sein, den Kleiderrock aufgenommen und im Rücken mit einer Nadel befestigt, daß sie in ihm wie in einer Tüte steckte. An der Erde standen ein Eimer und zwei kleine Wannen

mit Wasser, in denen der besagte Lappen abwechselnd getränkt und wieder ausgespült wurde.

Inmitten dieser plätschernden Manipulationen hieß es plötzlich: Fräulein Frieda sei da und wünsche Frau Räthin zu sprechen.

„Um diese Stunde?“ rief die überraschte Dame und ein eignes Gefühl flüsterte ihr zu, daß das etwas zu bedeuten habe. Mit der Hast eines warm empfindenden Herzens, das sich nicht lange besinnt, eilte sie Frieda entgegen, ohne erst den Lappen, das Werkzeug ihrer Thätigkeit, aus der Hand zu legen.

Frieda trat herein — ein Blick — und die Räthin hatte sich überzeugt, daß sich allerdings etwas Besonderes ereignet haben mußte, aber leider Gottes nichts Gutes. Bleich und verängstigt stand die junge Freundin vor ihr.

„Tante Hagemann“, rief sie fast athemlos, „ich flüchte zu dir in der Angst meines Herzens. Hilf — rette — tröste!“

„Herzenskind, was ist geschehen?“ — fragte die erschreckte Räthin.

„Etwas Entsetzliches!“ — stöhnte Frieda. „Wir sind verrathen. Frau von Weichselborn weiß von unsrem Gedicht — sie hat an Auguste geschrieben —“

„O du himmlische Barmherzigkeit!“ brach jetzt auch die Räthin los, die Hände zusammenschlagend, zwischen denen der Lappen leise zu tropfen begann.

„Ja" — fuhr Frieda tragisch fort, „es ist allerdings um alle Götter anzurufen. Mir schwindelt, wenn ich überdenke, was daraus werden wird. Der Zorn des Ministers, die gerechte Wuth seiner Gemahlin — o sie stellt uns an den Pranger Augusten und mich, sie hat ohnedies an allen jungen Mädchen etwas auszusetzen! — Die Sache wird Stadtgespräch, mit Fingern wird man auf uns weisen und mein Vater — mein armer Vater, dem ich das bereitet habe!"

Von Angst überwältigt, stürmte Frieda im Zimmer auf und nieder.

„Bitte, renne die Wanne nicht um", flehte die Räthin, „es ist schmutziges Wasser. Mein armes, armes Kind! O ich fühle den ganzen Jammer mit dir. Das ist eine schreckliche Wendung!"

„Viel, viel schrecklicher noch, als du dir denken kannst", klagte Frieda, die noch etwas Besonderes in sich zu überwinden schien. „Ich stehe vor einer gebrochenen Existenz! — Möchte das Alles, Alles sein — ich will nicht an mich selber denken! — könnte ich nur meinem Vater diesen Schimpf, diese Schande ersparen!"

„Aber sage mir", hub jetzt die Räthin wieder an, der die Sache noch gar nicht recht in den Kopf wollte, „wie ist denn nur das ganze Unglück gekommen? und woher weißt du —"

„Hier, ein Brief von Auguste!" — erklärte Frieda, „vor einer halben Stunde habe ich ihn erhalten!" —

und das Blatt entfaltend, das sie eiligst aus der Tasche gezogen hatte, las sie, knapp auf einer Stuhlecke niedersitzend, der Räthin vor wie folgt:

„Frieda, etwas Entsetzliches hat sich ereignet! Feindliche Mächte haben uns einen teuflischen Streich gespielt! Alles ist verrathen! — So eben erhalte ich — ein Donnerschlag aus blauer Luft! — ein Schreiben von der Ministerin, in dem sie mir mit niederschmetternden Worten sagt: es sei ihr zu Ohren gekommen, daß du und ich heillose Spöttereien über ihren Gemahl, den besten Freund unsrer Väter, in Umschwung brächten. Sie citirt mir ganze Stellen aus unsrem Gedicht und wahrlich nicht die schlechtesten! — Wenn denn wirklich, schreibt sie, unserem Gewissen nichts heilig sei, wenn ich nicht wisse, was ich dem Amte meines Vaters schulde — wenn du die edelsten Freundschaftsgefühle deiner Eltern nicht achtetest — wenn wir wirklich schamlos vergessen könnten, daß ihres Mannes weiße Haare (die Perrücke muß sie in der Aufregung gar nicht bedacht haben!), daß sein Name, seine Stellung Ehrfurcht gebieten — so wolle sie es uns sagen, daß solch Betragen frevelhaft, schändlich sei; daß es aber auch der verdienten Strafe nicht entgehen würde. Nichts zu schonen sei sie entschlossen. Noch heute würde der Minister in Person unsere Väter aufsuchen und — — — ich kann nicht weiter!" unterbrach sich Frieda selbst, in-

dem das noch lang beschriebene Blatt, ihren versagenden Händen entsank.

Die Räthin stand stumm und starr. „Ja, was ist da zu thun?! —“ seufzte sie hoffnungslos.

„Nichts, nichts!“ jammerte Frieda, mit hinsterbender Stimme. „Hülfe giebt es hier nicht. Verloren sind wir. O daß mich die Erde verschlänge!“ —

„Unbegreiflich ist es mir nur“ versetzte die Räthin, nach einigem Nachsinnen, „wie die ganze Geschichte herausgekommen sein kann? Du hast mir doch fest versichert, daß Ihr gegen Niemand —“

„Von den Versen gesprochen habt?“ fiel ihr Frieda in's Wort. „Gegen Niemand, außer gegen dich, haben wir davon gesprochen, das kann ich beschwören.“

„Nun, und ich — “ betheuerte die Räthin.

„Ach Gott, das wissen wir ja!“ — rief Frieda aufrichtig, „wie würdest du uns ein solches Leid anthun.“

„Ja, aber dann bleibt es mir doch räthselhaft“, wiederholte Tante Hagemann, „wer es an den Tag gebracht hat. Wir saßen neulich hier so traulich beisammen — Ihr habt mir beinahe flüsternd von dem Gedicht erzählt — die Majorin kam —“

„Gott — die Majorin — — !“ rief Frieda, als tauche plötzlich ein Gedanke in ihr auf.

Der Räthin ging es durch und durch. „Ja — die Majorin!“ — wiederholte sie mechanisch.

„Das Singekränzchen“, ergänzte Frieda.

„Richtig — das Singekränzchen —". Der Räthin war es nicht anders, als theile sich ein dichter Nebel vor ihren Blicken; jetzt lag Alles klar — ja, so mußte es zusammenhängen!

„Natürlich!" bestätigte Frieda, in der auch kein Zweifel mehr blieb. „Beim Singekränzchen traf die Majorin Clara Weichselborn; da hat sie der Tochter des Ministers selbst erzählt, wovon wir hier gesprochen, worüber wir gelacht haben; kann es anders sein? — Aber trostlos ist diese Entdeckung; denn so direct übertragen, läßt sich der Sache nach keiner Seite hin ein rettender Ausweg finden. Die Majorin — das Singekränzchen — Clara Weichselborn — nun ist in der That Alles, Alles verloren! — O ich Unglückliche!" — und und in stummer Verzweiflung rang Frieda trostlos die Hände.

„Ich möchte doch noch einmal meinen Mann fragen, ob der nicht Rath weiß?" — sagte jetzt Tante Hagemann, der es anfing immer bänger um das Herz zu werden, denn die Aussicht, daß es natürlich heißen würde: das ominöse Gedicht sei bei ihr bewundert worden und aus ihrem Kaffeestündchen vom Stapel gelaufen, war auch für sie selbst keine erfreuliche.

„Dein Mann ist ja wohl jetzt gar nicht zu Hause", erwiderte Frieda, die wenig Hoffnung an diesen Vorschlag ihrer Pathin zu knüpfen schien.

„Doch, doch!“ rief die Räthin. „Seit zwei Tagen erkältet, ist er heute nicht auf das Gericht gegangen. Ich rufe ihn! — Hagemann, mein Engelchen“, hub sie schmeichelnd durch den Spalt der Thüre an, die sie bescheiden nur ein wenig geöffnet hatte, „würdest du wohl so gut sein einen Augenblick zu uns herein zu kommen? Hier ist Jemand, der dich dringend zu sprechen wünscht.“

Der Rath antwortete mit einem unverständlichen Gemurmel.

„O du brauchst dich wegen des Schlafrockes nicht zu genieren“, fuhr seine Gattin freundlich fort. „Es ist nur Frieda hier; die nimmt dir das nicht übel.“

Jetzt öffnete sich die Thüre ganz und der Rath erschien. Wegen eines beginnenden Ziegenpeters trug er einen hochrothen Foulard um die Ohren geknüpft und auf jeder Backe eine große Schicht Watte, die nach vorn überstehend, dem ohnedies ernsten Manne, ein besonders feierliches Ansehen lieh.

„Mein Gott, wie sieht es hier aus!“ rief der Rath, anprallend gegen eine breitblättrige Palme, die ihm mitten im Wege stand. Da er sonst um diese Zeit nie zu Hause zu sein pflegte, kannte er die Wohnung nicht, im Zustand der Pflanzenwäsche.

„Verzeih!“ — entschuldigte die Räthin. „Ich war gerade beim Reinmachen, als Frieda kam. Das arme Kind hat so schweren Kummer, daß ich an meine Pflan-

zen gar nicht mehr denken konnte. Wir wollten dir nur erzählen, Hagemannchen —"

„Lege doch diesen äußerst unsauberen Lappen aus der Hand", bemerkte der Rath mißfällig, „das kann doch unmöglich dein Taschentuch sein?"

„O mein Gott nein!" — rief die Räthin verwirrt, jetzt erst ihre Vergeßlichkeit bemerkend. Eiligst flog der in Rede stehende Gegenstand in die nächste Wanne.

Frieda saß unterdessen noch immer wie gebrochen da. Als sich jetzt der Rath mit den wattnen Scheuklappen ihr näherte, ermannte sie sich so weit, ihm mehr oder weniger zusammenhängend und indem sie zehnmal die Farbe wechselte, ihr Elend zu erzählen.

Der Rath erwiderte zuerst gar nichts. Die Hände in den Taschen seines Schlafrocks, stierte er in den Eimer.

„Liebes Kind", sagte er dann, „das ist eine sehr unangenehme Geschichte, die großen Verdruß nach sich ziehen kann. Ich weiß nur den einen Rath: gehen Sie zur Frau Ministerin und bitten Sie ab."

Frieda schrak zusammen, als habe sie Jemand mit eiskaltem Wasser übergossen. „Es ist ein sehr harter Weg, den Sie mir weisen", sagte sie tonlos.

„Sie haben sich ihn selbst bereitet", versetzte der Rath. „Durch Sie sind diese Verse verbreitet worden; Sie müssen zuerst heran. Die Dichterin kann nachfolgen."

„Aber wird dadurch irgend etwas gut gemacht?“ fragte Frieda zweifelnd.

„Nein!“ – war des Rathes trockne Erwiderung; „gut machen läßt sich hier überhaupt nichts. Aber Ihre Reue können Sie beweisen.“

Frieda, die das Richtige in des Rathes Worten fühlte, senkte die Stirn und hub bitterlich zu weinen an. Mit tausend zärtlichen Worten suchte Tante Hagemann ihren Schmerz zu lindern, ihr Beruhigung zu schaffen. Der Rath, der schon von Natur nicht redselig war, und dem heute der Ziegenpeter das Sprechen noch besonders erschwerte, blieb bei seinem lakonischen: „Gehen Sie zur Ministerin!“ — das arme Mädchen kämpfte einen schweren Kampf. Begreiflicher Weise schauderte ihr vor der Demüthigung, die sie sich selbst auferlegen sollte und die ihr durch das hitzige Temperament der weiblichen Excellenz noch Gott weiß wie sehr, erschwert werden konnte. Andrerseits war der Wunsch, den Kummer, den sie ihrem geliebten Vater unabänderlich bereitet hatte, möglichst zu mildern, sehr rege in ihr. Als deshalb der Rath noch ein Paar Mal mit genierter Kinnlade sein: „Abbitte — Ministerin“, gemurmelt, und die Tante ihr unermüdlich liebevoll zugeredet hatte, entschloß sie sich, ob auch mit schwerer Ueberwindung, dies bitterste aller Mittel wirklich zu ergreifen.

„Gut also — ich gehe!“ sagte sie, sich langsam erhebend.

„Gutes — vortreffliches Kind!“ — rief die Räthin bewegt; und sich Bahn brechend durch alle verstreut um sie herumstehenden exotischen Gewächse, holte sie in aller Eile Hoffmannstropfen auf Zucker, zu Friedas Stärkung, die Dieselbe auch willig schluckte, ohne im Geringsten zu wissen wozu das sei.

„Es ist mir als sollte ich zur Richtstatt“, sagte Frieda, ihre Handschuh anziehend.

„Bitte, nimm eine Droschke“, bat die Räthin, „du bist so angegriffen.“

Frieda versprach es; dann noch einen Handschlag dem Rath, ein kurzes, schmerzliches: „ich danke!“ — für die moralische Hülfe, die er ihr geleistet hatte und fort war sie. Die Räthin schluchzte leise vor sich hin.

„Du weinst, Hannchen“, bemerkte ihr Gatte nach einer kleinen Weile. „Du hast auch allen Grund dazu. Dies ist eine gefährliche Geschichte und ich gestehe Dir: ich habe mich von Anfang an gewundert, wie du so leichtsinnig auf solchen Uebermuth eingehen konntest — eine Frau in deinen Jahren!“

„Ach Gott ja, liebster Hagemann“, gab die Räthin kleinlaut zu, „ich sehe ein, wie unvorsichtig ich gewesen bin. Aber das Gedicht war so sehr komisch — du hast es nicht gehört! — und ich bin so einsam — wer konnte auch denken, daß es so enden würde, so schrecklich!“ —

Und die arme, tiefgebeugte Seele versuchte ihre vorhin unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen. Den Blattpflanzen jetzt noch die ihnen zugedachte Reinigung zu gewähren, hatte die Räthin freilich alle Stimmung verloren. Aber wenigstens einige Ordnung in ihrer Umgebung herzustellen, schien ihr unerläßlich. Nur leider waren ihre Gedanken mit so ganz anderen Dingen beschäftigt, daß sie Alles beim verkehrten Ende anfing. Je mehr sie schob, schleppte und rückte, desto wüster wurde es um sie her. Der Gatte, der diesen nie gekannten Zuständen entschieden wenig Reiz abgewann, hatte sich eben wieder in den Actentempel zurückbegeben, als draußen abermals und zwar überaus heftig an der Klingel gezogen wurde. Die geängstigte Räthin flog nach der Thür um zu forschen was das nun wieder zu bedeuten habe? Dorothee hatte bereits geöffnet.

„Ist Fräulein Frieda hier?“ — hörte die Räthin hastig fragen und sie erkannte Augustens Stimme.

„Eben in einer Droschke fortgefahren“ — berichtete Dorothee, „ich hörte sie dem Kutscher die Adresse von Excellenz geben!“

„Guter Gott — sie wird doch nicht?“ — fuhr es Augusten heraus. „Kann ich die Räthin sprechen? Sehr rasch, sehr eilig!“

Diese hatte inzwischen schon die Thür aufgemacht. Auguste stürzte herein.

„Ist es wahr? Zu Excellenz?“ fragte sie, aller pflichtschuldigen Begrüßung vergessend.

„Ja — ja“, bestätigte die bebende Räthin.

„Aber was will sie dort? Was hat sie vor?“ —

„Abbitte thun — das Gedicht — der Brief —“

„Abbitte — bei Excellenz? O unglückselige Ueberstürzung!“ rief Auguste, sich vor die Stirn schlagend. „Was habe ich angerichtet!“

„Ja, was haben Sie angerichtet!“ wiederholte Tante Hagemann. „Es ist eine trostlose Geschichte. Aber Frieda ist so gut! Sie sah schließlich selber ein, daß demüthig sein Unrecht zu bekennen, immer noch das Beste ist was man thun kann. Sehr schwer hat sie sich entschlossen; nur der Gedanke an ihren Vater —“

„Unseliger Vater, unseliger Gedanke“, wiederholte Auguste nun auch ihrerseits zwischen den Wannen und Palmen auf und nieder stürmend. „Wie konnte ich denn ahnen, daß sie so rasch zu Werke gehen würde? — Es war ja gar nicht nöthig — es ist ja Alles, Alles gar nicht wahr!“

„Was ist nicht wahr?“ — stammelte die Räthin.

„Das ganze Märchen von dem entdeckten Gedicht! Das habe ich mir ja nur ausgedacht, um Frieda für ihr Ausplaudern ein Bischen zu ängstigen, weiter nichts!“ —

„Aber Ihr eigner Brief, liebe Auguste — der Brief der Ministerin —“

„Ausgedacht, Alles ausgedacht! Kein wahres Wort ist daran. Niemand weiß von dem Gedicht. Necken wollte ich Frieda — das ist das Ganze!“

Jetzt stand die Räthin allerdings versteinert. Loths Weib war nichts gegen ihre Starrheit.

„Ausgedacht? — nichts wahr daran?“ — stieß sie einzeln heraus. „Unser Schrecken, Friedas Angst, jetzt ihr eignes Geständniß der Ministerin gegenüber — das Alles unnöthig, Alles nur ein Spaß? — Ja, liebe Auguste, nehmen Sie mir's nicht übel, aber Sie treiben in der That den Uebermuth etwas weit!“ Und dabei setzte sich die Räthin fest auf einen Stuhl. Sie hatte jetzt eigentlich der Ueberraschungen genug.

„Soll man sich denn niemals ein unschuldiges Vergnügen machen?“ — eiferte Auguste, zu ihrer eigenen Entschuldigung; „immer nur still und steif da sitzen, die langweiligsten Vorlesungen genießen, ewig Musik hören? — das hält man nicht aus, wenn man zwanzig Jahre alt ist und Temperament hat.“

„Angenehmes Temperament, die Leute an der Nase herumzuführen!“ dachte die Räthin und: „Arme, arme Frieda!“ — seufzte sie laut. „Jetzt steht sie wahrscheinlich gerade in tiefster Zerknirschung vor der wuthschäumenden Ministerin und macht sie ohne alle Noth selber mit dem unseligen Spottliede bekannt.“

„Es ist zum Rasendwerden!“ rief Auguste, die Arme auf der Brust verschränkend. „Ich dachte mir

den Spaß so harmlos. Eine Stunde nachdem sie meinen Brief erhalten haben mußte, wollte ich Frieda aufsuchen, noch ein Bischen Tragödie vor ihr spielen und sie dann von aller Angst erlösen, um tüchtig mit ihr über so unnöthige Sorgen zu lachen. Ich gehe auch hin zu ihr, wie ich's mir vorgenommen habe, finde sie aber nicht mehr zu Haus; sie sei zu Ihnen gegangen, sagte mir das Mädchen, und habe wohl Kopfweh gehabt, ihr Aussehen sei jammervoll gewesen. Das jagt mir gleich einen Schreck in die Glieder. Ich stürze hierher und höre — — nein, es ist gräßlich, gräßlich!" — setzte Auguste erblassend hinzu. „Wenn ich an Hellmuth denke, an die Verlobung —"

„Verlobung?" fuhr die Räthin auf; „was ist denn das nun wieder?"

„Ach, wissen Sie es denn noch nicht?" — erzählte Auguste wehklagend, „heute oder morgen hätte sich Frieda mit dem Lieutenant von Rosen verlobt. Die Schale war bis zum Rande voll und sie wären so glücklich mit einander gewesen! — Dieser öffentliche Scandal reißt natürlich Alles auseinander, Familienbande — Freundschaftsbande. Der Präsident geht daran zu Grunde. Auf der Kanzel muß mein Vater über mich erröthen; — einen Elephanten habe ich den Minister genannt!"

Letzteres schien die Räthin weniger zu rühren; die zerstörte Verlobung dagegen, hatte ihr sichtlich einen Stich ins Herz gegeben.

„Darum, darum also", jammerte sie, „das Wort von der gebrochenen Existenz! — Meine arme Frieda! O es ist herzzerreißend!" — und nun selber in heiße Thränen ausbrechend, barg die Räthin das Gesicht im Tuche, welches bald dem vorhin irrthümlich festgehaltenen Lappen, an Nässe nichts mehr nachgab.

„Das Weinen hilft nichts", entschied Auguste kurz, „es muß gehandelt werden. Adieu Frau Räthin!"

„Mein Gott, wohin denn nun?"

„Zur Ministerin!"

„Ach was soll das jetzt noch helfen? — Frieda ist ja schon seit einer halben Stunde fort. Sie hat längst alles bekannt."

„Gleichviel!" versetzte Auguste, mit einer gewissen todesmuthigen Energie. „Kann ich sie nicht mehr retten, so will ich wenigstens mit ihr vernichtet werden. Halten Sie mich nicht auf, Frau Räthin, ich beschwöre Sie! Die Minuten sind kostbar."

„Nun denn, so gehen Sie!" — rief die Räthin, die schließlich selber nicht mehr zu rathen wußte, der Davoneilenden nach. Vor der Thür hielten Droschken. Auguste versprach dem Kutscher ein hohes Trinkgeld, wenn er seinen Schimmel laufen lassen wollte was er konnte. Und fort ging es, abermals zu Excellenz! — daß Kies und Funken stoben. —

Ehe wir Augusten auf ihrer kühnen Fahrt begleiten, sehen wir zu, was inzwischen aus der unglücklichen

Frieda geworden ist. Sie hatte in ihrer Droschke mit gefalteten Händen gesessen, immer vor sich hin seufzend: „erbarme dich! erbarme dich!“ Auch hätte sie sich das langsamste Pferd der Welt gewünscht, denn ihr graute davor ihr Ziel zu erreichen.

Johann — Excellenz' gallonirter Livré-Bediente — öffnete ihr und auf ihre Anfrage: ob die Dame des Hauses zu sprechen sei? — erwiderte er: er wolle nachsehen! — Folgten fünf Minuten tödtlichen Wartens. Dann kam Johann mit dem Bescheid zurück: „Frau Ministerin seien zwar zu Hause, im Momente aber dringend beschäftigt. Wenn sich jedoch das Fräulein ein wenig gedulden wolle“ —

„Ja, ich will mich gedulden“, sagte Frieda gleich entschlossen, denn dessen war sie sich bewußt: zum zweiten Male that sie den Gang hierher nicht! —

Johann öffnete ein Vorzimmer und bat: „nur weiter hinein zu treten, in zehn Minuten spätestens würden die Gnädige im Salon erscheinen.“

Frieda aber ließ sich am Vorzimmer genügen. Wie angewurzelt blieb sie dort stehen, ohne jede Lust sich weiter vorwärts zu wagen, als unumgänglich nöthig war. Im angrenzenden Salon jedoch befand sich, wenn auch nicht Frau von Weichselborn, so doch Jemand Anderes, dem es die willkommenste Ueberraschung von der Welt war, in einem gegenüberhängenden Pfeilerspiegel, plötzlich Friedas anmuthiges Bild, wartend im Neben-

zimmer, erscheinen zu sehen. Hellmuth von Rosen nämlich, der Gast des Hauses, las im Salon die Zeitung. Wahrscheinlich nicht sehr aufmerksam, denn übermorgen ging sein Urlaub zu Ende und ehe er in die Garnison zurückkehrte, war er entschlossen, den Präsidenten, Friedas Vater, um eine Entscheidung anzugehen, von der das Glück seines Lebens abhing. All seine Gedanken waren erfüllt und bewegt von diesem einen Gegenstand. Da sah er unerwartet, wie durch eine Himmelsschickung, Frieda selber hier erscheinen — er war mit ihr allein — —

„Fräulein Frieda!“ rief er freudig, ihr entgegengehend. „Aber mein Gott, Sie sehen ja so blaß, so verstört aus! Ich habe Sie doch nicht erschreckt?“

„Allerdings ahnte ich Ihre Nähe nicht“, erwiderte Frieda, nach Fassung ringend, als sie dem Geliebten jetzt gegenüber stand. Es kam sie hart an, ihm noch einmal zu begegnen. Lieber hätte sie ihn nie, nie wieder gesehen, da doch Alles zwischen ihnen vorüber sein mußte. Nun mahnte sein treuherziger Blick, der Klang seiner Stimme sie nur, welch freundliches Glück ihr verloren war, für ewig.

„Sind Sie denn krank?“ rief Hellmuth, voll Besorgniß in ihr gramentstelltes Antlitz schauend. „So habe ich Sie ja noch nie gesehen. Setzen Sie sich, um Gotteswillen!“ — er schob einen Sessel heran. „Es ist Ihnen doch kein Leid geschehen?“

„Nein, nein", stammelte sie, „es ist nichts, gar nichts! — Ich wollte nur Ihre Frau Tante sprechen."

„O, meine Tante wird später wohl kommen", meinte er, weniger pressirt, indem er der Bebenden gegenüber Platz nahm. „Aber ehe sie kommt, bitte sagen Sie mir Fräulein Frieda — liebe Frieda — was Ihnen widerfahren ist."

„Ich kann nicht", stieß sie mühsam hervor.

„Und ich möchte doch so über Alles gern, daß Sie könnten!" bat er mit einschmeichelnder Innigkeit. „Sehen Sie, ich meine es so gut mit Ihnen, liebe, theuerste Frieda, — o Sie können gar nicht denken wie gut —" und dabei schlossen sich leise seine beiden Hände um die ihrigen, die unter dem Handschuh kalt waren wie Eis. Weiter schmeichelte seine Stimme immer weicher, immer traulicher an ihr Herz heran. Sein Blick ruhte mit so eindringender Innigkeit auf Frieda, daß er den ihren gleichsam zu sich empor zog und als sich Auge nun in Auge verlor, als seine männliche Rechte die kleinen, kalten Finger im Handschuh immer fester und zärtlicher drückte, da wußte Frieda endlich nicht mehr wie ihr geschah; Gedicht und Jammer, Abbitte und Excellenz, rückten ihrem Gedächtniß ferner und ferner. Sie vergaß den Rath sammt seinem Ziegenpeter und was sie ihm versprochen hatte. Sie dachte weder an Tante Hagemann, noch an Auguste; Geständnisse allerdings wurden hier gemacht, aber durchaus nicht

zerknirschender Art, gingen sie vielmehr wie Sonnenschein über Friedas geängstigtes Herz hin und weckten darin eine stille, wonnige, nie geahnte Glückseligkeit.

Die Ministerin kam noch immer nicht und Niemand beklagte es. Flüsternd saßen die Zwei, der Zeit nicht achtend, die so an ihnen vorüber rann.

Die dringende Abhaltung aber, die Frau von Weichselborn verhindert hatte, Friedas Besuch sogleich zu empfangen, bestand im Anprobiren einer neuen Robe; denn bei dem korrecten Tone, der im Hause herrschte, wußte man in jeder Beziehung was man seiner Stellung schuldig war und die Ministerin beanspruchte gut sitzende Kleider vom besten Schnitt. Nun hatte sie es gerade heute mit einer neuen Schneiderin versucht und als ihr Frieda gemeldet wurde, stand sie in einem absolut ärmellosen Leibchen, das über und über mit Nadeln besteckt war, vor ihrem Anziehspiegel. Sie ließ das Fräulein bitten, nur wenige Minuten zu warten; aber nicht so rasch wie sie gedacht hatte, ließ sich die wichtige Angelegenheit erledigen. Es fand sich nämlich, daß sich die neue Kleidertaille und die breite Büste der Ministerin, vollständig in einander geirrt hatten. Hier klemmte die Brustfalte, dort würgte das Halsloch; die Rückennaht platzte jetzt schon von einander, und die Schöße gar, spannten in bedenklicher Weise. Nun gehörte aber Frau von Weichselborn, wie gesagt, nicht zu den Geduldigen. Sie zankte los über

den verschnittenen Stoff; die Schneiderin fing an zu weinen, die Kammerjungfer verlor den Kopf und über der Scene, die sich daraus entspann, vergaß die Dame ganz und gar, daß im Salon Besuch auf sie wartete. Aus den zehn Minuten wurden zwanzig, eine halbe Stunde; bis endlich Johann, der ein Mißverständniß fürchtete, leise an die Thür des Toilettenzimmers klopfte, um die junge Dame, die er vorn hereingelassen hatte, noch einmal in Erinnerung zu bringen.

„Ach Gott, die kleine Frieda!“ — rief die Ministerin ärgerlich, „ja, sie muß Geduld haben!“

Denn nun galt es doch noch, da jetzt auch das ärmellose Leibchen abgelegt war, irgend eine Toilette zu machen, in der man sich sehen lassen konnte. Darüber ging wieder eine Viertelstunde hin; aber was schadete das? — Frieda hätte noch viel länger Geduld gehabt. Sie saß und sah ihn an — bald lächelnd, bald erröthend; er sprach so überaus liebe, bezaubernde Worte zu ihr und hielt noch immer die kleine Hand, die sich sanft in der seinen erwärmt hatte. Da ging die Thür — auseinander stoben sie, er hier, sie dort hin; vor ihnen stand — Auguste.

„Auguste! — o mein Unglück, mein Elend!“ rief Frieda, bleich werdend wie ihr Taschentuch. Mit Centnerlast fiel die Erinnerung, weshalb sie eigentlich hier hergekommen war, auf ihre Seele zurück.

Mit einem Blick hatte Auguste die Situation überschaut: Frieda mit Hellmuth allein, zwei Stühle sehr nahe an einander gerückt, keine Ministerin weit und breit — das sah beinahe aus wie Hoffnung!

„Wie viel hast du gestanden?“ — rief die Dichterin des ominösen Poems, in athemloser Spannung ihrer Freundin entgegen; aber ehe noch Frieda eine Silbe hervorstottern konnte, rauschte nebenan eine seidne Schleppe und unter der Portière der Salonthür wurde die Ministerin sichtbar.

„Ich habe Sie warten lassen, theuerste Frieda“, bebegann sie mit süßlicher Freundlichkeit, „bitte tausend Mal um Entschuldigung! Ich war so dringend in Anspruch genommen. Siehe da, auch ihre liebenswürdige Freundin Fräulein Hammerfeld! Das ist ja ganz charmant. Wie werden es meine Töchter bedauern nicht zu Hause zu sein. Aber treten Sie doch näher, bitte, bitte! — Stühle, lieber Hellmuth!“ — und mit huldvoller Handbewegung, nöthigte die Dame in ihren Salon.

„Die weiß von nichts!“ — darüber war Auguste im Klaren; „so flötet Keine, deren bessere Hälfte man einen Elephanten genannt hat. Wenn nur Frieda jetzt nicht edle Regungen bekommt und mit dem Geständniß herausplatzt.“

Mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit, die der Moment ihr aufnöthigte, setzte sich nun Auguste zur

Ministerin, zungenfertig, in heiterer Verbindlichkeit beginnend:

„Excellenz müssen gütigst entschuldigen, wenn wir gestört haben. Mich trieb eine große, unbescheidene Bitte hier her. Fräulein Clara trug neulich Abend ein so reizendes Fichu Marie Antoinette. Wenn ich den Schnitt haben könnte!! — Ich weiß, es ist sehr unbescheiden darum zu bitten, auch hatte ich gar nicht den Muth herzugehen; aber meine Freundin dort, die viel unternehmender ist als ich, sagte mir ihre Begleitung zu. Das Wetter ist ohnedies so schön. Waren Excellenz heute schon an der Luft?"

„Habe leider noch nicht Zeit gehabt."

„Excellenz sind immer so ernst in Anspruch genommen! Ein großer Haushalt und dann die Wohlthätigkeit, die auch so viel Zeit fordert. Ja, was ich schon immer sagen wollte, — wir haben da, schon von lange her, noch ein Fußkissen stehen mit einem grünen Papagei und gelben Franzen; wenn ich das Excellenz zum nächsten Bazar übersenden dürfte? — Auch drei Paar braune Kinderstrümpfe, die etwas kurz gerathen sind —"

„O wir nehmen Alles!" lächelte die Ministerin gütig.

Ein ergiebiges Thema war angeschlagen. Auguste entwickelte eine so glänzende Beredsamkeit, daß Niemand anderes zu Worte kommen konnte, am wenigsten

die gute Frieda, die von alle dem aber auch gar nichts verstand und wie versteinert da saß. Die Rückkehr der Töchter vom Hause, brachte endlich noch eine neue Bewegung in den kleinen Kreis und Frieda fand Gelegenheit sich ihrer Freundin zu nähern, um ihr in starrem Erstaunen zuzuflüstern:

„Aber liebe Auguste, was soll denn nur dies Alles bedeuten? Ich falle wirklich aus den Wolken —"

„Thue das, wenn es dir Vergnügen macht", raunte Auguste zurück, „nur habe die Güte und sei still." —

Als sich die Freundinnen, nach vielen ihnen aufgetragenen Empfehlungen und Freundschaftsversicherungen an alle Lieben zu Haus, endlich dankend verabschiedet hatten, äußerte die Ministerin gnädig: „Diese kleine Hammerfeld ist eigentlich gar keine üble Person. Unterhaltend und wohlerzogen."

Hellmuth hatte ritterlich die jungen Damen bis zur Thür geleitet; wohl auch noch ein Stückchen weiter! — Als Frieda und Auguste jetzt Arm in Arm die Straße hinuntereilten, welche Erklärungen! welche Eröffnungen! — der Ueberraschung, der Freude war kein Ende. Ein Stein fiel Frieda vom Herzen als sie erfuhr, daß man sie nur zum Besten gehabt hatte. So leicht wurde ihr zu Muth, daß sie Augusten gar nicht einmal böse sein konnte, über den tollen Streich, den diese ihr gespielt hatte. Wem unter der Sonne hätte sie über-

haupt jetzt böse sein können? — Gegen Abend erschien Hellmuth beim Präsidenten; Tantchen Hagemann erhielt noch selbigen Tages ein kleines Briefchen mit großen Nachrichten, und am anderen Morgen war die ganze Stadt voll — nicht von dem Spottliede und dem daraus erwachsenden Scandal! — sondern von Hellmuth und Friedas Verlobung.

Lieutenant von Rosen nahm acht Tage Nachurlaub, um sein junges Glück zu genießen. Bei Friedas Ehrlichkeit ist anzunehmen, daß, da sie es bei der Ministerin selber nicht angebracht, sie ihm wenigstens das Geständniß nicht vorenthielt, welch großes Unrecht sie gegen seine Verwandten auf dem Herzen habe. Es wurde ihr die Beichte hier weniger schwer, als sie es dort gewesen wäre; auch schien es nicht, als habe Hellmuth zu Folge derselben eine besonders schwere Strafpredigt über seine kleine Braut ergehen lassen. Im Gegentheil erhob sich am Abend, als Auguste zum Besuche da war, zwischen ihr und dem Brautpaar, in Friedas traulichem Mädchenstübchen, ein geheimnißvolles Tuscheln und Kichern, aus dem immer wieder helles, schallendes Gelächter hervorbrach, das auch dann noch nicht enden wollte, als Frieda, beinahe gegen den Willen ihres Verlobten, der den Verlust lebhaft zu bedauern schien, ein Paar eng beschriebene Blätter im Kamin verbrannt hatte.

Hätte Hellmuth etwa mit mehr Strenge die Würde seines Onkels vertheidigen sollen? — Jugend hat nun einmal keine Tugend; dagegen hat der Humor ein entschiedenes Recht im Leben und wo er richtig trifft, muß man ihn gelten lassen, selbst wenn es ein Oheim und obendrein eine Excellenz ist, an denen er seine Neckereien übt.

Beim Verlobungsmahle waren alle Freunde der Familie versammelt. Tante Hagemann hatte am eignen Ehrentage kaum seliger gestrahlt als heute, wo sie ihr geliebtes Pathkind so glücklich sah. Ihr Gatte fehlte leider bei dem Feste; denn da der Ziegenpeter bekanntlich neun Tage steigt und neune fällt, so hatte er bei dem würdigen Manne eben jetzt ein Stadium erreicht, in dem dieser es nicht gerathen fand, seine Erscheinung in größerer Gesellschaft zu produciren.

Die Majorin Luks dagegen saß mit an der Tafel.

„Ja, ja", flüsterte ihr Tante Hagemann schelmisch zu, nachdem sie ihr alle Schrecken geschildert, die ihre letzte Pflanzenwäsche unterbrochen und nun doch zu so überaus erfreulichem Resultate geführt hatten, — „einen kleinen Verdacht schöpften wir schon gegen Sie, Beste, und gegen das Singekränzchen, daß das zum Verräther an uns geworden sein könne."

„Gegen mich? gegen das Singekränzchen?" — rief die unschuldige Majorin. „Das war ungerecht, in der That! Denn ich versichere Sie, ich hatte die ganze Ge-

schichte schon wieder vergessen, als ich aus Ihrer Thüre trat. Habe ich die Mädchen gewarnt, so geschah das in ihrem eignen Interesse. Ich selbst fand die Sache ganz harmlos; tyrannisches Wesen ruft nun einmal immer Opposition hervor. Meine Ansicht ist: man muß der Jugend gönnen, daß sie sich rührt, muß ihr nicht immer ein dämpfendes „St.....!" — in ihre natürliche Beweglichkeit hineinrufen. Die Zeit kommt früh genug, wo es stiller wird um uns her und wo wir dann ganz von selber unser Ohr ernsteren Klängen zuwenden. Also lassen wir die Fröhlichen fröhlich sein, so lange sie es können. Augustens glücklicher Humor soll leben hoch — und abermals Hoch! — Uebrigens, liebe Justizräthin, habe ich in meinem ganzen Leben noch kein hübscheres Brautpaar gesehen, als Hellmuth von Rosen und unsre Frieda."

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
nicht [illegible]
natürlich [illegible]
[illegible] genug, [illegible]
[illegible]
werden. [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Leben
[illegible]
[illegible]

Inhalt.

aufzuweisen hat. „Margarethe Holm" ist eine Novelle, welche an poetischem Gehalt, Lebenswahrheit, Seelenmalerei und Charakterzeichnung ihresgleichen sucht, und wo sich dem edelsten Realismus in der frappanten Zeichnung von Menschen und Gesellschaftskreisen, namentlich aus der vornehmen Welt, dem maßvollsten und wirksamsten Colorit der Situationen doch ein reizender Humor zugesellt. Nicht minder gelungen ist der „Amethyst", wo die lieblichsten und wirksamsten Contraste von Frauencharakteren einander gegenübergestellt und die allmählich erwachende Neigung des gelähmten hochgebildeten Mannes zu der an Geist und Charakter bedeutenden jungen Heldin meisterhaft gezeichnet sind. Nicht minder wirksam und befriedigend ist die Schilderung der armen Waise und ihrer Umgebung im Hause des Vormunds, und die Art und Weise, wie sie sich ihren Ulanenlieutenant erkämpft. „Die schöne Frau" enthält wundersam feine, liebliche und ergreifende Stellen. An Kraft und Kunst der Schilderung psychologischer Vorgänge und tieferer Züge des Seelenlebens kommt Walter Schwarz häufig George Sand gleich, an echter Weiblichkeit und Zartheit übertrifft sie diese noch.

Aus Sommertagen. Walter Schwarz' Gesammelte Novellen. Zweiter Band (Lea — Auch ohne Flügel — Auf der Wolkenburg — Gerettet). Klassikerformat, $22^1/_2$ Bogen. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr., in Originaleinband mit Goldschnitt 1 Thlr. 25 Sgr.

Aus der „Neuen Preußischen Zeitung". Eigenthümlich ist fast allen Novellen von Walter Schwarz, daß sie einen Kampf freier Selbstbestimmung gegen berechtigte und unberechtigte Schranken, besonders des angebornen Standes schildern. In „Lea" wird der Knoten, d. h. der Kampf gegen das Vorurtheil — es ist die Edelmannstochter einer bürgerlichen Mutter — nicht zerschnitten, sondern mit sehr geschickter Hand sanft gelöst. Dasselbe läßt sich von der Novelle „Auf der Wolkenburg" sagen. Die beiden besten Novellen sind: „Auch ohne Flügel" und „Gerettet", so schlicht vorgetragen, so zart und duftig, daß sie freilich spurlos an der Emotionsgier der großen Masse vorübergehen werden, aber auf den sinnigen Theil der Lesewelt des besten Eindrucks gewiß sein können. Diese Novellen „Aus Sommertagen" werden sicherlich recht viele Freunde finden auch in — Wintertagen.

Aus Sommertagen. Walter Schwarz' Gesammelte Novellen. Dritter Band (Alexandrine Lonska — Das Geld — Herbsttage — Alräunchen). Klassikerformat, 19 Bogen. Geheftet 1 Thlr., in Originaleinband mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Sgr.

Aus den „Kritischen Blättern". Wenn die Gabe spannender Erzählung, feiner psychologischer Tact, nicht gewöhnliche Phantasie und richtiges Gefühl für die ästhetischen Schönheiten der Form, Eigenschaften, die den im vorliegenden Bande enthaltenen Novellen sämmtlich nachgerühmt werden können, einen tüchtigen Novellisten machen, — so ist der Verfasser mit gutem Fug be-

rechtigt, sich als einen solchen zu betrachten und zu erwarten, vom Publikum wie von der Kritik als solcher anerkannt zu werden. Die erste Novelle „Alexandrine Lonska" zeigt das leider naturwahre Bild eines jungen Mädchens mit der heutigen Pensions- und Institutsbildung, ihren glänzenden äußeren Firnis, der fürs Salonleben gerade ausreicht und die erschreckende Armseligkeit ihres Gemüthes, dessen vernachlässigte Ausbildung sich furchtbar rächt, wenn die Stürme des Lebens die maienwonnigen Tage des Jugendmorgenrothes ablösen. Am besten gefiel uns die Skizze „Herbsttage" mit der anmuthigen Schilderung des Abends auf der bewaldeten Anhöhe und der tief ergreifenden Darstellung der Seelenkämpfe des Helden und der von ihm geliebten Frau. Kurz und gut, die Novellen sind eben so empfehlens- als lesenswerth, und wir sind überzeugt, daß, wer sie gelesen, sich für den Verfasser und seine späteren Arbeiten ein günstiges Vorurtheil bewahren werde.

Der Rosenkönig.

Von

Heinrich Seidel.

Miniaturformat, 6½ Bogen. In Originaleinband mit Goldschnitt 1 Thlr.

„Man sieht im Gang der Poesie", schreibt Goethe an Schiller (395. Brief), „daß Alles zum Drama, zur Darstellung des vollkommen Gegenwärtigen sich hinneigt. So sind Romane in Briefen entschieden dramatisch, und man kann mit Recht förmliche Dialoge einfügen." Eben in dieser dramatischen Form entfaltet die vorliegende Novelle in Tagebuchblättern ein idyllisch anmuthiges Bild individuell ausgeprägten Stilllebens dicht neben dem geräuschvollen Treiben einer großen Stadt. Poetische Frische und unversieglicher Humor erhöhen den Werth dieser lieblichen Dichtung.

Aus der „Augsburger Postzeitung". Der äußerst eleganten Ausstattung dieses Büchleins entspricht vollkommen der Inhalt der in Briefform gehaltenen Erzählung: Wie der Held der Novelle nach langem Hangen und Bangen zwischen Furcht und Hoffnung sich seine Braut erobert. Was aber diese Dichtung zur angenehmen Lectüre macht, ist der sinnige und gemüthvolle Humor, der sich stets dicht an der Grenze tiefen Ernstes hält und trotz der erzählenden Form vorzugsweise an die lyrische Empfänglichkeit des Lesers, namentlich der Leserinnen sich wendet. Darum eignet dies Buch sich besonders als Angebinde für Damen, denen die darin enthaltene, häufig mit Selbstverspottung gewürzte „Leidensgeschichte" gewiß viel Vergnügen bereiten wird

---

Blätter im Winde.

Gedichte

von

Heinrich Seidel.

Klassikerformat, 11½ Bogen. Geheftet 1 Thlr., in Originaleinband mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Dichter, welcher die poetische Literatur erst vor Kurzem in seinem „Rosenkönig" mit einer überaus lieblichen Schöpfung bereichert und allge-

meinsten Beifall geerntet hat, bietet hier eine Auswahl von Gedichten, deren ein großer Theil als Lieder, gleich Blättern im Winde, seinen Weg nach überall, d. h. in den Volksmund nehmen dürfte, — so innig empfunden und von ungekünsteltem Humor durchweht sind diese heiteren Gaben der Musen. In dem zelotismusnährenden Gewühl politischer und religiöser Parteien hat der Sänger seine Leier nicht gestimmt, aber entzückt lauschen wir mit ihm dem vielstimmigen Walde, empfinden die Nähe der Blumen und lesen beglückt in den Augen des geliebten Mädchens. Jedem Freunde wahrer Poesie werden diese Dichtungen hoch willkommen sein.

Treu zum Tod.

Vaterländische Dichtungen

von

Hugo Freiherr von Blomberg.

Miniaturformat, 7½ Bogen. In Originaleinband mit Goldschnitt 24 Sgr.

Aus der „Neuen Preußischen Zeitung". Wir wollen heute einen Kranz auf ein noch frisches Grab legen. Am Tage nach dem Siegeseinzug unseres Heeres starb zu Weimar der Dichter und Maler, Freiherr v. Blomberg. Aus seinem Nachlaß hat Friedrich Eggers, den wir auch in dem sinnigen Vorwort zu erkennen glauben, vaterländische Dichtungen gesammelt, die unter dem Titel „Treu zum Tod" in entsprechender schöner äußerer Gestalt im Verlage von Rud. Hoffmann hier erschienen sind. Diese Gedichte bilden ein abgerundetes harmonisches Ganzes. Daß die kleine Sammlung so abgerundet und so harmonisch werden konnte, verdankt der Verfasser und jeder Patriot mit ihm dem wunderbaren Gange der Begebenheiten, der unser Preußen unter dem Heldengeschlecht des regierenden Hauses mit Gottes gnädigem Beistand an ein großes nationales Ziel geführt hat. Die Dichtungen begleiten den Werdegang Preußens und den Aufgang des neuen Reichs seit den Zeiten des großen Friedrich. Mit einem prächtigen kernigen Gedicht von den „weißen Husaren":

> Die Natzmer-Ulanen hatten böses Glück,
> Sie wollte nimmer schauen des großen Königs Blick,
> Und lobt er all die Seinen, zu Fuß und zu Pferd,
> Doch schalt er — „Die Hullanen seindt das Brod nicht wehrt,"

beginnt die Sammlung; sie schließt mit den vollen Tönen von Siegesliedern aus dem letzten Kriege (zuletzt „König Wilhelms eigenstes Werk"), oder vielmehr, in die Friedenstage hinüberschauend, mit dem von der Germania gesprochenen „Prolog zur Dürerfeier." Das Büchlein gehört recht eigentlich auf den Weihnachtstisch. Dem Namen des Buchs entsprach des Dichters Charakter: treu zum Tod. Wir aber wollen dankbar ihm über seinen Tod hinaus die Treue wahren.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Zettler